

BIBLIOTHEK
DER
UNIVERSITÄT
VON
WÜRZBURG

44 XLV

Die Frankenwarte



Illustrierte Wochen-Chronik für aktuelle Tagesfragen mit spezieller Berücksichtigung des Frankenlandes.

Mr. 1 Würzburg, 15. November 1913 1. Jahrg.

Die „Frankenwarte“ erscheint wöchentlich einmal am Samstag und ist durch sämtliche Papier- und Schreibutensilien-Handlungen sowie durch die Kosportreure zum Preise von 10 Pfennig pro Nummer zu beziehen.

Jeder Abonnent der „Frankenwarte“ ist mit 500 Mk. auf den Todesfall, herbeigeführt durch Unfall, bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg versichert. Jeder Unfall ist unverzüglich nach Eintritt desselben der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank anzuzeigen, auch muss sich der Verletzte innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall in ärztliche Behandlung begeben. Todesfälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt der Bank telegraphisch (Telegrammadresse: Lebensbank Nürnberg) zur Anmeldung gebracht werden. Ueber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluss, die vom Verlage der „Frankenwarte“ (Würzburg, Petrinistrasse 18) oder von der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank A. G. in Nürnberg zu beziehen sind.

An unsere verehrl. Abonnenten!

Beachtenswerte Neuerung! In dem Bestreben, unseren verehrl. Abonnenten das Beste zu bieten, haben wir trotz der uns dadurch entstehenden hohen Ankosten mit der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg ein Abkommen getroffen, wonach unter den dafür aufgestellten Bedingungen vom 15. Noobr. 1913 ab jeder Abonnent der „Frankenwarte“ gegen Anfälle mit

Mk. 500.- auf den Todesfall

gratis versichert ist.

Tagtäglich kommen Anfälle, welche den Tod zur Folge haben, vor; keine Bevölkerungsschicht bleibt davon verschont und wir glauben daher, daß unsere mit der Versicherung geschaffene

Wohlfahrts-Einrichtung

nicht nur allseits freudig begrüßt werden, sondern uns auch viele treue Freunde zuführen wird.

Die Nürnberger Lebensversicherungs-Bank, welche im Jahre 1884 gegründet wurde, und unter der Aufsicht des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung in Berlin steht, hat auf Abonnentenversicherungen bisher über 19,500,000 Mark zur Auszahlung gebracht, davon in den Jahren 1911 und 1912 allein 2,733,000 und 3,126,000 Mark. Diese Zahlen sprechen mehr wie jede andere Mittheilung für die große Bedeutung der von uns geschaffenen Neueinrichtung und wir bitten unsere verehrl. Abonnenten, auch in ihrem Bekanntenkreise auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Der Verlag der „Frankenwarte“

Petrinistrasse 18 :: Würzburg :: Petrinistrasse 18

Dom Fränkischen Cuitpold=Museum

Don Handelskammer Syndikus Dr. Rittel, Würzburg.

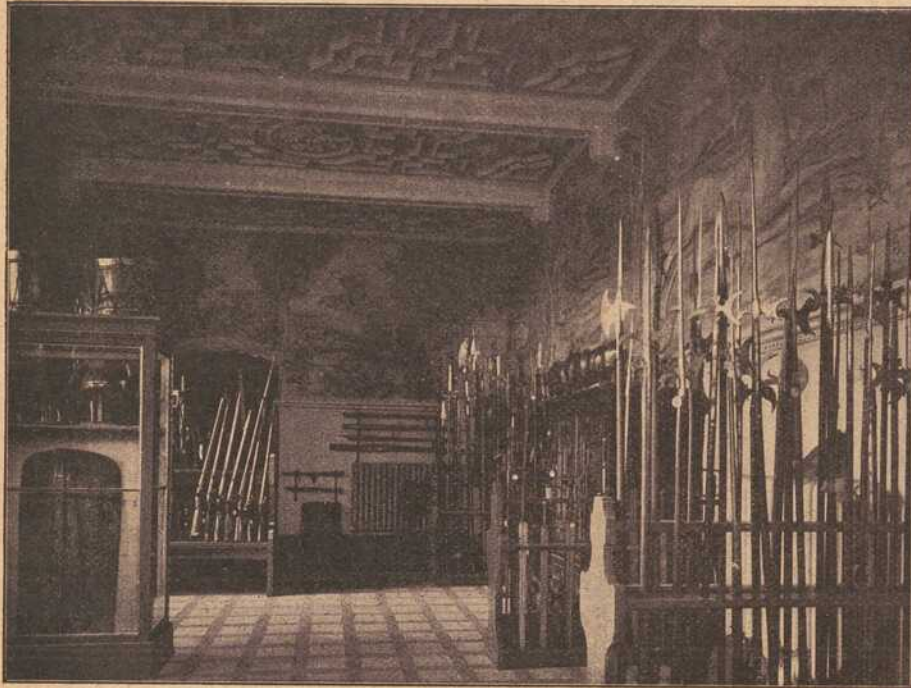
Nachdruck verboten.

„Moderne Museumskunst“ — wie wenige Städte und Stellen und wie wenige Personen, die an und für sich dazu berufen wären, haben doch eine rechte Ahnung von den Aufgaben, die heutzutage an eine Kunst- und Altertumsammlung gestellt werden!

Anzahl köstlicher Räume zu schaffen. Raumkunst üben! — das ist die Aufgabe moderner Museumsleiter. Gleich das erste Gemach, ein vornehmes Prunkfächeln nach dem Vorbilde eines solchen im Schloß zu Vohr a. M., ist durch die echt fränkische

Innungszeichen, die Jagd- und Kriegswaffen prächtig aufgestellt sind. Reich sind diese Bestände, und doch überieht man nicht die Haupt- und Glanzstücke, wie z. B. den großartigen Tonofen aus dem Schloß von Trappstadt, oder das Planetarium von Johannes Zid im 2. Raum, dann den famosen Aushängeschlüssel unsers Würzburger Hofschlossers Egg im Junftzimmer, die eingelegten Prachtgewehre im Jagdsalet und den großen Stuckfries, der ein „eingestelltes Jagen“ darstellt, im Waffenjaal. Noch einen Blick in die typische fränkische Barockkapelle mit dem flotten Altar aus Sulzfeld a. M. und der schönen eingelegten Kanzel aus Kloster Heidenfeld, — dann geht es ins Treppenhaus, das gleichfalls ein wundervolles fränkisches Motiv zeigt: das Original stand ehemals im Fichtelschen Hause zu Würzburg in der Bronnbachergasse.

Der 1. Stock des Museums enthält die Glanz- und Prachträume der Sammlung. Zunächst geht's ins Mittelalter. Wie die Chorkapellen einer gotischen Kirche, so feierlich muten die ersten Gemächer mit den Denkmälern gotischer Kunst an, die ihren Höhepunkt in der unvergleichlichen Sammlung fränkischer Hausmadonnen finden. Die kleine aber feine Sammlung romanischer Plastik ist um das Hauptstück dieser Periode, den schönen Taufstein aus Neustadt a. M. gruppiert; der Raum hat darum die Form einer Taufkapelle. Daneben liegt die weite gotische Halle, worin Meister Till Riemenschneiders Werke aufgestellt sind. So ähnlich mag es wohl einst in der Werkstatt des vielbeschäftigten Meisters ausgesehen haben. An den Wänden stehen seine herrlichen Figuren von der Marienkapelle, vor allem das erste Menschenpaar im entzückenden Reiz der anmutsvollen Köpfe und keuschen Körper, dann die wunderlieblichen Madonnen und Mutter Annen-Bilder, die Heiligen-Figuren und sakralen Gruppen, aber



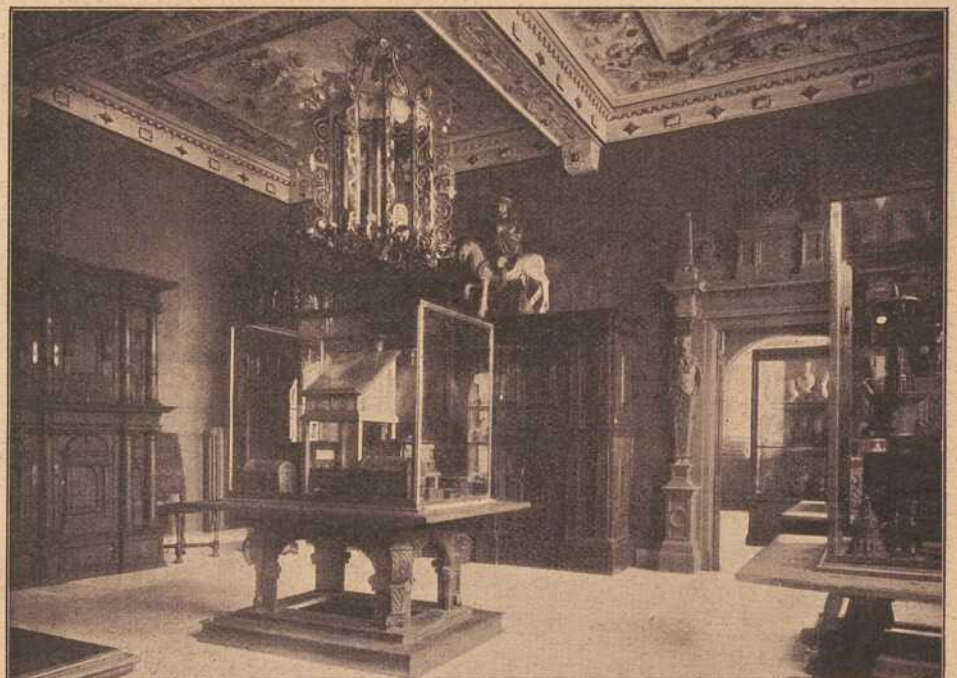
Fränkisches Cuitpold-Museum in Würzburg: Waffenhalle.

Zahllos sind die „Orts-Museen“, die sog. „Heimatkunst-Sammlungen“ usw. Allein, was sind sie in Wirklichkeit? Es ist hart, das rechte Wort hierfür aussprechen zu müssen, aber es muß gesagt werden: die meisten dieser sog. „Orts- oder Provinz-museen“ sind eigentlich nicht mehr als Kumpel- und Trödelkammern, worin wahl- und quallos Gutes und Geringses aus alter Zeit in meist unzureichenden und völlig unpassenden Räumen zusammengestopft wird. Es sind, wie ein drastischer Ausdruck lautet, „Weinhäuser der Kunst“.

Wohlthuend hebt sich von diesen falschen und verkehrten Sammlungen ein solch aus-erlesenes und wohlgeordnetes Museum ab, wie es im Mai dieses Jahres von dem damaligen Regenten und jetzigen König Ludwig III. zu Würzburg unter dem Namen „Fränkisches Cuitpold-Museum“ eröffnet wurde. Alles an seinen rechten Platz! — das ist die Losung für die Einrichtung dieses Museums gewesen, das eine mustergültige und vorbildliche Type für ein Provinzial-Museum bildet. Mit geschmackvollem Auge und sorgfamer Hand sind die vorhandenen Bestände ausgeschieden worden. Was nicht erstklassig oder besonders charakteristisch war, oder was nicht richtig in den Rahmen paßte, das wanderte in das Depot, wo es für Spezialforscher immerhin Wert und Bedeutung hat. Die eingerichteten Räume aber sind nur in voller, unge-störter Harmonie und nur mit wirklich allgemein sehenswerten und passenden Stücken bestellt.

Auf diese Weise war es möglich, eine

Stuckdecke, die edle und ruhige Wandbemalung und die auserlesene Einrichtung mit schönen alten Möbelstücken ein Musterbeispiel solcher Raumkunst. Dann wandelt der Besucher durch lauter Räume mit solch herrlichen Stuckplafonds, wo die Volks-trachtenammlung, die Schmiedekunst, die



Fränkisches Cuitpold-Museum in Würzburg: Renaissance-Prunksaal mit Originalstuckdecke um 1600 aus Würzburg.

auch ein so hervorragendes kunstgewerbliches Erzeugnis, wie der schöne runde Natztisch

kam in die „gute alte Zeit“, wo die Möbel, Bilder und Tapeten noch fein „Ritsch“,

von so überraschender und eindrucksvoller Stimmung, daß er wohl jedem Besucher unvergeßlich sein wird. Der andere Raum ist das mit alten Kaltern, schönen Faßböden, Böttnergerät und fränkischen Gläsern nach Art eines altfränkischen Kelterhauses ausgestattete „Wein-Museum“, wie es in einem so altberühmten Weinland wie Franken nicht fehlen durfte.

Draußen im Garten, unter hohen Bäumen und zwischen traulichen Büschen stehen noch manche bedeutame Zeugen der Vergangenheit und kunstreiche Proben altfränkischer Plastik. Die höchste Bedeutung nimmt darunter wohl der Kreuzgangrest vom Zusamgärtlein beim Neumünster ein, ein Bauwerk, das nicht bloß von der Glorie alterwürdiger Kunst, sondern auch von dem Sonnenchein lieblicher Sage und ruhmreicher Tradition umglänzt ist. Knüpft sich doch an diesen Kreuzgang die altbeglaubigte Mär von der Ruhestätte Walthers von der Vogelweide, unsers größten deutschen Minnesängers!

Unser Fränkisches Luitpold-Museum ist ein bedeutames Werk, auf das nicht bloß Würzburg, sondern ganz Unterfranken stolz sein kann. Die Stadt und die interessierten Vereine haben ihr Bestes getan, um dies Werk würdig zu gestalten. Es geziemt sich, dankbar des Mannes zu gedenken, der die erste Anregung dazu gab; es war der verstorbene Regierungspräsident Graf von Eurburg. Und sein Vermächtnis, seine Idee wurde durch den von ihm gegründeten



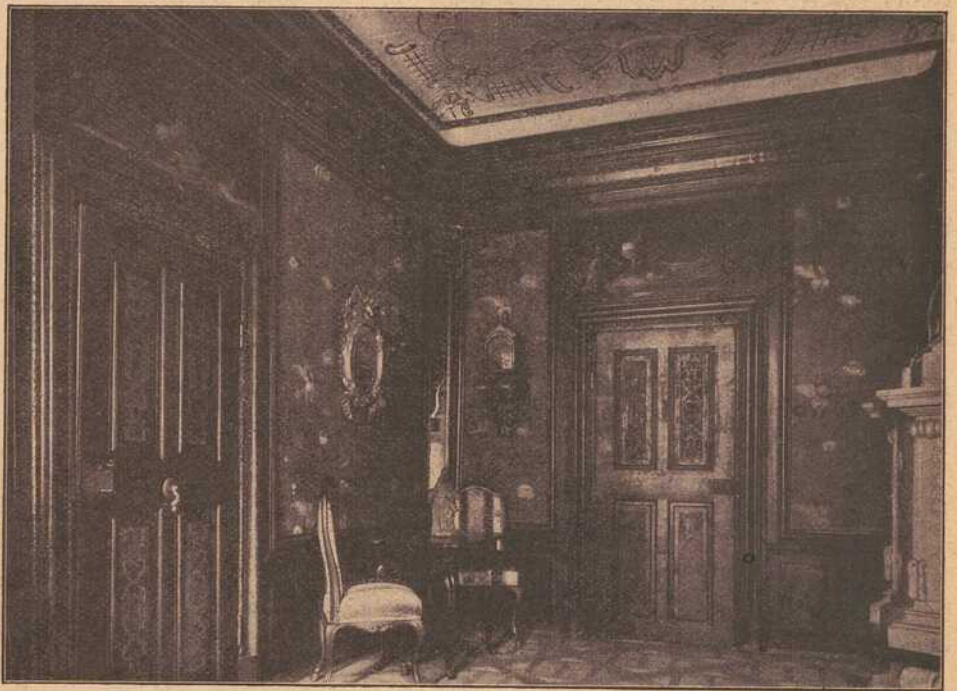
Fränkisches Luitpold-Museum in Würzburg: Riemenschneidersaal.

mit dem zierlichen Maßwerkgestell und eleganten Wappenschmuck.

Jenseits des Treppenhauses setzt sich die Reihe alter Gemächer fort; es öffnen sich stimmungsvoll Räume der Gotik, Renaissance, des Barocks und Rokoko. Dazwischen schiebt sich — auch ein famoses Spezialstück — die überaus reiche Fayenzen-Sammlung, sowie die Zusammenstellung der Münzen, Siegel und Stempel ein; auch die Kunst der Zinngießer und der Glaschleifer zeigt sich in reichen Beständen. Nun aber tun sich Zimmer der köstlichsten Würzburger Kunstepoche, des Rokoko, auf. Gleich drei Räume, jeder von hinreißender Schönheit, spiegeln die Vielseitigkeit und virtuose Technik dieses Stils wieder: zunächst das warmtönige Zimmerchen aus dem altwürzburger Fichtel-Haus mit den schönen Einlegearbeiten in der Nußbaumvertäfelung, dann das Sälchen aus dem ehemaligen Württemberger Hof mit den lustigen Putten-Szenen der Wandmalerei, endlich das vornehme weiß und grün gefädelte Schlafgemach aus dem Putten-Palais.

Oben im 2. Geschosß setzt sich (nur unterbrochen von der vorgeschichtlichen Sammlung) die Reihe der schönen Zimmereinrichtungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert fort. Zunächst ist der Volkskunst durch eine echt fränkische Küche und eine Bauernstube mit gemalten Möbeln Raum gegeben, dann kommen Zimmer aus der zierlichen Zopfzeit (Louis XVI.), aus der Empire-, klassizistischen und Biedermeier-Periode, lauter Gemächer, in denen man wirklich sich wohl fühlt und worin man sich zurückträumen

sondern gediegene und geschmackvolle Arbeit mit individuellem Gepräge waren.



Fränkisches Luitpold-Museum in Würzburg: Fichtelzimmer.

Unten im Erdgeschoß harren noch zwei originelle Stücke der Besichtigung. Das erste ist die reich bemalte Synagoge aus Kirchheim, ein israelitischer Kultusraum

Fränkischen Kunst- und Altertumsverein in die Wirklichkeit übersezt. Anerkennung seinem Wirken und Schaffen!

Meister und Pfuscher. Von Friedrich Hebbel.

Nicht den Charakter bewundert, wenn echte Talente verschmähen
Um den erbärmlichen Preis flüchtigen Gauklererfolgs
Alle Gesetze der Kunst mit Füßen zu treten und alle
Zu verhöhnen, verehrt ruhig die größte Natur!
Pfuschern leiztet ihr oft schon deutsche Preise, wofür ihr
Meisterstücke bedangt; leiztet sie den Meistern einmal

Und bedingt euch Gesudel, sie werden euch schwerlich genügen,
Denn ein harmonischer Geist hat im Gemeinen sein Maß,
Einfach ist das Gesetz, es ruht die Kraft nicht im Durme,
Eh' sie den Punkt erreicht, wo sie sich selber genügt,
Und es triebe kein Gott sie weiter, wenn er auch wollte,
Nest denn ehrlich den Weg, und es ergibt sich der Grad.



Hofphotograph Kirchgeorg, Nürnberg.

Ludwig III., König von Bayern.

Als Prinzregent Luitpold die Augen schloß und sein Sohn Ludwig die Regentschaft übernahm, sah das Ministerium den Augenblick gekommen, die Königsfrage ihrer Lösung zuzuführen. Ein dahingehender Gesetzentwurf hat der Reichsratskammer vorgelegen, die ihn am 4. November beraten und mit großer Mehrheit angenommen hat. Auch im Landtag ging die Lösung der Königsfrage glatt vor sich. Prinzregent Ludwig hat sodann die Regentschaft für beendet erklärt und die Königswürde angenommen. Voll Vertrauen sieht das bayrische Volk der Regierung König Ludwigs III. entgegen.

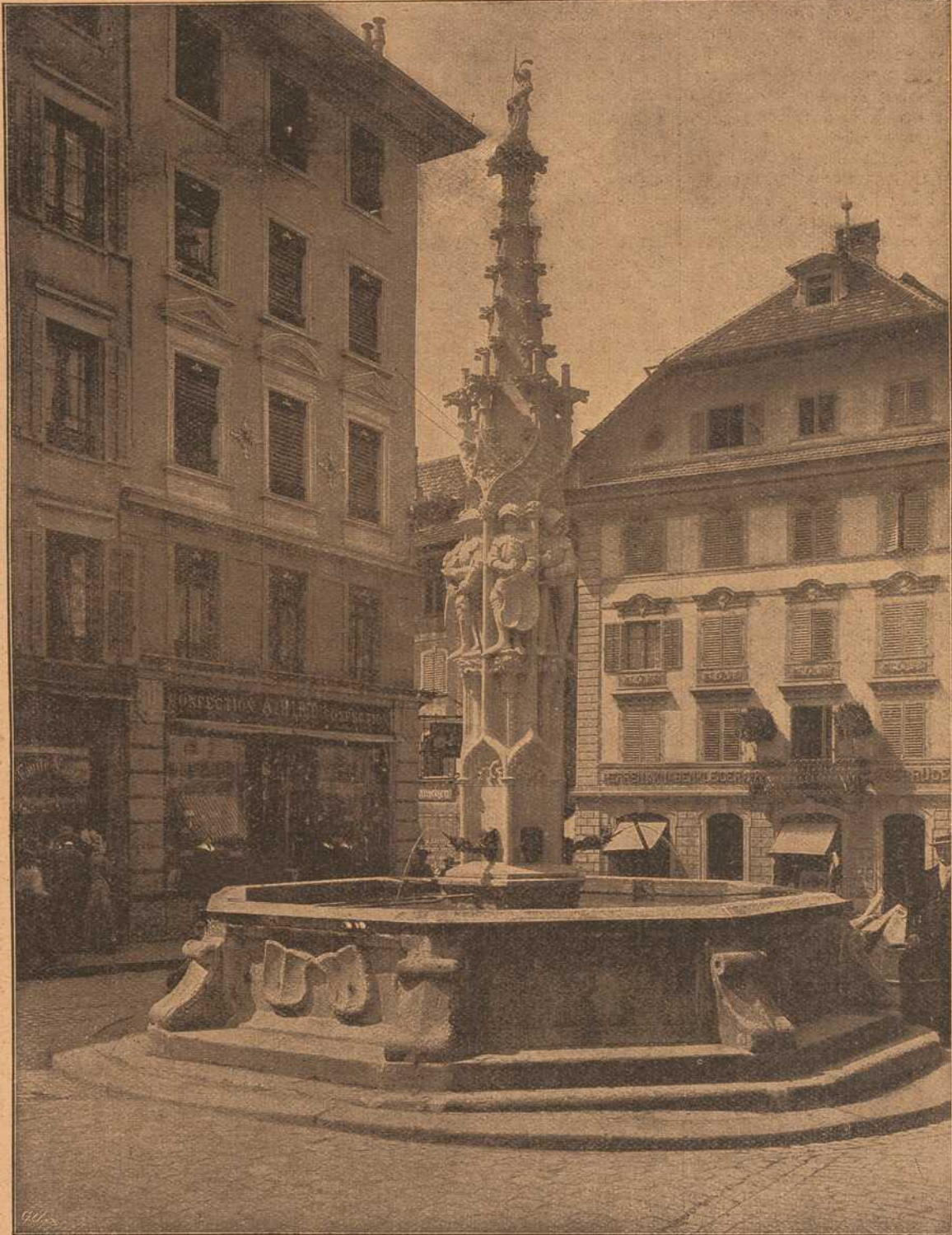
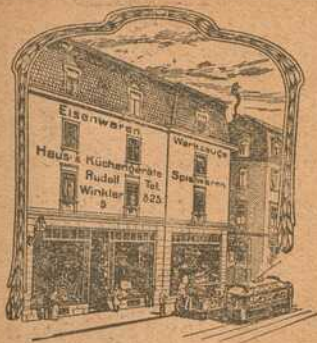
Touristen-, Wandervögel-, Wehrkraft-Ausrüstungen

Rudolf Winkler, Würzburg

Brücknerstr. 5

Franko-Versand

Fernruf 825



Der Weinmarktbrunnen in Luzern von Konrad Tug (1481), gilt als einer der schönsten Monumentalbrunnen der Schweiz.

Ein Gnadenstoß.

Don F. Brook.

Nachdruck verboten.

Tagsüber hat das Meer seine Wellen wild auf das steinige Gestade Nizzas geschleudert, hoch auf spritzt ihr Gischt. Mit der sinkenden Sonne beruhigt es sich und tiefer Friede liegt nun über ihm.

Einschläfernd singt es sein Schlummerlied. In den Hotels an der Promenade des Anglais und ihrer Fortsetzung der Promenade du Midi — beide ziehen sich am Meeresufer hin — sind nur noch wenig Fenster erleuchtet. Zuweilen hört man noch die Schritte eines Menschen, die ferner und ferner verklingen. Um diese späte Stunde wird die Quai-promenade fast gar nicht begangen. Man sagt: Gesindel treibe sich dort umher. Der wachsende Mond steht am Himmel und gießt matte Helle über die ruhende Welt. Eine silberne Straße legt er auf die See. Die Kuppeln der Zettée, dieses im orientalischen Stil über dem Meere errichteten Gebäudes, heben sich schwarz vom Himmel ab. Außer dem Rauschen der Wogen ist es nun lautlos still. Ein feierliches, tiefes Schweigen der Natur!

Auf dem Balkon eines Hauses an der Promenade du Midi — an dieser liegen die Gebäude gleich am Bürgersteig und sind nicht, wie in der Promenade des Anglais durch Vorgärten von ihm getrennt — ruht ein junges Weib im Sessel. Die schlank Gestalt in weißem Hauskleid erhebt jetzt in kurzem Husten.

Das rotblonde Haar Olga Dellsteins liegt in breiter Flechte um den Kopf, die Stirn bedeckt es in Lösschen. Der bleiche, schöne Mund des Mädchens hat einen wehen Zug. Olga beugt sich zur Balkontür und spricht mit melodischer Stimme: Berta, meine Tropfen. Aus dem Zimmer kommt keine Antwort. Olga lehnt sich auf die Brüstung. Ihre großen, dunklen Augen blicken zum Himmel auf. Unter ihr ist die Straße, neben der die Quai-promenade hinläuft. Zwischen beiden erhebt sich eine Palmenreihe.

Eine leichte Brise kommt vom Meere. Weich und warm ist die Luft. Olga tritt auf die Türschwelle. Ihre Gestalt ist überschlanke, doch hoch und edel gebaut. Im matterfellen Gemach findet sie ihre Dienerin in tiefem Schläfe. Ihr Kopf liegt auf dem Tische und die Arme hängen schlaff nieder. Olgas hagere Finger streichen sanft über den Scheitel der Alten. Dann nimmt sie selbst die Tropfen aus einem Schrank und geht auf den Balkon zurück, sie kann die Luft im Zimmer nicht ertragen, sie atmet heute so beengt. Wieder starzt sie in den Panzer der Mondnacht, aber Ruhe und Friede senkt sich nicht in ihre Seele wie sonst.

Warum ist sie so erregt, warum tauchen all die düsteren Erinnerungen aus der Vergangenheit vor ihrer Seele auf? Sind denn durch die unerwartete Begegnung am Morgen mit der Jugendfreundin all die alten Wunden wieder losgebrochen, die Gedanken an die ferne, glückliche Kindheit heraufbeschworen? Sie glaubte ja mit der Vergangenheit fertig zu sein, und für das Leben, das vor ihr lag — die Wegstrecke war nur kurz, das wußte sie — hegte sie keine Illusionen, keine Wünsche.

Aber ihr Herz zittert bei den Bildern, die ihre Phantasie ihr, so schmerzhaft klar, nun zeigt: ein elegantes, dunkelgetäfeltes

Gemach, das ein hochgewachsener Mann mit stürmischen Schritten durchmisst. Seine Hände greifen verzweifelt in das Haar. „Ruiniert! Ruiniert!“ stößt er hervor, „alles verloren! alles! durch die Bürgschaft für den Glenden. Kinder, geht betteln! — Ja, schaut mich an. Ich bin nicht irrsinnig. Du, Otto, zieh des Kaisers Rock aus, denn auch meine Ehre ist hin. Geh übers Wasser. Olga, gib deinem Bräutigam den Verlobungsring zurück. Die Tochter eines Bankrotteurs ist keine Partie für einen strebenden Beamten. Karl und Berto, tretet aus dem Kolleg, werdet Handwerker oder — bittet um Almosen! — Gott Dank nur, daß eure Mutter dies nicht mehr erlebt!“

Und als Olga bei den erbarmungslosen Worten des Vaters nach der Hand ihres Verlobten, der neben ihr stand, gegriffen, da hatte sie ein leises Zurückziehen seiner gepflegten Rechte zu spüren gemeint, aber in ihrer Qual gedacht: es trüge sie ein Wahn. Doch kein Wahn wars! Schon nach wenig Tagen war sie von dem, den Ring und Schwur mit ihr verband, verraten — verlassen. —

Und nun zieht ein anderes Bild an ihrem Geist vorüber: ein junges, ärmlich gekleidetes Mädchen sitzt dem reichen Amerikaner Ellins, der seit länger in Berlin wohnt, gegenüber. Er sucht eine Reisebegleiterin nach dem Süden für seine achtzehnjährige, mutterlose, fränkische Tochter. Diese, ein hübsches Geschöpf in eleganter Toilette mit sieberhaftem Rot auf den Wangen, spricht herrlich: „Fräulein Dellstein, Sie sind die Zweimunddreißigste, die sich um die Stelle bewirbt. Alle sagten mir nicht zu, doch Sie gefallen mir. Wir wollen es miteinander versuchen.“

Und der Bräutigam Betsys, Erno von Velten, ein hochmütig aussehender Gardeleutnant, betrachtet Olga fest und schnarrt: „Werde die Damen oft in Dingsda, Nizza und Monaco besuchen.“

„Ich denke, daß wir zueinander passen,“ sprach Betsy am ersten Tage der Reise. Und sie hatte recht. Ja, die verwöhnte Tochter des Millionärs, und die von herbem Geschick getroffene Olga lernten sich innig lieben. Aber letzterer erwuchs kein Glück daraus, begriff sie doch bald: daß ihre Gefährtin schwer, wohl unheilbar krank sei.

Welch eine fortwährende Ursache zu Sorge und Kampf war es, daß die lebenslustige Betsy sich nicht schonen, dem Rat der Ärzte nicht folgen wollte. Sie sagte lachend: „Ich bin nicht krank. Sieh meine roten Wangen. Laß mich leben wie andere.“

Und doch ward ihr Gesicht immer schmäler, die Augen blickten unnatürlich groß.

Ah, mit welcher Angst horchte Olga auf den Husten des ihr täglich teurer werdenden Wesens! Wie gequält schloß sie es an die Brust, wenn es in schwülen Nächten sich neben sie aufs Lager warf und seufzte. „Nimm mich in deinen Arm, Olga, ich kann nicht atmen. Mir ist so eng.“

Doch die Jugend, das weiche Klima ließen dem zeitweise heftigen Auftreten von Betsys Weiden immer wieder ein Steigen der Kräfte folgen.

Zwei Jahre lebten Olga und Betsy nun in Nizza oder in der Schweiz.

Betsys Vater und Bräutigam besuchten

sie oft. Olga bemerkte bald, daß Velten Betsy nicht liebte und nur Habsucht ihn zu der Verlobung bewegen hatte. Sie befah ja das große Vermögen ihrer Mutter.

Velten ahnte wohl, daß Betsys Zustand sich verschlimmerte, da er öfter betonte, daß jeder, jung oder alt, sein Testament machen müsse. Verstand seine Braut den Hinweis? — Es schien so, denn einstmals nach diesen Worten schlang sie den Arm um Olga und rief: „Deinetwegen, Herz, ja, nur deinetwegen!“ „Nein, Kind, nein!“ „Weshalb?“ entgegnete diese traurig lächelnd. Die Schmerzen in der Seite, die sie nun oft empfand, der Hustenreiz, sagten ihr, daß sie nicht ungestraft so lange in unmittelbarer Nähe der Kranken gelebt hatte. —

Aber der Gedanke, zu sterben, war ihr beruhigend, erlösend.

Olga fährt jetzt aus ihrem Sinnen auf, denn ein Mann — sie sieht deutlich, daß er einen Arbeiteranzug trägt — hat sich von der Bank auf dem Quai, ihr gegenüber, erhoben. Er lag bisher wohl ausgestreckt auf ihr, da sie ihn nicht bemerkte. Er schleicht zur nächsten Palme, übersteigt das sie umgebende, niedere Eisengitter, das zur Zeit auch staubigen Goldlack schlägt und drängt seine Gestalt dicht an den Baum. So ist er vom Quai aus nicht zu sehen, wohl aber von der Straße. Doch sie ist leer.

„Was hat der Mann vor?“ denkt Olga.

Heller blinken die Sterne, da der Mond sich zum Untergang neigt. Zuweilen geht eine Sternschnuppe über den Himmel. Einlullend rhythmisch rauschen die Wogen. Olga fällt in ihr Sinnen zurück. — Sie sieht sich vor einem Bette knien, auf dem Betsy ruht, abgekehrt, mit hohlen Augen. Und draußen tobt und tollt der Karneval Nizzas. Künstliche Ungetümme ziehen vorüber, Masken kreischen, jubeln. Blumen- und Konfettischlachten werden ausgefochten. Musik, Föhlen, Lachen, Singen ertönt. Dazwischen flüstert Betsy matt:

„Ich sterbe nun gern, Liebe, o, so gern, seit — ich verschwieg es dir — seit — ich weiß, daß Erno mir untreu ist — daß er mich — sogar hier in Nizza — betrog — verriet. — Ich schlich ihm nach — in Maske — necklich, als du mich zum Tee beim Konsul glaubtest. — Ich fand ihn — im Café de la Regence — mit einer Dame. Ich belauschte sie. Er sagte: er habe eine Braut, die er — nicht liebe — sie sei reich, würde aber bald sterben. — Er beerbe sie, und dann würde er sie — das Weib — mit Gold überschütten.“

„O schweige, schweige, armes Kind,“ fleht Olga.

„Und — da bekam ich den Blutsturz — konnte nicht reden all die Tage, aber — an Papa schrieb ichs. — Olga, hasse die Männer, liebe nie“ —

„Ich hasse, verachte sie seit lange,“ unterbricht Olga.

„Du wirst reich sein — unworben — du bist ja schön. — Aber auch dich wird man betrügen.“

„Ich werde sterben, Betsy. Ich bin krank, schon länger. Du brauchst es nicht zu wissen. Ja, auch ich sterbe, und wir sehen uns bald droben wieder. Nach all dem Erdenleid — ein selig Wiedersehen.“ —

„Seliges Wiedersehen,“ haucht Bethy und leht beruhigt das Köpfchen an Olga's Brust.

Und am folgenden Tage drückte ihr Olga zum ewigen Schlafe die Augen zu, die Augen, die so hoffnungsvoll sonst in das sonnige Leben schauten.

* * *

Die Verstorbene hatte an Olga, mit Einwilligung ihres Vaters, ihr ganzes Vermögen vermacht.

Olga teilte den Geschwistern, der Vater war tot, von ihrem Reichthum mit. Sie blieb im Süden, denn sie liebte das sonnige Land mit seiner Blumenfülle, und das endlose Meer. Auch wußte sie, daß die Krankheit, der Bethy erlag, durch ihre Nerven schlich, daß sie immer lauter an ihr Herz klopfte und ihre Kräfte mehr und mehr untergrub. Aber deshalb bangte sie nicht. Das Leben erschien ihr ja so schal und öde. Sie hatte den Glauben an die Menschen, an Wahrheit, Treue, Liebe und Nächstenliebe verloren, damals, als sie jäh verarmte, und alle sich von ihr wandten. — Sie gab Almosen mit vollen Händen, doch sie konnte sich an dem Dank nicht erfreuen und hielt ihn für erheuchelt. Kurz, nachdem sie Bethy's Erbschaft angetreten, erhielt sie von ihrem früheren Verlobten, der sie in ihrem Glend verließ, ein Schreiben. Er entschuldigte sein Handeln, beteuerte, daß er sie nie vergaß, großes Leid trug um sie, und — er bot ihr wieder seine Hand an. Verachtung brannte in Olga für den feigen Mann, und sie würdigte ihn keiner Antwort. Der Vorfall vertiefte das Mißtrauen, das sie gegen die, die sich ihr freundlich näherten, empfand.

Zweimal seit Bethy's Tode kam der Winter, und nach kalten Nächten glänzten die Nizza umgebenden Berge im Schneeschmuck. Olga ist schwächer und schwächer geworden. Die alte Berta, Bethy's Kammerfrau, pflegt sie tren. Sie hustet wenig, empfindet selten Schmerzen, aber oft überfällt sie ohnmachtähnliche Mattigkeit. Dieser Friede und Ergebung sind in ihrem Herzen.

Wenn das Treiben des buntbewegten Nizzas verhallt ist, sie vom Balkon aus auf das weite Meer, den nächtlichen Himmel schaut und das Licht des Leuchtturmes ab und zu wie Wetterleuchten drüber hinsammt, dann sind ihre glücklichsten Stunden. Da vergißt sie das Leid, das ihr das Leben brachte, und ihre Gedanken überschreiten eine dunkle Schwelle, wandern in jenes Land,

wo es nicht Lug und Trug, Krankheit und Leid gibt, sondern wo die Ruhe, das Glück ist.

Heut aber senkt sich der Friede nicht in Olga's Seele. Sie ist erregt, niedergedrückt, und das verursachte ihr quälende Beengung beim Atmen. Sie weiß: ihre Morphinumtropfen werden sie davon befreien, ihr süße Müdigkeit, Vergessen bringen, wenn auch nicht Schlaf. — Sie zählt die Tropfen ab, sich dabei der Worte ihres Arztes erinnernd: „Gehen Sie vorerst nicht über die angegebene Zahl und ruhen Sie, wenn Sie die Tropfen nehmen, besonders dann dem Herzen keine Anstrengung zumuten. Es ist leidender als wie ihre Athmungsorgane. Mit dem Lungenkatarrh können Sie im Süden noch lange leben. Doch Ihr Herz müssen Sie äußerst schonen, Sie hatten wohl früher Sorge, Kämpfe, Aufregung?“

„Ja, ich trug eine schwere, schwere Last,“ spricht Olga.

„Nun also, mein Kind, hüten Sie sich vor jeder Anstrengung, vor Schmerz, Leidenschaft, besonders vor jähem Erschrecken.“

„Was sollt mich schrecken. Ich fürchte mich nie — vor nichts mehr.“

„Desto besser. Also ich verordne Ihnen Zerstreuung, Frohsinn. Sie leben dann länger als ich.“ Mit den Worten war der Arzt gegangen.

Olga nimmt die Tropfen und lehnt sich zurück. Vom Turm der nahen Kirche Francois de Paul schlägt es zwölfdreiviertel Uhr. — Erst rascher, dann ruhig schlägt ihr Herz. Begehnen durchströmt sie. Wie klar sie das gute Gesicht des Arztes zu sehen, seine Rede zu hören meint: „Frohsinn, kein Schrecken. Sie leben länger als ich.“

„D! nein! nicht das!“ wallt es plötzlich in ihr auf. „D, Gott da droben, nicht das! Nicht noch lange dies Leben, dies Siechtum, das mich zu jeder Tätigkeit unfähig macht, hinschleppen. Nicht näher und näher den Tod kommen sehen, wissend, mit offenen Augen! Ach, nicht mehr hier unter freiem Himmel liegen zu können — ans Bett gefesselt zu sein — wie furchtbar wärs! — Sei barmherzig, Herr, laß meine Seele jäh vom Körper scheiden und bald — o bald!“

Ihr Kopf sinkt auf das Polster. Schwer legt sich die Müdigkeit über sie. Es ist Olga, als befände sie sich in der Kirche, sie meint die Glocken läuten zu hören. Wie am Allerseelentage wallen auch heute hinter dem Hochaltar und von den Wänden schwarze

Stoffe. — Sie ist allein im Gotteshaus. Doch nein, da naht sich ein Schritt, kurz, hastig, wie der eines Weibes. Laut hallt er auf den Steinfliesen. Sie fährt im Sessel auf. Ueber ihr ist der Sternenhimmel — unter ihr die Strafe. Sie hat geträumt. —

Aber der Schritt klingt weiter, vom Quai herüber, er nähert sich, und nun zeigt sich auf der Promenade eine Frauengestalt, die schnell vorwärts eilt. — Jetzt haftet sie an der Palme vorüber, hinter der sich vorhin der Mann verbarg — ein — zwei Schritte weiter.

Da! — Ein dunkler Schatten löst sich vom Baumstamm — ein Mann springt auf das Weib zu — schlingt von rückwärts die Arme um dessen Hals, fest, fest, daß sie zurücktaumelt — und nun ein wahnsinniger, gellender, durchdringender Angstschrei. — „Er erdroffelt sie,“ durchzuckt es Olga. — Sie will rufen — doch sie bringt keinen Laut hervor. — Wild bäumt sich ihr Herz auf — zum Zerspringen — dann rümt ein eisiges Erschauern durch ihren Körper. — Ihre Hände greifen nach der Balkonbrüstung — — erfassen sie nicht. — Sie taumelt zurück — fällt auf das Ruhebett.

Hört sie das laute, melodische Lachen des Mannes da unten, mit dem nun das helle, jauchzende der Frau zusammenklingt? Ein Lachen, so froh, so jubelnd, wie es nur aus der Kehle von Südländern kommt — vernimmt sie die Worte?

„Carissima mia, c'est moi, oui, c'est moi. Pardon, je t'ai fait peur? Je l'attendais, c'est fort de te faire travailler si longtemps à l'hôtel du cours!“ (Geliebte mein, ich bin es, ja ich. Verzeih, daß ich dir Angst machte. Es ist stark, dich so lange im Hotel du cours an der Arbeit zu halten.) „O, mon mari, mon chéri, quelle joie! Après la peur, le bonheur.“ (O, mein Gatte, mein Lieber, diese Freude! — Nach der Angst — das Glück.)

„Das Glück“ — flüstern die todbleichen Lippen Olga's nach — „das Glück!“ — — Noch einmal bliden ihre Augen in den Mond, der jetzt dem Rande des Horizontes nahe ist. —

„Ja, vom Leben erlöst,“ ziehts durch ihren Sinn — „erhört meine Bitte. — Ich sterbe jäh — der Schrecken — er gab mir den Gnadenstoß. — Dank Gott. — In deine Hände — gebe ich — — meinen Geist.“

Das Meer singt weiter sein Schlummerlied. Eine Sternschnuppe zieht über den Himmel. — Eine Seele ging zu Gott.

Das Wort.

Entschlüpfen uns denn nicht die vielen, allzuvielen Worte,
Die abgebraucht und wertlos sind durch anderer feile Rede, —
Entgleiten sie uns nicht wie leblos unbestimmte Dinge,
Wenn fremden Menschen sie gesagt sein müssen?

Und dennoch liegt geheimer Sinn, schon längst berechneter
In jeder Silbe, die in Gemächlichkeit oder erwachtem Eifer
Dem Munde des Erschrockenen entsprungen, — unwiderrücklich,
Daß er betroffen steht, weil er's verschweigen wollte!

Entglitt ihm nicht das böse Wort, das leise zischende?
O sieh, es sank schon in die Seele der Geliebten,
Die bebend es empfing wie ein verderbliches Geschoß;
Getötet hat es still und bang getragene Hoffnung.

Dieselben Lippen, überflossen sie nicht einst vom Strome
Goldflüssiger Liebesworte, die als traumhaftes Flüstern
Durch ihre Nächte schwebten in trunkenen Melodien?

Gleichsam mit saftigerem Blute durchtrannen jene Laute
Die schlanken Glieder ihm, daß sie in jähem Jubel schwankte
Und ihren Gott ihn nannte, das Antlitz hochoberoben.

Versteinert steht er jetzt, sprachlos im Banne seiner Reue,
Als wäre jedes Lebens Zeichen aus ihm gewichen
Und eine unheilbare Trauer in seinen Sinn geschlichen.

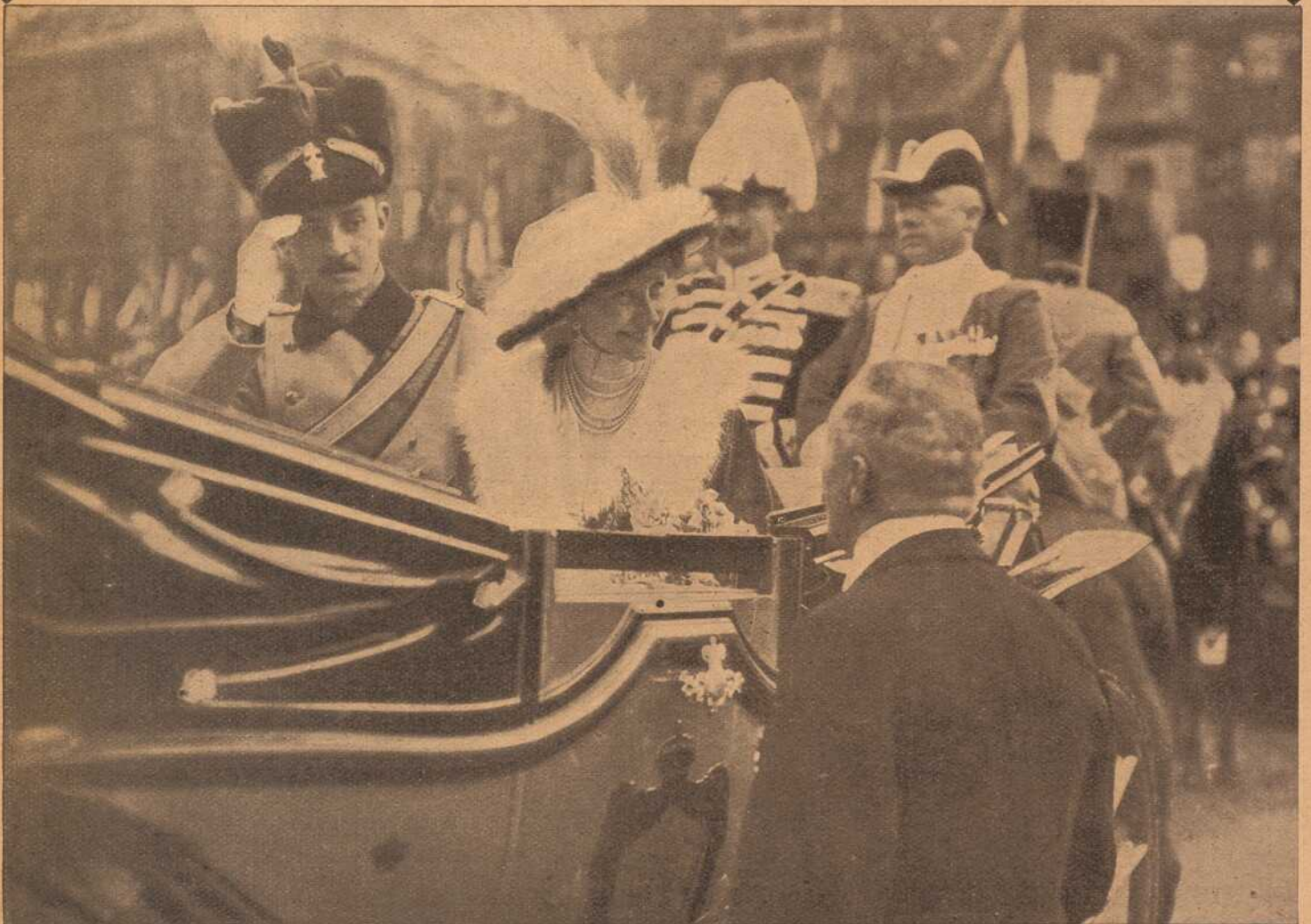
(Nachdruck verboten).

C. W. Streiff.



Die geschmückten Einzugsstraßen in Braunschweig.

Die Menschenmenge in den Straßen Braunschweigs.



Das neue Herzogspaar in Braunschweig: Begrüßung des Herzogspaares Ernst August zu Braunschweig durch den Oberbürgermeister.

Der neue Krupp-Prozess in Berlin.



Der Hauptzeuge v. Mezen.

Der erste Krupp-Prozess spielte sich vor dem Kriegsgerichte ab, der zweite begann am 23. Oktober im Schwurgerichtssaale des alten Kriminalgerichts vor einer Strafkammer des Landgerichts I. Die Angeklagten des ersten Prozesses, die Zeugoffiziere, waren jetzt Zeugen, der damalige Hauptzeuge, der Bureauvorsteher Brandt, nahm in Moabit auf der Bank der Angeklagten Platz und neben ihm der Direktor Cecius von der Firma Krupp, beide der Bestechung von Beamten und des Verrats militärischer Geheimnisse angeklagt. Der zweite Krupp-Prozess war reich an spannenden Momenten. Die hervorragendsten Mitglieder des Direktoriums der Firma Krupp, Geheimer Finanzrat Hugenberg, Dr. Mouths, Dr. Muehlon, sind als Zeugen vernommen worden. Der wichtigste Zeuge aber war der frühere Leiter des Berliner Krupp-Bureaus, v. Mezen, der schon im Kriegsgerichtsprozeß häufig als der eigentliche Urheber der ganzen Affäre genannt worden ist, aber erst jetzt gehört wurde. Seine Vernehmung allein nahm mehr als zwei Verhandlungstage in Anspruch und sie brachte eine Sensation, die Erwähnung der Korrespondenz des Herrn v. Mezen mit Direktoren der Firma Krupp. Zum Beginn der Verhandlung mußte der Zeuge v. Mezen zugeben, daß diese höchst wichtige Korrespondenz in seiner Wohnung versteckt lag, wo sie sofort von Beamten beschlagnahmt wurde. Diese wichtige Korrespondenz ist zum Mittelpunkt des Prozesses geworden.



Der angeklagte Direktor von Krupp, Cecius.



Der neue Krupp-Prozess: Der Zwischenfall bei Vernehmung des Zeugen v. Mezen.

Oberstaatsanwalt: „Ich bin dafür, daß wir die Verhandlung abbrechen, bis die Originalbriefe beschafft sind. Die Angeklagten werden überfallen und selbst ich als Staatsanwalt werde auch damit überfallen.“

Die Angeklagten:
Direktor Cecius und Brandt.

Der Oberstaatsanwalt.

Zeuge v. Mezen

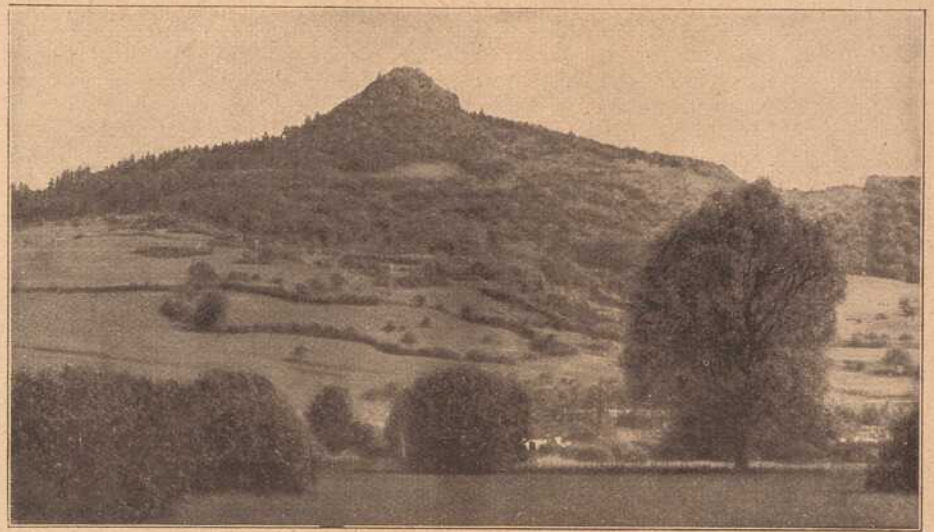


Hohenstoffeln mit Weiterdingen.

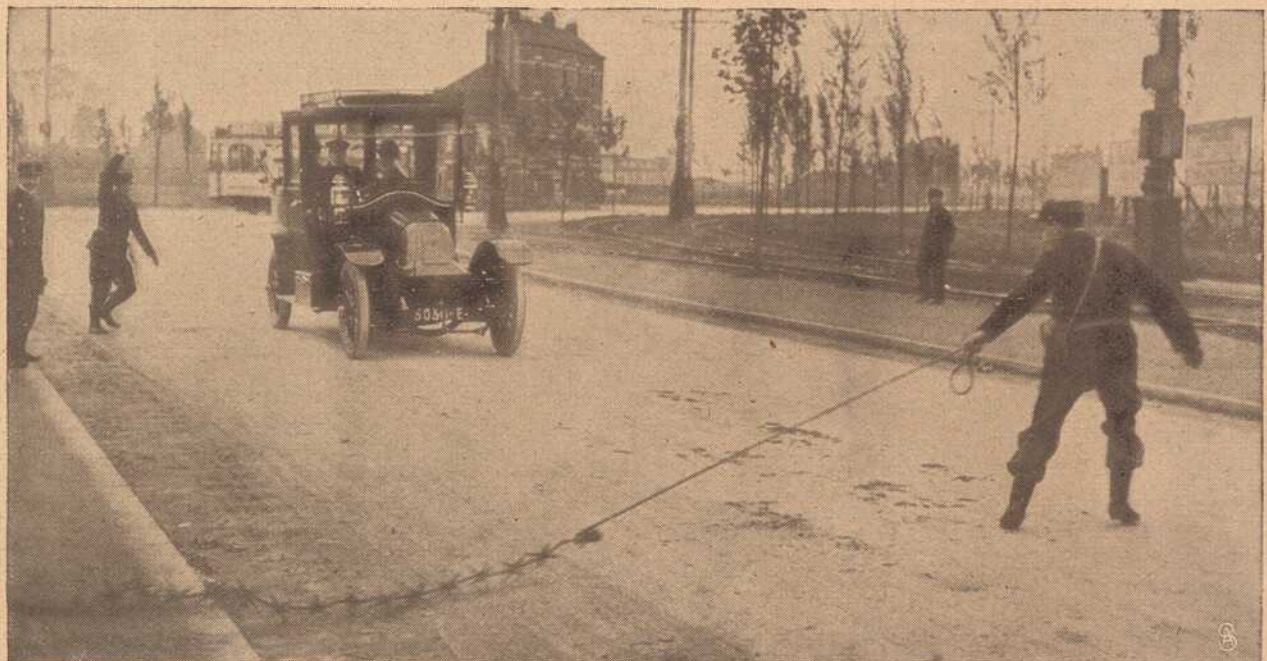
eine Drahtseilbahn errichtet, auf der der Hohenstoffeln bruchstückweise zu Tal geführt werden soll. Die Bahn geht über das große Weiterdinger Tal hinweg bis zur Bahnstrecke Singen—Eugen. Man versteht es, daß nicht nur im Hegau und in der Bodenseegegend Empörung über diese Tätigkeit herrscht, denn der Hohenstoffeln ist mit seinen zwei bewaldeten Kuppen einer der schönsten und charakteristischsten nicht nur unter den Hegaubergen, sondern unter den Bergen Deutschlands überhaupt. Auf der einen Kuppe steht noch die Ruine der alten Burg, auf der einst im Jahre 1058 Kaiser Heinrich III. den Bischof Gebhard von Regensburg gefangen setzte, die dann noch viele Geschlechter gesehen hat und im Dreißigjährigen Krieg vom Rheingrafen Otto Ludwig niedergebrannt wurde. Das jetzige Zerstörungswerk ist aber schlimmer als das jenes Krieges. Die Allgemeinheit hat ein Recht auf Erhaltung dieser Schönheiten.

Drohende Vernichtung des Hohenstoffeln im Hegau.

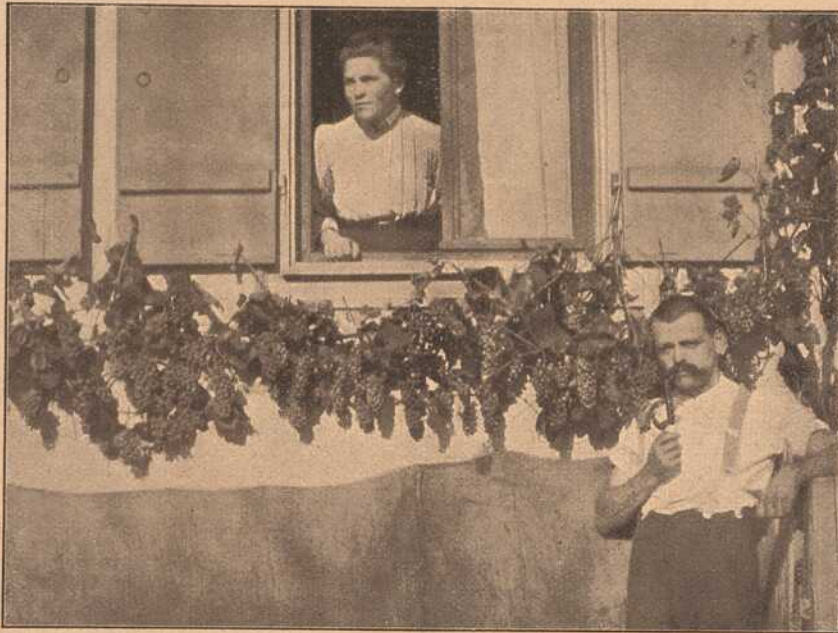
Aus dem Hegau kommt ein Notschrei. Die gewaltigen Basaltkegel, die diesem schönen badischen Gau sein Gepräge geben, Hohenstoffeln, Hohentwiel, Hohenträhen und so weiter, laufen nämlich Gefahr, in Steinbrüche verwandelt zu werden. Zuerst hat der Fürst von Fürstenberg den ihm gehörigen nördlichsten und kleinsten der Bergkegel, den Neuhöwen, zur Hälfte abgebrochen und zu Basaltschotter gemacht. Jetzt ist auch am Hohenstoffeln, dem zweitgrößten der Hegauberge, ein Basaltwerk angelegt worden. Schon seit Monaten donnern die Sprengschüsse. In dem alten Buchenwald der höchsten Kuppe hat man eine breite Waldschneise kahlgelegt, und eine lange Linie bis zu 23 Meter hoher Eisenmasten ist für



Der Hohenstoffeln von Norden.



Im Kampf gegen die Schmuggler an der franz.-belg. Grenze: Ein Schmugglerauto wird durch ein mit Nägeln gespißtes Seil aufgehalten. Der Zollwächterdienst an der franz.-belg. Grenze ist sehr umsichtig bis ins einzelste organisiert: je raffinierter die Gaunertricks der Schmuggler sind, desto erfinderischer zeigen sich die Beamten in ihren Gegenmaßnahmen.

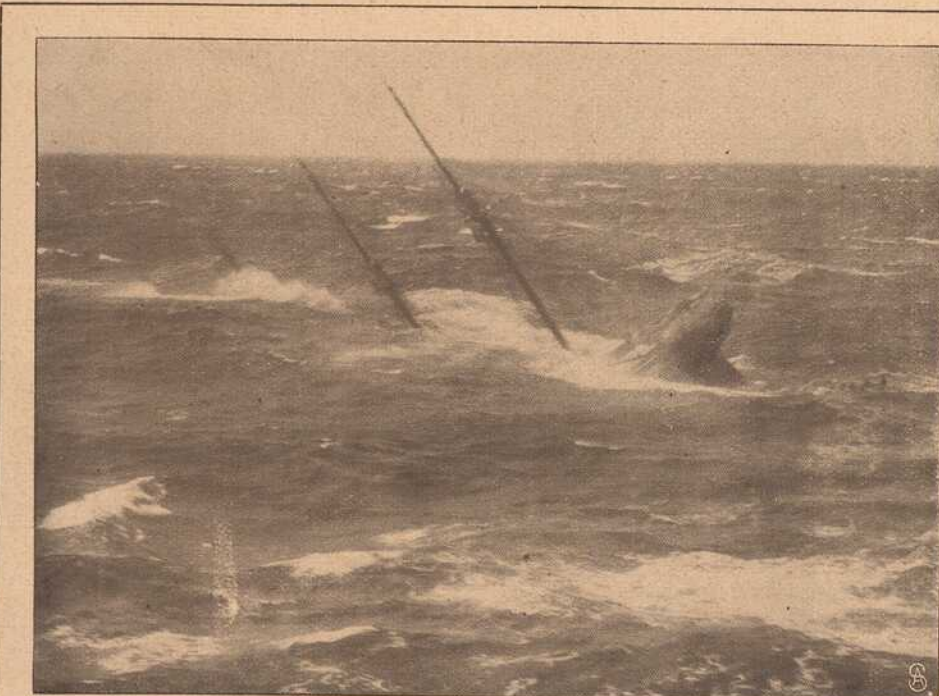


Selten schöner Traubenbehang am Hause des Schuhmachermeisters
Fritz, Pfenningen a. d. Tilder. Photogr. S. Single.

Einen seltenen Traubenbehang zeigt der Nebstock am Haus des Schuhmachermeisters Fritz in Pfenningen. Da wie im Vorjahr auch die diesjährige Weinernte allerorts eine äußerst geringe war, ist der reiche Behang des oben abgebildeten Nebstocks ein besonders merkwürdiger Anblick.

Prinz Wilhelm zu Wied, der künftige Herrscher von Albanien, steht heute im Alter von 38 Jahren. Er ist gegenwärtig Rittmeister und Eskadronschef im 3. Garde-Ulanen-Regiment zu Potsdam. Er ist der Nefte der Königin von Rumänien und ein nur durch zwei Grade entfernter Vetter des Zaren. Er steht also mitten in der großen europäischen Fürstenfamilie. Es soll ihm nicht leicht geworden sein, Fürst des unruhigen Landes zu werden. Mit einer jungen, freilich sehr mutigen Frau und ganz kleinen Kindern ist er aber bereit, dem Rufe eines Volkes zu folgen, das unter seiner Führung den Anschluß an die Kultur Westeuropas erreichen möchte. Seine Gemahlin ist seit 30. November 1906 Prinzessin Sophie von Schönburg-Waldenburg.

Ein furchtbarer Seesturm an der nordamerikanischen Küste ist jüngst dem Schoner „Marjory Brown“ zum Verhängnis geworden. In der Nähe von Sandy Hook, am Eingang der Bai von New York, wurde das Schiff von den Fluten verschlungen. Die Besatzung konnte im letzten Augenblick von dem Dampfer „Berlin“ des Norddeutschen Lloyd gerettet werden.



Der sinkende Schoner „Marjory Brown“.



Prinz Wilhelm zu Wied,
Fürst von Albanien.



Prinz Leopold von Bayern,
der 67 jährige Bruder des jetzigen
Königs von Bayern, unternimmt
eine mehrmonatige Jagdreise nach
Deutsch-Ostafrika.



Charles Tellier,
der Erfinder der Geziertechnik,
starb, 85 Jahre alt, in Paris
im Glend.

Von des Schriftstellers Hansjakob Heimat und Haus.

Schriftsteller Heinrich Hansjakob, der jetzt im 77. Lebensjahr steht und, nachdem er seit 1864 zunächst in Donaueschingen und Waldshut im Schuldienst, von 1869 bis 1885 in Hagnau am Bodensee als Pfarrer tätig gewesen, seit 27 Jahren in Freiburg im Breis-



Lady of Westmore, welche eine Million Unterschriften zugunsten des Frauenstimmrechts sammeln will.

Lady of Westmore, eine englische Frauenrechtlerin, ist Gegnerin der brutalen Kampfweise der Suffragetten. Sie sucht ihr Ziel durch Aufklärung zu erreichen.



Des Schriftstellers Hansjakob Heim zu Haslach i. B.

gau als Stadtpfarrer wirkt, hat sich nun nach 50 jähriger Amtstätigkeit in seine Heimat zurückgezogen, um hier den Abend seines Lebens zu verbringen. Im Stile eines Schwarzwälder Bauernhauses hat er sich eine kleine Villa bauen lassen, in der er von Mitte Oktober ab wohnt. Und die Haslacher, die den Alten alle kennen und lieben, freuen sich, daß er, der sie in seinen Büchern mit all ihren Freuden und Schmerzen, ihren Vorzügen und Schwächen in Vergangenheit und Gegenwart geschildert hat, nun für ganz wieder der Ihrige ist.



Der deutsche Botschafter in Washington Graf von Bernstorff.

Der deutsche Botschafter bei den Vereinigten Staaten von Amerika Graf von Bernstorff hielt kürzlich in Berlin einen Vortrag über die Ausföhrung des neuen Botschaftergebäudes in Washington.



Die älteren Frauen von Coryza in Albanien haben sich in einem „Bataillon sacré des Dames“ zusammengetan und halten Schießübungen ab, um eventuell zur Verteidigung von Haus und Hof vorbereitet zu sein.

Veranstaltungen anlässlich der Jahrhundertfeier.

Oben links: Armenspeisung in
Würzburg.

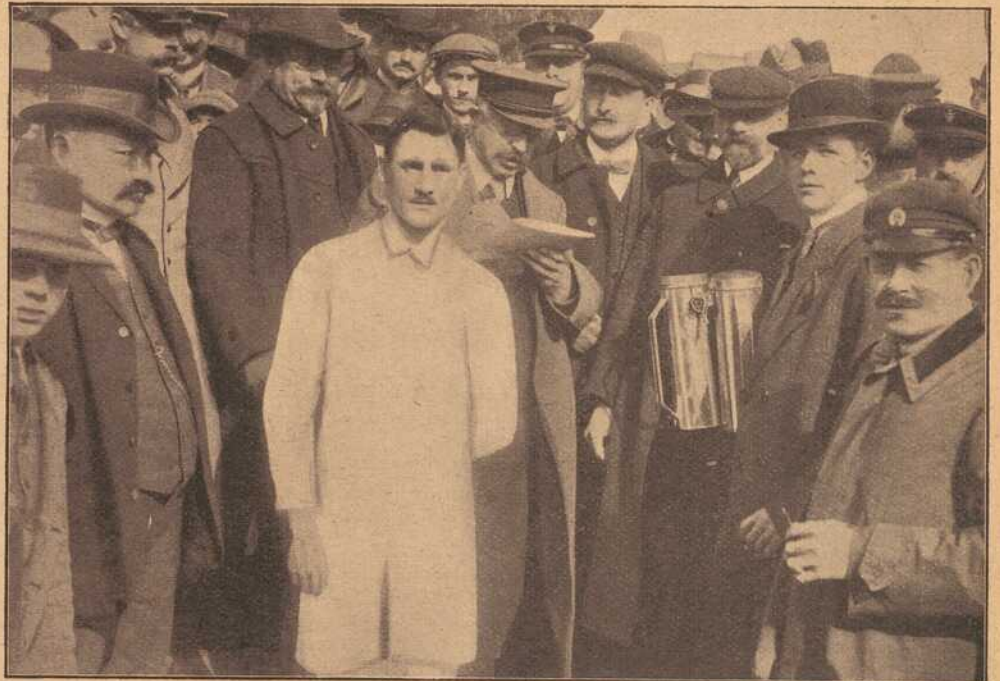
In der Mitte rechts: Vom Gil-
botenlauf der Turner:
Ankunft des Staffetten-
läufers in Würzburg.

Unten: Großfürst Kyryll be-
gibt sich hinter den Sär-
gen der gefallenen rus-
sischen Offiziere nach der
russischen Kapelle.

Die Armenspeisung in der Würz-
burger Residenz bot die beste Ge-
legenheit, der großen Zeit vor 100
Jahren rühmend und preisend zu
gedenken. Hat doch König Ludwig I.
von Bayern zum Andenken an den
18. Oktober 1813 diese Armen-
speisung gestiftet, die abwechselnd
in den Städten Würzburg, Regens-
burg und Aschaffenburg veran-
staltet wird. Neuer war Würzburg



Johann Martin Saemann,
der am 18. Oktober 100 Jahre
alt war und als Ehrengast an der
Einweihung des Völkerschlach-
tendkmals teilgenommen hat.



an der Reihe und im prachtvollen
Gartensaal der Residenz war an langen
Tafeln für 286 Personen gedeckt.
Ringsum im Saale und außen an
den Fenstern beobachteten zahlreiche
Neugierige das eigenartige Festmahl.
— Die Gilboten trafen pünktlich in
Leipzig ein. Die großartige Orga-
nisation, auf die die Deutsche Turn-
erschaft stolz sein kann, hatte vorzüglich
geklappt. Es waren 9 Turner, die
dem König von Sachsen die Urkunden
überreichten. Im ganzen waren bei
dem Gilbotenlauf 35 000 Turner unter-
wegs, die insgesamt 7000 Kilometer
zurücklegten. — Bei dieser Gelegenheit
sien noch einige andere imposante
Zahlen der Feier erwähnt. Das
Spalier der Jugend umfaßte etwa
25 000 Schulkinder. Die deutschen
Universitäten hatten insgesamt 3000
Studenten entsandt. Vor dem Denk-
mal waren etwa 250 Fahnen bei-
ammen.

Zwei Leben. Skizze von Thea von Harbou.

(Nachdr. verb.)

Doktor Wallners Frauenklinik lag draußen vor der Stadt in einem Garten, dessen Schönheit immer von neuem wie eine Verheißung des Lebens wirkte. Als ich zum erstenmale durch die uralte Kastanienallee nach dem weißen Hause schritt, das mir eine Heimat und ein Feld reichster Tätigkeit bieten sollte, begriff ich vollkommen, welche eine Fülle der Zuversicht von dem Manne ausgehen mußte, der solch ein Paradies für seine Kranken geschaffen hatte. Und als meine Hand in der seinen lag, in dieser feinen, schmalen, nervigen Hand, die mit nie verlagender Sicherheit schon Hunderten geholfen hatte, da ging es mir wie allen, die je das Glück gehabt, unter diesem prächtigen Arzt zu arbeiten: ich war ihm bedingungslos verfallen!

Es war kein leichter Dienst, der meiner wartete. Wie Dr. Wallner gewöhnt war, von sich selbst das höchste zu verlangen und seine Pflicht oft über seine Kräfte tat, so forderte er die gleiche Hingabe auch von seinen Untergebenen. Und Saumseligkeit vergab er nie. Aber wenn eine schwierige Operation geglückt war, wenn ein gerettetes Menschenleben der Genesung entgegenlächelte, wenn schon verdunkelte Augen den neuen Tag wieder mit Hoffnung begrüßten, dann lohnte ein Wort aus seinem Munde, ein Druck seiner Hand reichlich für alle Mühe.

Seine Kranken waren seine Welt. Er war schon in jungen Jahren Witwer geworden, und auf das einzige Vermächtnis der über alles geliebten Frau, auf ihren Jungen, einen herzigen Blondkopf, hatte er alles übertragen, was sein Herz noch an persönlichem Empfinden hegte.

Ralph und ich wurden sehr bald gute Kameraden. Fast meine ganze Freizeit widmete ich dem Kinde, dessen sonniges Lachen auch auf begrünten Gesichtern oft hellen Widerschein weckte, und das einzige Geschöpf, auf das ich hätte eifersüchtig sein mögen, war Said, eine prachtvolle Ulmer Dogge, auf deren Rücken Junker Ralph seine ersten Reitversuche machte.

Said und ich begegneten uns mit ausgesuchtem Respekt voreinander. Möglich, daß er in mir die helfende Gefährtin seines Herrn anerkannte. Ich jedenfalls überwand niemals ganz eine gewisse Scheu vor den hellen Augen und dem Jaguargebiß, das bei Said's majestätischem Gähnen sich vortheilhaft präsentierte. Ich weiß nicht, warum ich den Hund nicht für zuverlässig hielt — ich wagte sogar einmal vor Dr. Wallner eine zaghafte Warnung, wenn Ralph's allzu übermütige Attacken der riesenhaften Dogge ein grollendes Brummen entlockten. Da er aber lächelnd meinte, Kinder und Hunde verstünden sich besser als Menschen untereinander, so suchte ich mich damit zu beruhigen.

Ich war ungefähr ein halbes Jahr im Dienst, und ein wundervoller Sommer neigte sich zum Ende, als uns ein junges, halbverlorenes Leben eingeliefert wurde, dessen letzte Hoffnung in Dr. Wallners Händen lag. Der Assistenarzt ruhte auf Urlaub. Die ganze Arbeitslast ruhte auf seinen beiden Schultern, aber niemals war er mit größerer Freundigkeit am Werke, als in diesen Tagen. Ich hatte mit Junker Ralph einen kleinen Spaziergang durch die Kastanienallee gemacht, um mich von einer anstrengenden

den Nachtwache zu erholen, und kam, das Kind an der Hand, erfrischt und fröhlich ins Haus zurück, wo mir Dr. Wallner aus seinem Arbeitszimmer entgegentrat.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, Schwester,“ sagte er. „Sie müssen Frau von Helmbrecht sofort bereit machen. Ich habe meinen Kollegen Pirch angerufen, aber er kann nicht vor zwei Uhr kommen, und da würde es möglicherweise schon zu spät sein. Also bitte!“

„Jawohl, Herr Doktor,“ antwortete ich, schon zum Gehen gewendet. Er sah mir scharf ins Gesicht und zögerte ein wenig.

„Sie haben schlimme Tage hinter sich,“ meinte er mit seinem aufmunternden Lächeln. „Wird's denn noch einmal gehen?“

Ich glaube, es gab keinen Menschen auf der Welt, der nein gesagt hätte, wenn dieser Arzt einen Dienst von ihm verlangte. Ich spürte weder Abspannung, noch Unruhe mehr und hätte noch Schwereres auf mich genommen, nur um ihm zu zeigen, wie glücklich es mich machte, Seite an Seite mit ihm arbeiten zu dürfen. Aber wie immer, wenn er außerdienstlich mit mir sprach, sah mir das Herz in der Kehle, daß ich nicht reden konnte. Ich nickte nur.

„Sie sind ein lieber, tapferer Kerl,“ sagte er mit seiner warmen Stimme. Dann slog ich die Treppe hinauf zu meiner Kranken. Ich hörte noch, wie der Doktor Ralph in den Garten schickte und seine zärtlich besorgten Worte: „Spiele mit deinem Teddybären, mein Jung', und laß mir den Said in Frieden! Er ist heut schlechter Laune und könnte es übelnehmen, wenn du ihn neckst!“

Einen Augenblick lang kam mir der Gedanke, ob es nicht besser sei, den Hund ins Haus zu rufen, aber mir blieb dazu keine Zeit, die Vorbereitungen zur Operation nahmen mich ganz in Anspruch.

Die Operation war eine der schwierigsten und verantwortungsvollsten, die er je gemacht hatte; und wenn ich auch wußte, daß er ein genialer Chirurg war, mit sicheren Augen und leichter und sicherer Hand, so ist es doch ein beklemmendes Gefühl, zu denken, daß an dem Messer des Arztes Tod oder Leben hängt.

Ein schneller Blick durch den Raum sagte mir, daß alles am Plage war — nur das Nötigste stand und lag in Griffweite. Hell, weiß und lustig, erfüllt von dem leichten Aethergeruch, der unzertrennlich von ihm war, wartete er auf das Schicksal, das in ihm entschieden werden sollte.

Dr. Wallner kam herein. Sein Gesicht hatte nichts mehr von der eisernen Entschlossenheit, die es vorher kennzeichnete. Es war heiter und zuversichtlich und scheuchte mit seiner ruhigen Klarheit den letzten Rest von Furcht aus den Zügen unserer Kranken. Er prüfte ihren Puls und sagte ihr ein paar gütige Worte der Ermutigung und des Lobes für ihre Tapferkeit; dann griff er nach der Chloroformmaske.

Meine eigene Nervosität war ihm entgangen. Er hatte meine Zuverlässigkeit oft genug erprobt, und während ich ihn beobachtete — denn ich konnte es nicht hindern, daß meine Blicke immer wieder seine Züge suchten —, fiel alle Unsicherheit von mir ab. Sein Gesicht hatte sich wieder vollkommen verwandelt. Es war blaß, aber

unbewegt und kühl wie Stahl, und seine Augen sprühten, als ob aller Wille, alle Nerven und aller Geist dieses Mannes sich in ihnen gesammelt hätte, in ihnen und in den festen, nie irdenden Händen, deren Finger selbst Augen zu haben schienen.

Als der arme, kleine Körper offen vor uns lag, merkten wir sofort, daß der Stand der Krankheit noch schlimmer war, als wir befürchtet hatten. Ich sah, daß selbst der Arzt überrascht, ja erschrocken war, und wußte, daß die Operation sehr lange dauern würde. Die Uhr, die mir gegenüber hing, zeigte mir, daß wir schon eine geraume Weile dabei waren, aber die unendlich feine Arbeit des Messers in der Hand des Chirurgen schien mich zu hypnotisieren, so daß ich schließlich kein Gefühl für die Zeit mehr hatte. Endlich war das entsetzliche Geschwür entfernt, ich holte erleichtert Atem, aber ich sah, wie sich die Stirn des Arztes in intensivster Anspannung zusammenzog, als er sich daran machte, die Arterie zu unterbinden, die das tobbringende Gewächs genährt hatte — es war der kritische Augenblick, der Augenblick der höchsten Gefahr!

Und gerade in diesem Augenblick, da Tod und Leben auf Messers Schneide sich die Wage hielten, klang durch das offene Fenster, aus der Tiefe des Gartens ein Laut herauf, bei dem mir das Herz still stand.

Es war das zornige Knurren des Hundes, gefolgt von einem heiseren, schnappenden Bellen höchster Wut, und eine Sekunde später ein schrilles Aufschreien — ein-, zwei-, dreimal. Es war das Schreien eines Kindes — es war die Stimme von Ralph!

Und dann Stille, so vollkommene Stille, daß das leise Ticken der Uhr an der Wand unheilvoll laut erklang.

Ich fühlte, wie meine Knie mich nicht mehr tragen wollten, und eine Angst, so fürchterlich, wie ich sie nie im Leben empfunden hatte, griff mir wütend an die Kehle, daß mir das Bewußtsein schwinden wollte. Aber mit einer gewaltigen Willensanstrengung hielt ich mich aufrecht, und nur die Aethermaske bebte leise in meinen Händen.

Ich sah, wie die Hand des Arztes einen Augenblick zu erstarren schien, für eine Sekunde, für eine einzige Sekunde begegneten seine Augen den meinen. Es war, als ob sie mich zu Hilfe riefen in einer ungeheuren Not des Herzens und des Bewußtseins. Jeder Blutstropfen war aus seinem Antlitz gewichen, und ein Laut des Entsetzens erstikte zwischen seinen zusammengepreßten Rippen. Ich fühlte, daß ich für ihn betete, und wußte doch nicht, warum. Aber es war nur eine Sekunde. Dann lösten sich diese schrecklich leblosen Augen von den meinen und wandten sich wieder zu ihrer Pflicht, und mit einem dumpfen Erstaunen hörte ich mich selbst von neuem atmen, wenn auch der Atem fast ein Schluchzen war.

Und nun kam eine Viertelstunde — die Uhr mir gegenüber zeigte, daß es nur fünfzehn Minuten waren — diese furchtbare Ewigkeit, in der kein Laut zu hören war, als dann und wann das leise Klirren der Instrumente.

Der Arzt vollendete sein Werk. Nichts, das notwendig war, blieb ungetan für das Leben, das sich ihm anvertraut hatte. Endlich sah auch der letzte Verband, und da

hob er den Kopf, und seine plötzlich von aller Kraft verlassene Hand deutete nach der Tür. „Gehen Sie — sehen Sie nach!“ stieß er aus trockener Kehle heraus. Ich wußte nicht, wie er ohne mich fertig werden sollte, aber ich rannte. Zunächst schüttelte ich ganz sinnlos an der Tür und dachte nicht daran, daß sie verschlossen war. Dann nahm ich mich zusammen und öffnete und schloß sie lautlos hinter mir.

Eine halbe Minute lang lauschte ich atemlos. Die Stille ringsum hatte etwas Tödliches. Die Wände schienen sich vor meinen Augen zu drehen, und ich mußte mich krampfhaft am Treppengeländer festhalten, um nicht zu fallen. Immer sah ich das Bild vor mir: den riesigen Hund und das schöne, blonde, rosige Kind, sein Kind, um das der Mann da oben vor wenig Zeit den schwersten Kampf der Pflicht ausgefochten hatte. Welche Nachricht würde ich ihm bringen müssen? Der Gedanke an seine verzweifelte Sorge gab mir endlich die Kräfte wieder. Ich rannte die Stufen hinab durch die Halle und über die Veranda in den Garten hinunter.

Die Rosen blühten in ihrer letzten Glut, und ein Meer von Sonne lag über dem Garten. Ich stand und schaute mich um. Nichts war zu sehen, weder das Kind, noch der Hund. Nur die Gartentür, die nach den Feldern führte, war offen. Ich lief hin, auch dort nichts. Auf den weiten Wiesen grasten friedlich die Kühe.

Ich wandte mich um. War es möglich, konnte dies alles nur ein Traum sein? War das Ganze nur wie ein Alpdrücken gewesen? Eine Fiebererscheinung in der übergetränkten Luft? Die entsetzlichen Laute vorhin nach dem wütenden Aufheulen des gereizten Tieres, waren sie nicht Wahrheit gewesen? Da sah ich den Teddy-Bären

unter einem Baume liegen. Ich stürzte hin und hob ihn auf. Das Gras ringsum war niedergetreten. Auf dem braunen Fell des Spielzeugs war ein feuchter, roter Fleck, ein Fleck, der auch meine Hand rötete. Es war Blut. Ich fiel auf die Knie und raffte mich wieder auf — ich dachte an ihn. Großer Gott, erbarme dich! Erspare ihm das Gräßlichste!

Mit hämmernden Schläfen und halb bewußtlos ging ich nach dem Haus zurück. Der Weg wollte kein Ende nehmen. Und als ich schließlich am Fuß der Treppe anlangte, hob ich den Kopf und —

Ich traute meinen eigenen Augen nicht. Da stand der Doktor, und Ralph saß wie ein Triumphator auf seinen Schultern. Und so eng als möglich an den Mann geschmiegt, voller Stolz und sichtlich Selbstzufriedenheit die mächtige blaugraue Dogge.

Mein Herz tat einen wilden Schlag. Der Himmel, die ganze Welt war wie verklärt von einem überirdischen Licht. Ich streckte meine Hände aus, ich wollte reden, aber eine Flut von erlösenden Tränen raubte mir jedes Wort. Und dann hielt ich das Kind in den Armen und bedeckte sein strahlendes Gesicht mit Küssen und stammelte: „Mein Süßes, mein Liebling“ — ach, ich wußte nicht, was ich noch sagte.

Ich fühlte die Blicke von Ralphs Vater auf mir ruhen, und es war ein Ausdruck in diesen Augen, den ich niemals zuvor gesehen hatte, außer im Traum.

„Ich wußte nicht, daß Sie mein Kind so lieb haben,“ sagte er.

Ich gab ihm keine Antwort. Hatte er das nicht gewußt, wirklich nicht? Hatte er nicht gewußt, daß ich für sein Kind mein Leben aufgeopfert hätte, und daß mir fast das Herz brach, als ich ihn leiden sah um sein Kind?

„Aber was — was ist denn eigentlich geschehen?“ stammelte ich noch immer fassungslos. Dr. Wallner nahm mich bei der Hand und führte mich zu einem Stuhle, und es war etwas unendlich Zartes in seiner Stimme, wie in seinem Tun.

„Es war sehr einfach,“ sagte er. „Said und Ralph spielten in gutem Einvernehmen miteinander, als — weiß der Kuckuck, wer die Gartentür aufgelassen hat — zwei Bagabunden auf der Bildfläche erschienen und sich über die Apfelbäume machten. Ich glaube,“ fuhr er fort und legte seine Hand liebevoll auf den Kopf der Dogge, „wir haben beide Said etwas abzubitten. Er hat sein Wächteramt treulich erfüllt, und es den beiden ungebeten Gästen gründlichst besorgt.“

„Sie sind nicht schlecht gerannt, als Said auf sie losfuhr!“ berichtete Ralph mit vor Erregung glühenden Wächchen, „und ich schrie ganz furchtbar, weil er den einen gepackt hatte, und da ließ er ihn los —“

Ich wollte nichts weiter hören. Ich schlang meine Arme um den starken Hals des Hundes, was er sich gnädig gefallen ließ, und drückte mein heißes Gesicht in das seidige Fell. Und eine Hand, ach, eine geliebte, feste Hand legt sich auf meine Schulter.

„Es war eine böse Stunde,“ sagte Ralphs Vater und atmete tief, tief auf. „Aber ich möchte sie in meinem Dasein nicht missen — sie hat mir viel geschenkt.“

Ich sah ihn an. Verständnislos. Und dann fühlte ich, wie mir das Blut in die Schläfen schoß unter seinem Blicke. Ich hätte nie geglaubt, daß sein ernstes Gesicht so erfüllt sein könnte von grenzenlosem Glück; aber ich fühlte, es war nicht nur Ralphs wegen. Er hielt mein Herz in seinen Händen. Und er hielt es fest.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Die Autobrille in der Küche. Deshalb Marie sich einen Chauffeur als Schatz genommen hat.

Er kennt sie. „Was haben Sie denn da im Paket?“ — „Eine neue Telefonschnur. Ich will nachher mit meiner Frau telefonieren, daß ich heute abend erst sehr spät heimkomme. Und da reißt sie in der Wut sicherlich wieder das Hörrohr ab...!“

Die Sachverständige. Nach Schluß der Sonntagsschule läßt der Lehrer die Kinder noch einige Fragen tun. Aufgeregt erhebt ein kleiner Junge die Hand: „Bitte, warum war eigentlich Adam niemals ein Baby?“ Der Lehrer ist um die Antwort verlegen, aber ein kleines Mädchen, die älteste von zahlreichen Geschwistern, kommt ihm zu Hilfe. „Wie konnte er denn?“ meint sie wichtig, „es war doch niemand da, um ihn zu warten!“

Gratifikation. „Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, Herr Kommerzienrat, es sind heute vierzig Jahre, daß ich in die Fabrik eingetreten bin.“ — „So? Na, dann gehen Sie mal schön an Ihre Arbeit und denken Sie darüber nach, was für'n Haufen Geld Sie in diesen vierzig Jahren aus meiner Fabrik hinausgetragen haben.“

Die sparsame Gattin. Er, zornig: „Du verschleuderst das Geld, du bist nicht sparsam!“ — „Was? Wenn eine Frau, die ihr Brautkleid für ihre Wiederverheiratung aufbewahrt, nicht sparsam ist, dann weiß ich nicht, was Sparsamkeit bedeutet.“

Angst. „Ach,“ seufzte der alte Herr, „Angst ist ein Begriff, den Sie wohl gar nicht kennen, mein junger Freund?“ — „Doch,“ versetzte dieser, „ich habe gar manchesmal mit meiner Braut in einem vornehmen Restaurant gegessen und zugeesehen, wie sie die Speisefarte studierte, während ich eine einzige Mark in der Tasche hatte.“

Der kürzere Weg. Die kleine Lola weint. Die pädagogische Mutter wendet sich

an Volas Brüderchen: „Höre, Luisito, nun tröste einmal dein kleines Schwesterchen, dann bekommst du auch einen Kuchen.“ Die kleine Lola aus dem Hintergrund: „Mama, gib ihn doch mir, ich höre schon auf.“

Galgenhumor. Onkel: „Sag mal, Fritz, bei deinem Meister ist die Lehrzeit wohl sehr billig?“ — Lehrling: „Na ja — einen Masseur spar ich bei ihm!“

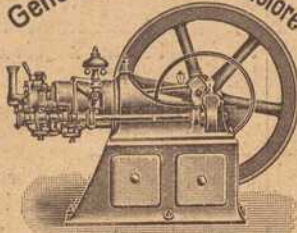
Dexierbild.



Wo ist denn der Besuch?

MASCHINENBAU-ANSTALT, mech. WERKSTÄTTE

Transmissionsanlagen, Ringschmierlager, Aufzüge, Pumpen
Gas-Benzin-Spiritus-
sowie
Generator-Sauggas-Motore



Solide Arbeit

Garantie

Gebläse und Entstäubungs-
Anlagen.

Reparaturen an Motoren u. Maschinen aller Art.
Brau- und Brennerei-Anlagen, Holzbearbeitungsmaschinen

ERHARDT MÜLLER WÜRZBURG

FERNSPRECHER 959.



Spezialinstitut für moderne Augengläser

Otto Wiegand

Theaterstrasse 12 Würzburg Theaterstrasse 12

Optische Anstalt

General-Depot fotogr. Apparate u. Bed.-Artikel

Restaurant
Zum Franziskaner

(Besitzer: Anton Englert)

WÜRZBURG

am Franziskanerplatz

Gutes bürgerliches Restaurant

Arthur Kallmann, Buchbinderei

Papier-, Schreibmaterialien- und Schulartikel-Handlung

Wagnerplatz 4 **WÜRZBURG** Wagnerplatz 4

Inseraten-Annahmestelle für die „Frankenwarte“

Sonnenberg & Steinhardt

Elektrotechnisches Installations-Geschäft

Eichhornplatz 13 1/2

Telephon 507

Ausführung elektrischer **Licht- und Kraft-Anlagen**

Haustelegraphen und -Telephone

Grosses Lager in neuen und gebrauchten

≡ **Elektromotoren** ≡

Beleuchtungskörper und Installations-Material

Metalldrahtlampen

Für Kirchweih

empfehle

feinste Mehle in den Preislagen von 20, 22 und 24 Pfennig

☞ **Alle Arten Backwerk** ☞

Gutes kräftiges Hausbrot

per Laib 70 Pfennig

Auf Wunsch Lieferung frei ins Haus

Julie Eberlein Würzburg
Karmelitengasse

49 XLV

Die Frankenwarte



Illustrierte Wochen-Chronik für aktuelle Tagesfragen mit spezieller Berücksichtigung des Frankenlandes.

Nr. 2

Würzburg, 22. November 1913

1. Jahrg.

Die „Frankenwarte“ erscheint wöchentlich einmal am Samstag und ist durch sämtliche Papier- und Schreibutensilien-Handlungen sowie durch die Kolporteurs zum Preise von 10 Pfennig pro Nummer zu beziehen.

Jeder Abonnent der „Frankenwarte“ ist mit **500 Mk. auf den Todesfall**, herbeigeführt durch Unfall, bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg versichert. Jeder Unfall ist unverzüglich nach Eintritt desselben der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank anzuzeigen, auch muss sich der Verletzte innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall in ärztliche Behandlung begeben. Todes-

fälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt der Bank telegraphisch (Telegrammadresse: Lebensbank Nürnberg) zur Anmeldung gebracht werden. Ueber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluss, die vom Verlage der „Frankenwarte“ (Würzburg, Petrinistrasse 13) oder von der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank A. G. in Nürnberg zu beziehen sind.



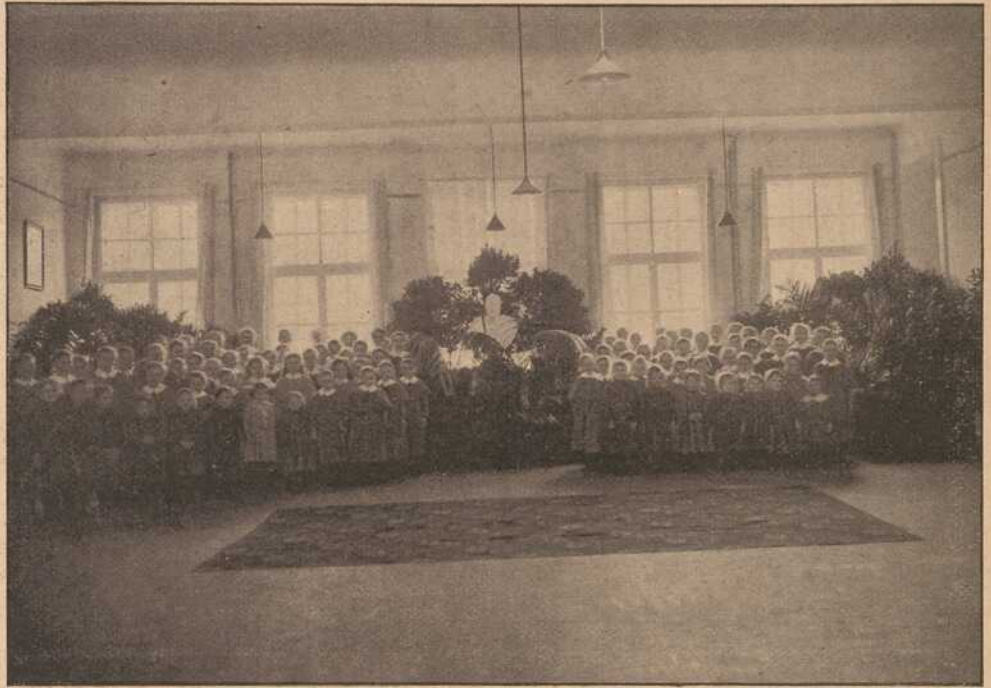
Das neue Elisabethenheim in Würzburg.

Das neue Heim des Elisabethen-Vereins in der Köllikerstraße in Würzburg.

Unter den Wohltätigkeits-Anstalten, deren sich die Stadt Würzburg zu rühmen vermag, nimmt der St. Elisabethen-Verein unstreitig eine der ersten Stellen ein. Der Verein selbst wurde bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (1853) von Damen der hiesigen Aristokratie sowie aus dem Beamten- und Bürgerstande gegründet und bestand dessen Hauptaufgabe darin, für den Unterhalt eines Rettungshauses für Mädchen katholischer Religion, für ambulante Krankenpflege und anderweitige Unterstützung Hilfsbedürftiger die nötigen Mittel bereitzustellen. Schon zu Beginn des ersten Vereinsjahres konnte eine beträchtliche Summe von den Vereinsmitteln auf die Erziehung armer Kinder verwendet werden und bereits im zweiten Jahre des Bestehens des Vereins erwog man den Bau eines eigenen Vereinshauses, von dem Gedanken ausgehend, daß für die nachhaltige Wirksamkeit und Vereinstätigkeit auf dem Gebiete der Jugenderziehung und der ambulanten Krankenpflege ein eigenes Haus ein unumgängliches Bedürfnis sei. Bereits am 1. Juni 1854 wurde das Haus Kettengasse Nr. 1. um 7150 Gulden käuflich erworben und dem Verein zugeschrieben. Mit der Erwerbung dieses Hauses behufs Aufnahme armer hilfsbedürftiger Mädchen hat der Verein auch seine zweite Lebensaufgabe nicht außer acht gelassen und glaubte gerade durch den Besitz eines eigenen Heims in der Krankenpflege das Beste leisten zu können, wenn es ihm gelänge, auch für die ambulante Krankenpflege in der ganzen Stadt Schwestern zu gewinnen, welche bereit wären, die Hilfsbedürftigen und Kranken zu pflegen. Dieser Plan gelang vorzüglich durch die Bereitwilligkeit des Niederbronner Mutterhauses der Töchter vom göttl. Erlöser, eine Anzahl Schwestern zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen, und der Elisabethen-Verein

als ein unentbehrliches Bedürfnis für Stadt und Land erachtet. Konnte so der Verein seine Tätigkeit im eigenen Hause ruhig und stetig weiter entfalten, so stellte sich doch bald heraus, daß

nehmende Ausbreitung der Anstalt durch Angliederung einer Kleinkinderbewahranstalt und einer Arbeitsschule wurden wiederholt bauliche Veränderungen notwendig und als sich auch diese als unzulänglich erwiesen, ent-



Zur Einweihung des neuen Elisabethenheims in Würzburg: Die Zöglinge.

Photogr. Otto Wiegand, Würzburg g.

die vorhandenen Räumlichkeiten für die Erfüllung seiner Zwecke nicht mehr ausreichten und so verlegte der Verein seine Anstalt, nachdem sie von 1866 bis 1867 in dem ehemaligen alten Bleicherschulhause mietweise Aufnahme fand, in das Haus Bohnesmühlgasse Nr. 18.

schloß man sich zur Erwerbung des Eckhauses an der Bohnesmühlgasse und Köllikerstraße. Nachdem dieses Anwesen abgebrochen, wurde im Frühjahr 1913 mit dem Anstalts-Neubau begonnen und solcher im Herbst dieses Jahres vollendet.

Das neue Haus des Elisabethen-Vereins



Zur Einweihung des neuen Elisabethenheims in Würzburg: Die Festversammlung.

Photogr. Otto Wiegand, Würzburg.

darf sich heute wohl mit Recht rühmen, daß er es war, welcher die ersten Krankenschwestern der hiesigen Stadt zugeführt hat.

Die segensreiche und aufopfernde Tätigkeit der Krankenschwestern fand sehr bald allseitige Anerkennung und ihre ausgezeichnete Hilfeleistung in der Krankenpflege wurde

Im folgenden Jahre übernahmen, da den „Barmherzigen Schwestern“ nicht die nötige Anzahl von Lehrerinnen zur Verfügung stand, die ehrw. Franziskanerinnen aus dem Mutterhaus Maria Stern in Augsburg die Leitung des Hauswesens und der Schule.

Durch die nun in der Folgezeit stetig zu-

empfang am 16. November bei Anwesenheit der städtischen Behörden und geistlichen Oberen durch den Hochw. Herrn Bischof Dr. Ferdinand von Schlör nach einem vorausgegangenen Festakte die kirchliche Weihe und wurde hierauf seiner nunmehrigen Bestimmung übergeben.

Die erste Reise König Ludwig III.

Unterfranken war das Ziel der ersten Reise, die König Ludwig III. unternahm. Am 18. November um 6 Uhr 50 früh verließ der Hofzug München, der den König nach Würzburg, und nach kurzem Aufenthalt nach Aschaffenburg brachte. Schon lange vor Einfahrt des Hofzuges hatte sich eine große Menschenmenge auf dem Perron eingefunden, um den Herrscher zu begrüßen. In dem prächtig mit Palmen und Blumen geschmückten Königssalon hatten sich zur Begrüßung des Königs eingefunden die Herren Kgl. Regierungsdirektor Hausladen, Bischof Dr. v. Schlör, Generalmajor Burkhardt, Kommandeur der 4. Feld-Art.-Brigade, Rektor magnificus Prof. Dr. Wien, Eisenbahnpräsident v. Welter, Altbürgermeister Geh. Hofrat v. Michel, Dekan Bachelbel, 1. Bürgermeister Hofrat Ringelmann, 2. Bürgermeister Brand, Major der Landwehr Febr. v. Thüngen. Vor dem Königssalon bot die Reihe der Chargierten sämtlicher Studentenkorporationen in Wicks mit ihren Fahnen ein farbenbuntes Bild, während weiterhin sich die verschiedenen Wehrkraftgruppen, geleitet von ihren Führern, aufgestellt hatten. Buntlich traf der Hofzug ein. Unter stürmischen Hochrufen verließ der König, gefolgt von Kronprinz Rupprecht, Prinz Franz, dem Herzog von Calabrien und dem kgl. Gefolge den Zug. Der König unterhielt sich huldvoll mit den zum Empfang erschienenen Herren und den Chargierten der einzelnen Korporationen und gab seiner Freude über die herzliche Begrüßung in anerkennenden Worten Ausdruck. Nachdem der König sich noch auf dem Stadtperron dem Publikum gezeigt, und sich dann von den im Königssalon anwesenden Herren verabschiedet hatte, verließ der Königszug unter stürmischen Hochrufen die Halle.

die Schuljugend festlich geschmückt, die verschiedenen Vereine mit ihren Fahnen zur Huldigung sich eingefunden hatten. Kurz vor 12 Uhr fuhr der Königszug in

grüßt. Am Königssalon empfing Regierungspräsident v. Brettreich Se. Majestät mit einer kurzen Ansprache, sodann begrüßte den König namens der Ein-



Mürzburger Einwohner und Studentenkorporationen auf dem Bahnhofe den König erwartend. Photogr. Otto Wiegand Würzburg.

Aschaffenburg ein, begrüßt vom Salut der Kanonen, in den sich dann das Glockengeläute aller Kirchen der Stadt mischte. Als erster entstieg dem Wagen König Ludwig, dienstlich empfangen von Oberinspektor Köger, dann folgten Kronprinz Rupprecht, Prinz Franz und der Herzog von Calabrien und das übrige Gefolge. Nach Vorstellung

wohnerschaft Hofrat Bürgermeister Dr. Matt. Er erinnerte an den öfteren Aufenthalt Ludwig I. in der Stadt und an den Besuch Ludwig II. am 20. November 1866. Heute nach 17 Jahren wehe zum ersten Male wieder die Königsstandarte über dem Schlosse. Er sprach den Wunsch aus, daß der König wie sein Vater alljährlich wiederkehren möge und in den gesundheitspendenden Wäldern des Spessarts stets neue Kräfte sammeln möge.

Die Abfahrt nach Rohrbrunn erfolgte um 1/5 Uhr unter brausenden Hochrufen der Volksmenge auf dem Schloßplatz und in den Straßen, in denen die Volksschüler Spalier bildeten.

Ueberaus herzlich war der Empfang in Rohrbrunn selbst, woselbst Se. Majestät mit dem Gefolge in 3 Autos um 6 1/4 Uhr abends eintraf. Die Bevölkerung der ganzen Umgebung hatte sich eingefunden. Auf dem freien Plage beim Jagdschlosse Luitpoldhöhe bildeten die Schuljugend mit Lanzen, die Feuerwehr mit Fackeln, die Krieger- und sonstigen Vereine Spalier. Der König, der das Spalier abschnitt, dankte für die ihm dargebrachte Huldigung. Im Innenraume des Schloßes hießen die beiden Töchter des Kgl. Forstmeisters Herold den König durch ein Jagdgedicht willkommen. Namens der Bevölkerung begrüßte Lehrer Lautenbacher von Weibersbrunn den König und brachte ein Hoch auf Se. Majestät aus. Alles stimmte jubelnd ein. Darauf wurde die Königshymne angestimmt. König Ludwig III. hielt eine Ansprache, daß er sich freue, wieder mitten unter seinen lieben Spessartern zu sein. Abends waren die Kgl. Forstmeister Herold und Heider und Assessor Kessler geladen. (Würzb. G.-Anz.)



König Ludwig III., Kronprinz Rupprecht und der Herzog von Calabrien in Würzburg. Photogr. Otto Wiegand, Würzburg.

Alle an der Bahn gelegenen Ortschaften Unterfrankens waren reich besetzt. In langsamer Fahrt passierte der Hofzug die Stationen, auf denen überall die Behörden,

der Generale Martini, Henigst und Graf Montgelas schritt der König die Front der Ehrenkompagnie ab. Das Erscheinen des Königs wurde mit stürmischen Hochrufen be-

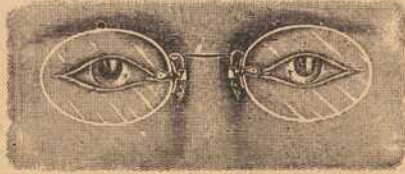


Touristen-, Wandervögel-, Wehrkraft-Ausrüstungen Rudolf Winkler, Würzburg

Brücknerstr. 5

Franko-Versand

Fernruf 825



Spezialinstitut für moderne Augengläser

Otto Wiegand

Theaterstrasse 12 Würzburg Theaterstrasse 12
Optische Anstalt

General-Depot fotogr. Apparate u. Bed.-Artikel

Philipp Nold Cigarren-Import

Ludwigstrasse 1

Ludwigstrasse 1

Bei herannahender Weihnachtszeit
empfehle mein **wohlassortiertes**

Lager in

nur guten Qualitätszigarren.

Präsentkistchen zu 25, 50 und
100 Stück.

Restaurant Zum Franziskaner

(Besitzer: Anton Englert)

WÜRZBURG

am Franziskanerplatz

Gutes bürgerliches Restaurant

Tanz-Lehr-Institut Hans Müller



Würzburg, Karmelitenstraße 23I.

Flotten fischen Walzer!

Stets neueste Tänze!

Feinste Referenzen!

NB. Weitere Nebenauslagen, Unkosten usw. usw.
entstehen **bei mir** nicht!

Die Frankenwarte

ist zu beziehen von unseren Kolporteurs sowie durch alle Buch- und Schreibwarenhandlungen und **Kostet pro Monat 40 Pfg. Einzelnummern 10 Pfg.**

Versicherung von 500 Mk. wird **nur** auf Monatsabonnement gewährt.

Inserate für die Frankenwarte wolle man gefl. unserem Akquisiteur Herrn Kaufmann **Firnhaber**, Goethestraße 9 in Auftrag geben. *vvvvvv*

Tüchtige Agenten in allen Orten des Frankenlandes

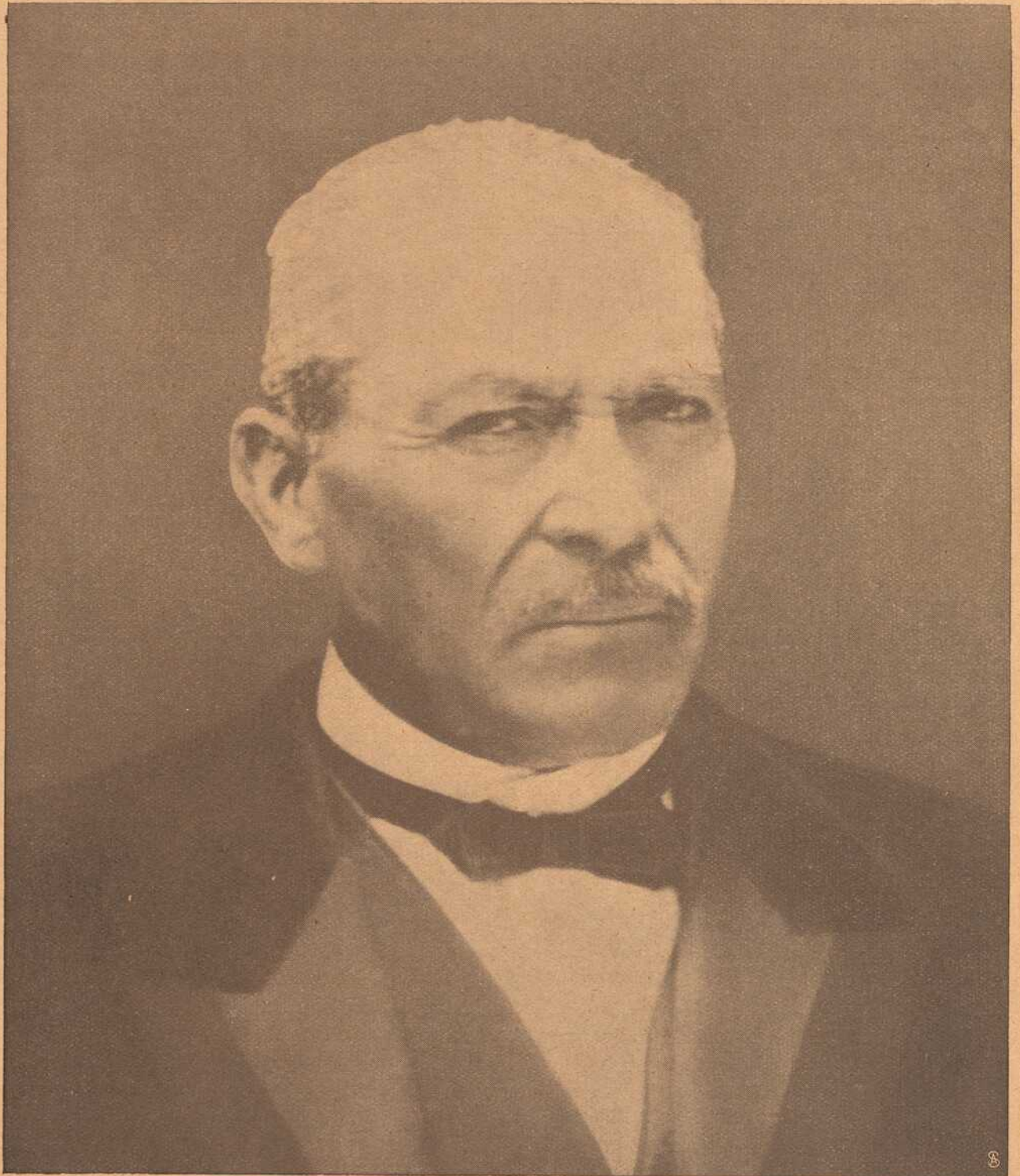
zum Vertrieb der Frankenwarte sofort gesucht von der

Expedition der „Frankenwarte“, Würzburg, Petrinistraße 18.

Die Frankenwarte

erscheint wöchentlich und bringt neben den aktuellsten Tagesereignissen aus aller

Welt speziell Begebenheiten aus unserem Frankenlande in Wort und Bild. Die in der „Frankenwarte“ zum Abdruck gelangenden Romane und Erzählungen sind sittenrein und nach jeder Richtung hin einwandfrei. Neben raschster Veröffentlichung der Tagesereignisse bezweckt die „Frankenwarte“ noch die Förderung und Verbreitung der Heimatkunst und -Geschichte. Beiträge in Wort und Bild an unsere Redaktion sind willkommen. 1919



Präsident Huerta von Mexiko, dessen Rücktritt von den Verein. Staaten von Nordamerika verlangt wird.



Die neue Methode des alten Mannes.

Nach dem Englischen von Sophie Wiget.

Nachdr. verb.

Der alte Meister war tot und sein Sohn Eduard regierte an seiner Stelle. Der alte Rheder hatte sich ganz von unten herauf gearbeitet, sein Regiment war ein milbes, und die Art, wie er das Geschäft betrieb, hatte stets ganz und gar den Beifall der alten Seeleute gefunden, die ihm schon viele Jahre gedient, und seine kleinen Frachtschiffe der Küste entlang geführt hatten. Auch der Buchführer Simon, ein aufgeweckter, tätiger Mann, hätte nichts auf seinen alten Meister kommen lassen. Die Art der Geschäftsführung war eine sehr einfache. Wenn ein Kapitän von einer Reise zurückkehrte, kam er mit einer Ledertasche in das kleine Lokal, das als Bureau diente, leerte den Inhalt der Tasche auf den Tisch und berichtete dabei über den Verlauf der Reise. Wenn er an die Ausgaben kam, rechnete er die kleine Summe im Kopf zusammen und nahm sie von dem großen Haufen weg. Dann legte der Meister noch seinen Lohn daneben und immer ein paar Goldstücke mehr, wenn die Ledertasche schwer gewesen war.

Doch neue Menschen, neue Sitten. Als die Bücher des tätigen Simon nach dem Tode des alten Herrn durchgesehen wurden, ergab sich, daß die Buchführung eine derart einfache gewesen war, daß sie den jungen Chef fast zur Verzweiflung trieb. Wenn Simon nicht dagewesen wäre, den man befragen konnte, wäre kein Mensch aus dieser Buchführung klug geworden.

„Was bedeutet da dieses Ding, Herr Simon, das aussieht wie ein Fisch, am Ende der Linie?“

„Das ist kein Fisch, Herr, unser alter Meister pflegte dieses Zeichen zu machen, wenn eine Ware defekt eingebracht wurde, damit der, der sie das nächstemal als Ladung bekam, keinen Schaden daran hatte.“

„Sonderbare Geschäftsführung das! Wunder mich nur, daß die Firma auf diese Weise nicht in Konkurs kam. Jedenfalls soll das jetzt alles geändert werden, Sie müssen die doppelte Buchhaltung einrichten, Simon, amerikanisches System; das wird ein paar Leute mehr brauchen im Bureau; bessere Lokalitäten müssen wir auch haben, dieses Loch muß ja die Kunden geradezu abschrecken.“

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt von Kapitän Bader unterbrochen, der das Schiff „Briana“ unter seiner Leitung gehabt hatte. Er war eben damit gelandet, und sein erster Gang war ins Bureau, um Rechenschaft abzulegen.

„Guten Morgen, Herr,“ sagte er respektvoll, „es freut mich, den Sohn unseres lieben Meisters hier zu sehen; aber der Ort scheint nicht mehr der gleiche zu sein, seit unser alter Herr nicht mehr darin ist. Er war ein guter Meister und wir haben ihn ungern verloren.“

„Sie sind sehr freundlich,“ antwortete der junge Herr etwas verlegen.

„Ich denke, Sie werden einige Zeit brauchen, bis Sie sich so recht ins Geschäft eingewöhnt haben,“ fährt der Grauhaarige wohlmeinend fort.

„Es kann wohl sein,“ antwortete der junge Herr und gedachte dabei des Zeichens, das er für einen Fisch gehalten hatte.

„Zum Glück ist Simon da,“ fährt der Alte gemütlich weiter, während er den Inhalt seiner Ledertasche bedachtsam auf den Tisch schüttete, „der kann Ihnen alles zeigen.“

„Mhm!“ antwortete der junge Herr und zog die Brauen hoch hinauf, als er die

falls einiges ändern,“ sagte der neue Meister. „Sie müssen mir ein richtiges Verzeichnis der Ausgaben aufstellen, Kapitän, wenn ich bitten darf.“

„Was ist das für ein Ding?“ fragte der Alte, während er langsam und nachdenklich sein Geld zusammennahm und in die Tasche steckte. „Ich habe noch nie von so etwas gehört.“

„Nun, wir haben hier natürlich nicht Zeit, Sie Buchführung zu lehren. Haben Sie nicht einen Kollegen, der Ihnen die Sache zeigen kann? Es gibt genug solche, die schriftliche Abrechnung einreichen müssen.“

„Ich will sehen, was ich tun kann, Herr,“ sagte der Schiffer, sich langsam zur Türe wendend: „Dem alten Meister ist mein Wort immer gut genug gewesen.“

Berstimmt und übel aufgelegt, steckte er die Hände in die Taschen und ging davon. In früheren Zeiten hatten er und der alte Meister noch eines geplaudert, Erfahrungen getauscht, die sie inzwischen auf dem Lande und dem Wasser gemacht hatten, und der alte Schiffer hatte mit ganzer Seele Interesse am allgemeinen Geschäftsgang genommen. Heute war das alles anders. Sein Geld trug er noch in der Tasche. Ehe er es abgeben konnte, mußte er, wie es schien, noch die Buchführung lernen. Aber vorläufig trotzte er mit finsterner Stirn in die nächste Kneipe, um seinen Kummer hinunter zu schwemmen.

Da trank er drei Glas Grog, nicht aus Bedürfnis, sondern fast unbewußt, indessen er sich tiefer und tiefer in seinen Kummer grübelte. Die Kellnerin, die den gemütlichen Alten sonst gut leiden mochte, wurde wiederholt von ihm angefahren, fühlte sich schließlich beleidigt und rächte sich mit der Waffe, die ihr zur Verfügung stand.

Sie lehnte ab, ihm ein viertes Glas zu bringen.

„Was?“ schrie er sie an.

„Sie haben jetzt schon genug,“ erklärte das Mädchen, „Sie wissen ja gar nicht mehr, wie Sie sich benehmen wollen.“

Der Schiffer starrte sie eine Sekunde mit offenem Munde an, dann warf er die Mütze auf sein graues Haar und stolperte über die Schwelle auf die Straße hinaus, wo er direkt mit einem Kollegen zusammenrampte.

„Hallo, Bady, mein Junge,“ rief der Seemann erkreut, „auch wieder Band unter den Füßen?“

„Mhm,“ brummte unser Alter.

„Wie geht's? Was hast? Doch nicht Schiffbruch gelitten?“

Jetzt leerte Bader sein Herz; in abgerissenen Sätzen, mit halberstimmter Stimme klagte er, was ihm geschehen sei.

„Komm mit da hinein,“ sagte der Freund auf die Schenke deutend.

„Nein, in diese Bude setze ich meinen Fuß nie wieder!“

„Warum? Weshalb? So komm doch! Wir machen da drinn das mit der Rechnung in Ordnung.“

Liebe.

Ein Ton durch alle meine Lieder geht,
Ein Ucton aus des Herzens tiefstem
Schweigen,
Geheimnisvoll, als wenn in Blüten steht
Der Fliederbusch beim Nachtigallen-
reigen.

Das ist der Liebe heil'ge Melodie,
Die gläubig mich der ganzen Welt ver-
bindet.

Aus der im Vollklang reiner Harmonie,
Das eine Ich den Ton des andern findet,

Und enger, enger seine Kreise zieht,
Bis sich ein Kettlein schlingt nur noch
um zweie,

Ein Goldkettlein von seltner Art, dran
Glieder

Um Glied empfängt von meiner Kunst
die Weihe.

Nachdruck verboten. Maja Matthey.

Goldstücke auf den Tisch rollen sah; und zog sie noch höher, als der alte Kapitän die Stirne in die Nachdenklichkeitsfalten legte und aus gutem Gedächtnis langsam seine Ausgaben herrechnete. Fast starr aber wurde der Prinzipal, als die breite, braune Hand die herausgerechneten fünf Schilling und ungeraden Penzes einfach von dem Haufen wegnahm und in die Tasche steckte.

„Was tun Sie denn da, Kapitän? Das geht nicht an!“ rief er scharf.

„Was geht nicht an, Herr?“ fragte der alte Mann verwundert.

„Nun, diese Art Abrechnung! Das ist ganz und gar nicht geschäftsmäßig.“

„Richt? Nun, es ist die Art, wie unser alter Meister und ich es seit dreißig Jahren gemacht haben,“ antwortete der Schiffer, „und ich bin sicher, daß ich ihn in all der Zeit wissenschaftlich nicht um einen Penny betrogen habe, und ein tüchtigerer Geschäftsmann, als Ihr Vater war, findet man weit und breit nicht.“

„So, meinen Sie? Nun, ich werde jeden-

Diese Aussicht lockte den Alten, und so kehrte er denn hinter dem breiten Rücken des Freundes in die Schenke zurück, von diesem sichern Zufluchtsort aus triumphierende Blicke auf seine jugendliche Feindin werfend.

„Zwei Glas Grog,“ bestellte der Freund; das Mädchen konnte hiegegen nichts einwenden. Es brachte das Gewünschte und vermied dabei nur, den alten Bärbeißigen anzusehen. Der trank sein Glas auf einen Zug aus und stellte es dann seufzend hin.

„Mein Wort, das dreißig Jahre gut war, ist es also jetzt nicht mehr. Jetzt muß ich meine Sache schriftlich geben,“ brummte er vor sich hin.

„So gib's schriftlich,“ sagte der andere. „Hast du Papier?“

Bader schüttelte den Kopf.

„Ich hole gleich im Laden nebenan,“ damit ging der Freund und kehrte rasch mit einigen Rechnungsformularen zurück.

„So siehst du — und jetzt noch Tinte —“

„Ich werde es selbst schreiben müssen?“

„Natürlich, du hast den Befehl bekommen. Wir alle müssen denen gehorchen, die über uns sind. Oder was würdest du tun, wenn einer deiner Leute einem Befehl von dir nicht gehorchen wollte?“

„Ich gäbe ihm eine Backpfeife,“ sagte Bader einfach.

„Genau so, und wenn dein Meister eine Rechnungsaufstellung verlangt, so hast du sie ihm zu geben. Also, so schreibe denn: Reise vom 11. Oktober mit der „Briana“. Was hast du für Reparaturen gehabt? Natürlich hast du vor der Abfahrt die Seitenlichter in Ordnung bringen lassen?“

„O nein,“ antwortete Bader erstaunt, „die waren schon recht.“

„Unsinn! Die sind nie recht, ohne daß man sie richtet. Schreib also: die Seiten-

lampen repariert, zehn Schilling. Hast du das Schiff gemalt auf dieser Tour?“

„Das tat ich,“ antwortete Bader, noch auf die letztgeschriebenen Worte starrend.

„Laß mich sehen —“ sagte der andere sinnend, „da hast du etwa zwanzig Pfund schwarze Farbe gebraucht, und dann Terpentin.“

„D je, nein — so kostspielig mache ich das nie; ich spare immer den Ruß zusammen, der mich nichts kostet.“

Der andere schaute ihn tadelnd an. „Habe ich es mit einem Kaminfeger oder mit einem Schiffskapitän zu tun?“

Der andere wurde dunkelrot und senkte den Kopf. „Also schreib, Zach: Material für das Schiff zu malen, zwei Pfund (je 20 Schilling) und zehn Schilling.“

„Das habe ich aber nicht gebraucht.“

„Schweig still! Wer stellt die Rechnung auf, du oder ich? Glaubst du, ein anständiges Haus wolle durch seine Bücher eine Rechnung mitführen, aus der ersichtlich ist, daß man zum Malen seiner Schiffe Ruß statt Farbe verwendet? Das wäre eine Beleidigung, Zach. Bei einer richtigen Buchführung muß die Sache nach etwas aussehen. Und nun weiter! Als ihr aus dem Hafen fuhr, mußtet ihr Hilfe haben?“

„Gar nicht, wir hatten guten Wind.“

„Unsinn, guten Wind, Ihr mußtet Hilfe haben und du bezahltest dafür zehn Schilling.“

„Davon weiß ich nichts,“ bemerkte Bader verblüfft.

„Na, dann schreib's nur, das gehört auf jede Spesenrechnung eines Schiffers. Habt ihr nie Reparaturen gehabt auf dem Weg? Nichts passiert?“

„Doch, aber wir stellten in Holzhead ein und machten die Arbeit selbst.“

„Das ist eines Kapitäns unwürdig und

wäre eine Schande für dein Haus. Du mußt wenigstens dreißig Schilling Arbeitslohn hinsetzen. Und das Standgeld?“

„Kostete mich nichts; der Aufseher ist ein alter Kamerad von mir.“

„Also zehn Schilling für die Nacht, zwei Nächte, macht zwanzig Schilling, schreib' das, Zach —“

„Jetzt habe ich's —“

„So, nun rechnest du es zusammen; macht genau fünf Pfund und zehn Schilling. Siehst du, so geht die Sache.“

„Ist das jetzt das Ding, das Herr Eduard wünscht?“ fragte Bader, indem er aufsehend die Feder hinlegte.

„Ja, das ist die Rechnungsstellung, die die Jungen machen. Dabei sind dann die Goldstücke, die dein alter Meister dir gegeben hat, eingerechnet. Denn die sonst zu geben, ist jetzt nicht mehr Brauch. Du stellst dich aber auch ganz gut so, siehst du?“

Der Alte nickte.

„Die Dinge hätte ich schon früher machen sollen,“ sagte er feierlich, „dann könnte ich jetzt in meinem eigenen Schiffe fahren.“

Er faltete das Papier sorgsam, schob es in seine Brusttasche, dabei immer mit dem Kopfe vor sich hin nickend.

Dann gingen die beiden zur Feier des Ereignisses zu einem guten Essen, und vergaßen dabei auch das Trinken nicht.

Als der alte Kapitän am Morgen erwachte, fiel ihm vor allem seine Auslagen-Rechnung ein. Er lehnte sie an den Kaffeetopf während des Frühstückes und las sie noch ein paarmal durch, dann machte er Toilette und begab sich nach dem Bureau.

„Ich habe die Auslagen-Rechnung gebracht, Herr, die Sie gestern verlangten,“ sagte er, das Papier aus der Tasche ziehend.

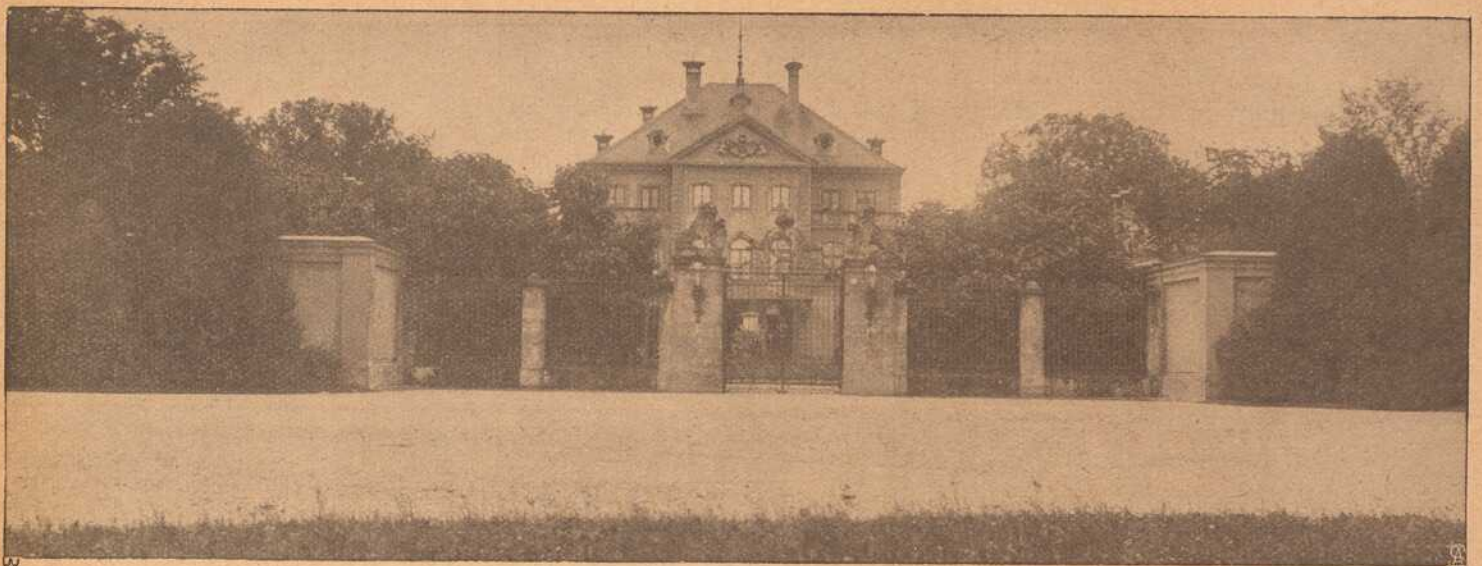
„Ah! Haben Sie sie!“ antwortete der

(Fortsetzung auf Seite 7.)



Juu-Bradukt bei Cinuskel-Brail im Unterengadin.

(Photogr. Engadin-Druck Co., Samaden.)



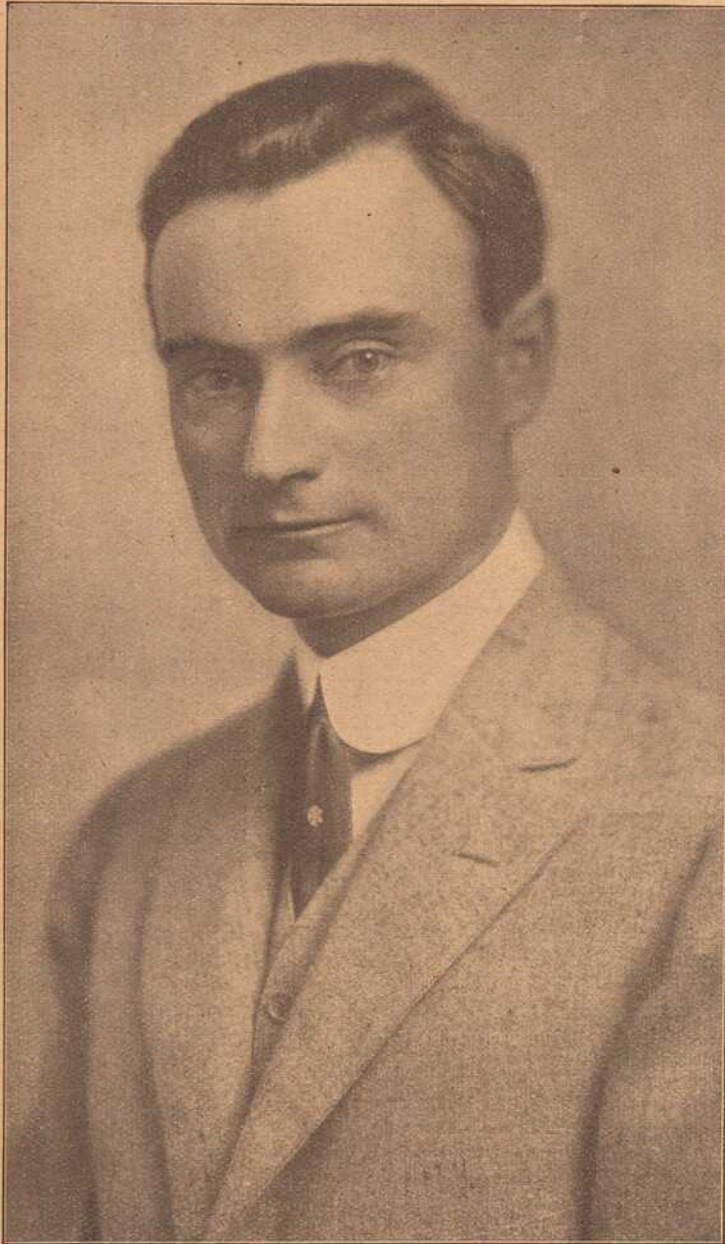
Schloß Fürstenried bei München, der Wohnsitz des kranken Königs Otto von Bayern.

In den Tagen, da Bayern sich auferafft hat und dem Regententum ein Ende bereitet und den Königsthron wieder besetzt, lenken sich die Blicke auch nach dem einsamen Schloß Fürstenried, in dem König Otto, dessen Unheilbarkeit erst jüngst durch eine ärztliche Kommission erneut festgestellt worden ist, seit beinahe 30 Jahren sein tragisches Dasein fristet. Das Gebäude liegt dicht bei der Hauptstadt München auf der bayerischen Hochebene in dem schönen königlichen Park Fürstenried. Als Jagdschloß im Jahre 1715 unter Kurfürst Max Emanuel zuerst erwähnt, ist es seit 1878 im Besitz des Königs Otto, dessen Zustand erhebliche bauliche Veränderungen nötig machte. König Otto dürfte voraussichtlich bis zu seinem Lebensende dort verbleiben.



Zur Thronbesteigung König Ludwigs III.: Die Bevölkerung Münchens vor der königlichen Residenz.

Die Münchener Bevölkerung und die des ganzen bayerischen Landes hat an allen Vorgängen, die die Regelung der Königsfrage begleiteten, warmen Anteil genommen. Stets waren in den Sitzungen der Abgeordneten-kammer, in denen die neue Verfassungsvorlage zur Beratung stand, die Tribünen überfüllt, und auch in den Straßen der bayerischen Hauptstadt sah man in diesen Tagen überall freudig erregte Gruppen.



Mit 33 Jahren Oberbürgermeister von Newyork.

John Purroy Mitchel, der jetzt zum Oberbürgermeister von Newyork gewählt worden ist.

Der Sturz der Tammany Hall, der bekannten Korruptionsgesellschaft, die Newyork tyrannisierte, hat einen begabten und ehrgeizigen Newyorker Politiker, den Ober-Zolldirektor des Newyorker Hafens, John Purroy Mitchel in die Höhe gebracht. Er war der Kandidat aller Parteien, die sich zur Bezwingung der korrupten Tammany-Organisation vereinigt hatten, für das Amt des Oberbürgermeisters, und er wird, wenn ihm der Erfolg nicht zu Kopf steigt, voraussichtlich einen guten Stadtchef abgeben.



Vom Besuch des Belgierkönigs bei seinem Lüneburger Dragoner-Regiment:

König Albert und der Kommand. General von Emmich.

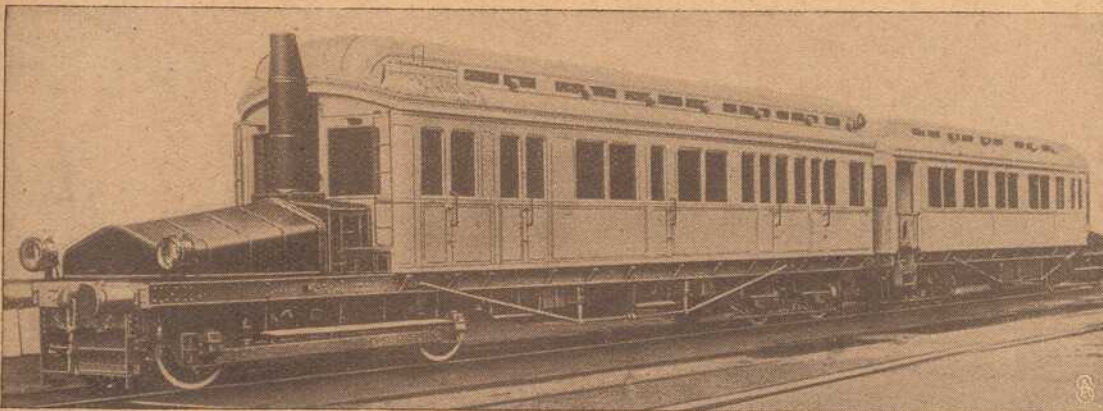
Der König der Belgier hat einige Tage in Deutschland gewohnt. Obwohl sein Aufenthalt im Reich keinen offiziellen Charakter hatte, stattete König Albert doch dem Kaiserpaar im Neuen Palais in Potsdam einen Besuch ab. Vorher war er in Lüneburg, um das dort garnisonierende 2. Hannoversche Dragonerregiment Nr. 16, dessen Chef er ist, zu begrüßen. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit dem kommandierenden General von Emmich.



Geheimer Justizrat Professor Dr. Kieffer.

Vorsitzender des Hansabundes, war am 17. Novbr. 60 Jahre alt.

Der Khedive von Aegypten, der nach längerer Abwesenheit kürzlich wieder in die Hauptstadt Kairo zurückgekehrt ist, hat sich einen neuen Hofzug bauen lassen. Dieser besteht aus einem Salonwagen für den Herrscher und einem Begleitwagen für Gefolge und Dienerschaft und ist im übrigen mit allen Errungenschaften der Technik versehen. Der Zug besitzt eine Ausrüstung mit Benzolmotor und mit elektrischen Motoren. Auch die innere Ausrüstung ist überaus luxuriös.



Der neue elektrische Hofzug des Khediven von Aegypten.

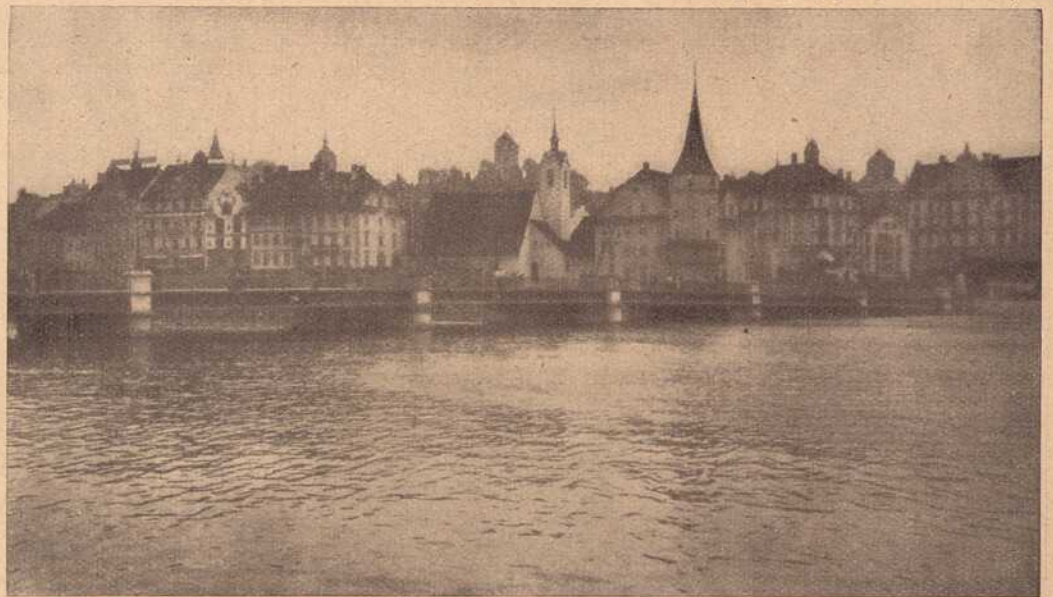


Lucern: St. Leodegar-
Kirche.

Lucern.

Die alte Leuchtenstadt am Vierwaldstättersee ist mit ihren stattlichen Quais und Brücken, mit den großartigen Neubauten, den vielen Türmen und altertümlichen Ringmauern eine der schönsten Schweizerstädte. Von der Neuß wird sie in zwei ungleiche Teile getrennt, die Verbindung stellen fünf Brücken her, von denen die sich schief und winklig über den Fluß ziehende Kapellbrücke, die aus dem Jahre 1333 stammt, die älteste und merkwürdigste ist. Viele Baudenkmäler zählt besonders der zwischen dem Hügel-

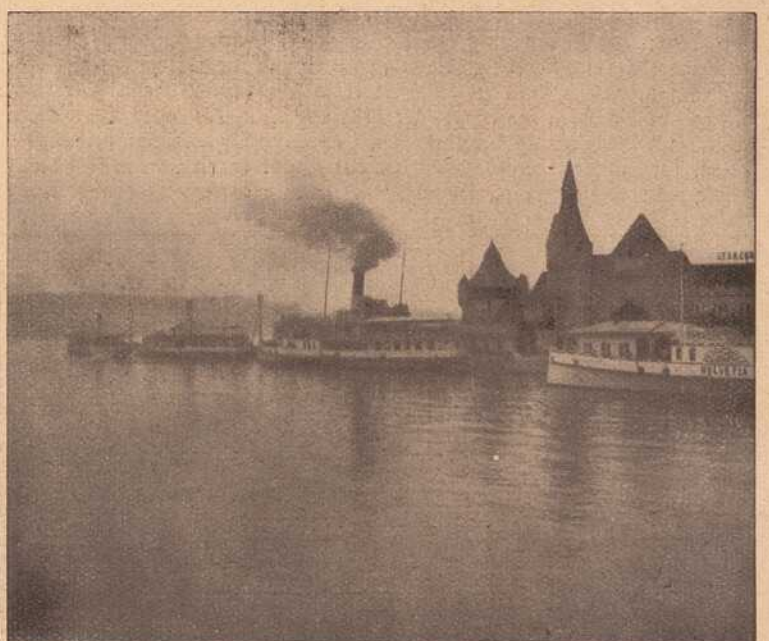
rücken der Musjegg und der Neuß eingegrabte ältere Teil der Großstadt. Das eine unserer Bilder zeigt den nach Thorwaldsens Modell geschaffenen Löwen, zum Gedächtnis an die bei der Verteidigung der Luizerien 1792 gefallenen Schweizergardien. Derselbe ist in eine Felswand, eine 14 Meter lange, 8 Meter hohe Grotte eingehauen, daneben der Gletschergarten mit erraticen Blöcken und Gletscherschliffen. Die prachtvolle Lage der Stadt am See zu Füßen des imposanten Pilatus und das milde Klima machen Lucern zur vielbesuchten Fremdenstadt, zu deren größten Annehmlichkeiten wohl die Nähe des durch Geschichte und Naturschönheit berühmten Vierwaldstättersee zählt. Besonders zur Sommerszeit ist Lucern mit seinen palastähnlichen Hotels an den Quais der Mittelpunkt des schweizerischen Fremdenverkehrs.



Lucern: Teilansicht.



Der Löwe von Lucern.



Lucern: Stereorama.

Herr mit zufriedenen Nöcheln, „jetzt haben Sie wohl gesehen, daß die Mühe nicht so groß war.“

„Ich scheue diese Mühe nicht, Herr,“ antwortete der Alte.

„Die Sache wird eben dadurch viel klarer und einfacher,“ fuhr der junge Herr fort, „ich kann alles auf einen Blick übersehen und Simon braucht die Rechnung nur genau ins Auslagenbuch überzutragen. Es ist befriedigender für beide Teile. Sehen Sie sich, Kapitän.“

Während der nächsten Minute herrschte große Stille im Bureau, den rasch unterdrückten Ausdruck des Staunens hörte man vom jungen Herrn kaum. Er starrte in die Rechnung, dann sprach er:

„Simon, hören Sie mal!“

Der Buchhalter stieg vom Stuhle und schaute auf einen Wink von seinem Herrn in die Auslagen-Rechnung, die erste, die in dieses Bureau kam. Sie schien ihn nicht wenig in Stannen zu setzen. Je weiter er las, desto näher steckte er die Nase darauf

nieder. Als er zu Ende war, tat er wie sein Herr, er starrte auf den alten Mann, der regungslos auf der Bank saß.

Der junge Herr brach diese peinliche Stille zuerst.

„Kapitän Bader!“

„Herr?“

„Ich habe mit Simon über diese Auslagen-Rechnungen gesprochen,“ sagte Herr Eduard etwas stockend, „Simon fürchtet, daß sie ihm zu viel Arbeit machen würden.“

Der Alte schaute den erstauenten Buchhalter fest an.

„Ein Mann sollte so eine kleine Mühe nicht scheuen, wenn sein Herr sie verlangt,“ sagte er tadelnd.

„Er fürchtet sich, etwas Ungewohntes in die Bücher zu bringen,“ fährt der junge Herr fort, stets vermeidend, seinen Angestellten anzublicken, „Simons Buchführung ist eben sehr altmodischer Art, er malt Fische und dergleichen hinein.“

Herrn Eduards Versuch, zu scherzen, mißglückte ihm, fand kein Verständnis, und der

Buchhalter starrte ihn so unausgesetzt an, daß es peinlich wurde. Er rieb ein Blindholz an und hielt es an die Rechnung.

„Wir wollen das so machen, Kapitän. Haben Sie das Geld bei sich?“

„Das habe ich, Herr,“ antwortete der Alte, während er mit betäubtem Blick seine große Schreibarbeit in Flammen aufgehen sah.

„Also, machen wir's noch einmal nach der alten Methode,“ sagte der junge sehr freundlich.

Der Kapitän trat vor, leerte das Geld auf den Tisch, räusperte sich, starrte an die leere Wand und begann:

„Die Seitenlampen repariert, zehn Schilling. Das Schiff gemalt, mit Ruß, will sagen mit Farbe und Terpentin, zwei Pfund und zehn Schilling. Zwei Nächte Standgeld in Holyhead, zwanzig Schilling. Nacht zusammen fünf Pfund und zehn Schilling.“

Und wie am Tage vorher kam zu Herrn Eduards peinlichem Staunen die große, braune Hand und holte das Geld weg. Das war die neue Methode in der alten Form.



Training der Reiteroffiziere in der französischen Kavallerieschule von Saumur. Das Pferd wird zwischen Pfosten festgebunden. Die Reiter lernen, sich auf dem bäumenden Pferd zu halten oder sich geschickt abwerfen zu lassen.

Saumur ist das französische Hannover, die kavaleriesche Hochschule der französischen Armee. Junge Kavallerie- und Artillerieoffiziere, in Frankreich auch Offiziere des Geniecorps, erhalten dort ihre reitliche Spezialausbildung. Diese Hochschulen der militärischen Reiterei sollen die Grundsätze erhalten und vertiefen, die der Kavallerie gut ausgebildete, gehorsame Pferde erziehen. Diese Grundsätze, nicht etwa alle Übungen, die der Reitschüler macht, sollen in der Armee eingeführt werden. Vieles geschieht nur, um die Passion und das Interesse des Reitschülers zu vermehren, ihn geistesgegenwärtig und körperlich gewandt zu machen. Eine derartige Übung ist wohl auch die auf unserm Bilde wiedergegebene, und man wäre im Irrtum, wollte man glauben, daß die französischen Kavalleriepferde nur alle zum „Bocken“ abgerichtet werden.



Die Diktiermaschine: Beim Diktieren.



Die Diktiermaschine: Beim Schreiben.

Die Diktiermaschine ist eine neuere, überaus praktische Erfindung. Die Maschine wiederholt alles, was hineingesprochen worden ist, zu jeder Zeit und so oft es gewünscht wird, so daß der Diktierende selbst beim Schreiben nicht zugegen zu sein braucht.



Amerikanische Stimmrechtlerinnen auf einem Propagandaritt durch New-York.

Die Suffragetten wählen in England sowohl wie in Amerika zu ihren Kundgebungen mit Vorliebe solche Tage, an denen aus irgendeinem besonderen Anlaß recht viele Menschen unterwegs sind, um ihrer Propaganda eine möglichst nachhaltige Wirkung zu sichern. So wurde in New-York der 10. Oktober, an dem die offizielle Feier zur Fertigstellung des Panamakanals vor sich ging, von zwei eifrigen Wahlrechtsdamen zu einem längeren Ritt durch die Straßen der Stadt benutzt, der die Einleitung zu einer Versammlung vor dem Rathaus bildete. Dort wurden dann im Freien die üblichen Reden gehalten, zu denen sich wirklich eine stattliche neugierige Menschenmenge eingefunden hatte.



Die Marlitt-Harfe.

Nachdr.
verb.



Humoreske von M. Knefchke-Schönau.

„Jeder Mensch ist anders albern!“ pflegte ein bekannter Philosoph mit überlegenem Lächeln zu sagen, wenn man ihm von den verschiedenen Schwächen und Stiefenpferdchen seiner Bekannten erzählte. An dieses Wort werde ich fast täglich erinnert, denn an Illustrationen fehlt es wahrlich nicht. Hat doch heutzutage jeder halbwegs gebildete Mensch irgend eine Sammelwut oder betreibt von passionen irgend einen Sport. Ich darf mich nur in der lieben Familie umschauen, um von der Wahrheit der obigen Sentenz felsenfest überzeugt zu werden. Da gibt's Bettlern und Messen, die ohne Rad- oder Automobilrennen, Tennis- oder Fußballschlachten ihr Dasein als ein verfehltes betrachten würden, andere sind von der Amateurwut befallen und betreiben ihre lichtscheue Kunst mit einem Fanatismus, der einer besseren Sache würdig wäre. Und erst die lieben weiblichen Verwandten! Was kann man bei denen alles erleben, wenn sie auf Beute ausziehen und nach Zigarrenbändern, Havannaringen, Uniform- und anderen Knöpfen, bunten Seidenslickern und Genrebildern fahnden, um dem gefährlichsten aller Imperative, dem „Schmücke dein Heim!“ Folge zu leisten. Kein Schrank und keine Truhe ist vor ihren Inquisitionsblicken sicher, ja sie scheuen sich nicht, die Freude spielender Kinder zu brechen, wenn sie unter dem Spielraum etwas entdecken, was ihnen noch gerade gefehlt hat, ungeachtet des Zeter- und Mordgeschreis, mit dem solcher Eingriff in die Rechte der Kinder begleitet wird.

Eine besonders amüsante, nicht immer ganz harmlose Spezies von Sammlern bilden die, welche vom Altertums-Bazillus befallen wurden. Die fahnden landaus, landein nach Antiquitäten, kein Boden ist ihnen zu hoch, kein Keller zu tief, starrender Schmutz und Moder kann sie nicht abschrecken, und oft kehren sie von ihren Streifzügen mit den ungläublichsten und zweifelhaftesten Karitäten heim, die zwar ihr Sammlerherz vor Freude hüpfen, aber ihre Angehörigen, besonders die Hausfrauen, vor Schrecken zu Salzkäulen erstarrten lassen und ihnen Vorwürfe in Menge eintragen, namentlich, wenn sie die Schätze mit allzu großen pekuniären Opfern errangen.

Ein derartiges Individuum war unsere Tante Zettchen, ein spätes Mädchen reifster Sorte mit allerhand schöngeistigen Interessen und noch sehr jugendlichem, fast kindlichem Herzen. Den Altertumsbazillus zog sie sich auf Burg Lauenstein in Thüringen zu, wo sie mit mir einige Wochen als Sommergast verweilte, und wo ihr die im großen und vornehmen Stile betriebene Sammelwut des Burgherrn gewaltig imponierte, daß sie beschloß, ihr Altjungferheim in ähnlicher stilvoller Weise auszustatten. Allerhand Gerümpel, das der Burgherr als untauglich befunden und auf den Speicher geschickt hatte, fand Gnade vor ihren Augen, und wenn er wieder einmal auf Eroberungszüge auszog, so folgte sie zwar nicht errötend seinen Spuren, aber harrete voll brennender Neugier seiner Wiederkehr, ihm entweder etwas von seiner Beute abzufragen oder auf dem Felde, wo er gegrast, nach Ueberbleibseln zu suchen. Sie gehörte nicht zu den leichtsinnigen Sammlern, sondern war eine sparsame, um nicht zu sagen,

filzige Natur. Wenn sie nicht zu Spottpreisen Altertümer kaufen konnte, verzichtete sie gerne darauf, am liebsten nahm sie sie geschenkt. Natürlich waren ihre Sammelobjekte von dem entsprechenden Werte.

Eines Tages kehrte der erwähnte Burgherr von einem Ausfluge in die weitere Umgebung der Burg heim und zwar mit negativem Erfolge, denn die Mimmesängerharfe, nach der er ausgezogen, hatte sich als keine sogenannte „Schwalbe“ entpuppt, sondern war eine gewöhnliche Harfe aus dem 16. Jahrhundert gewesen, von deren Art er schon einige besaß und gerne davon eine los geworden wäre, weshalb er sie schon wiederholt der Tante zum Kauf angeboten hatte. Allerdings hatte jene Harfe noch den Nimbus befallen, daß sie aus dem Nachlasse der beliebtesten Romanschriftstellerin Marlitt hergestammt, was aber wenig Reiz für ihn gehabt hatte. Anders Tante Zettchen. Als er diese Tatsache — und allerdings auch den dafür geforderten Spottpreis — erwähnte, fuhr sie wie elektrifiziert in die Höhe und versicherte voller Ekstase, daß sie diese Harfe a tout prix haben müsse, denn sie sei eine begeisterte Marlittschwärmerin und habe in ihrer Jugendzeit deren Romane förmlich „gefressen“. Lächelnd gab der Burgherr genaue Auskunft, wie sie zu dem Ziel ihrer Wünsche gelangen könnte, und so zog denn Tante Zettchen bereits am nächsten Tage in aller Frühe nach dem etwa zweieinhalb Wegstunden entfernten Dörfchen aus, wo ein biederer Handelsmann das Wertobjekt besaß. Er hatte es mit allerhand Bodengerümpel aus dem Marlittschen Nachlaß für einen Pappentiel gekauft und gehofft, es bei dem auf Altertüchern versessenen Burgherrn mit hübschem Gewinn loszuwerden.

Es herrschte an dem Tage eine wahre Frühlingshitze, und als Tante Zettchen um die Mittagszeit schweißtriefend und zinnoberrot den Burgherrn heraufgelaufen kam, noch dazu ohne die ersehnte Harfe, da klang es mir ganz deutlich in den Ohren: „Jeder Mensch ist anders albern!“

Nachdem sie sich einigermaßen verpustet und erholt hatte, berichtete sie, daß der Handelsmann leider nicht zu Hause gewesen und den Schlüssel zur Bodenkammer mitgenommen habe. So habe ihr die Frau des Händlers auf vieles Bitten hin die Harfe nur durch ein Astloch der Bodenkammertür zeigen können, aber ganz fest versprochen, daß ihr die Harfe aufbewahrt würde. Ende der Woche käme der Mann zurück und dann würde sie noch einmal hingehen und die Reliquie holen. Aber der Burgherr müsse sich doch verhört haben, denn die Frau habe nicht von sechs Mark, sondern von sechzehn Mark gesprochen, als sie nach dem Preise gefragt habe.

Um des Burgherrn Mund flog ein feines Lächeln, als er von dem erhöhten Preise hörte. Er kannte das Aufschlagen des Preises unter der Hand, sobald der Verkäufer eine Interesse witterte, aus seiner eigenen Praxis ja nur zu gut. Tante Zettchen fand jedoch, daß die Marlittharfe selbst für sechzehn Mark noch gefunden sei. Sie konnte das Ende der Woche kaum erwarten und zog am verabredeten Tage pünktlich wieder zum Kaufe aus, um ebenso unverrichteter Sache, aber

mit immer noch ungeschmälerter Begeisterung heimzukehren.

Diesmal waren beide, der Händler und seine Frau abwesend gewesen, aber durch Vermittlung einer gefälligen Nachbarin hatte sich Tante Zettchen wenigstens durch einen abermaligen Blick durchs Astloch der Bodentür davon überzeugen können, daß das Objekt ihrer Wünsche noch vorhanden war. Die freundliche Nachbarin war noch auf den gescheiterten Einfall gekommen, daß die Tante einen Zettel für den Händler hinterließ, der die Uebergabe der Harfe an ihre Person veranlaßte, damit das gnädige Fräulein sich nicht nochmals umsonst herbeimühen mußte, was bei der öfteren Abwesenheit und unberechenbaren Heimkehr der Handelsleute immerhin möglich sein konnte. Die selbstlose Gefälligkeit der freundlichen Frau hatte natürlich Tante Zettchen bewogen, einen Obulus in Gestalt einer Reichsmark locker zu machen, was den Preis der Harfe nun freilich schon wieder erhöhte, aber die Aussicht, nun baldigst in den Besitz des Kleinods zu kommen, wog dieses Opfer reichlich auf.

Jedoch es war wie verheert mit dieser Harfe. Noch dreimal hatte die Tante die Pilgerfahrt danach unternommen, ohne das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben, und die „Marlittharfen-Gänge“ waren nachgerade chronisch und die Zielscheibe des Spottes der anderen Lauensteiner Sommergäste geworden, die nicht nur die arme Tante Zettchen mit Fragen nach der Harfe drangalierten, sondern auch in jenem Dörfchen ihre Neugierde zu betriebligen suchten, wodurch selbstredend die Harfe nunmehr den Brennpunkt des Interesses bildete und der Ankauf immer schwieriger gestaltet wurde.

Die alte Erfahrung, daß nichts einen Wunsch mehr zu steigern vermag, als Hindernisse, die sich der Verwirklichung entgegenstellen, bewährte sich in diesem Falle glänzend. Tante Zettchen brannte nun vor Neugierde nach dem Gegenstande ihrer Sehnsucht, der übrigens plötzlich wie vom Erdboden verschwunden war.

Der Händler hatte die Harfe der Nachbarin, diese wieder einem Vetter ausgehändigt, weil sie zum Futtermachen auf eine entfernte Waldwiese gehen mußte. Der Vetter hatte einen Schaden an der Harfe entdeckt und sie seinem Freunde, dem Tischler, zur Reparatur gegeben; dieser versicherte hoch und teuer, daß er sie zum Schlosser geschickt habe, und so ging es im lieblichen Durcheinander weiter, und nachdem Tante Zettchen von Pontius zu Pilatus geschickt worden war und japsend wie ein Jagdhund das Dorf von einem Ende bis zum andern durchsücht hatte, war eben nur das eine Resultat erzielt worden, daß die Harfe verschwunden war.

Die gepöppelte Tante vergoß Tränen der Wut und Enttäuschung und dachte allen Ernstes an die Abreise. Da erfuhr sie von einem Sommergast, daß der Bretschamwirt des Dorfes vom Verbleib der Harfe wisse und sofort rüstete sie nochmals zu einem Ausfluge nach dem Dörfchen, diesmal aber um meine Begleitung dringend bittend. Daß sie auch noch den riesigen Bernhardiner Käsar des Burgherrn, der tagsüber an der Kette im Burghofe lag und hin und wieder von

mitleidigen Sommergästen auf Spaziergänge mitgenommen wurde, für diesen Ausflug erbat, gab mir zu denken. Ihr Ansehen mochte wohl in dem Dorfe, namentlich bei der Dorfjugend bedenklich gelitten haben.

Zu dritt zogen wir also unmittelbar nach dem Mittagessen los, und da es wieder fürchterlich heiß war, langten wir matt wie die Fliegen in dem Dorfe an. Unterwegs war verabredet worden, daß ich mich möglichst unauffällig bei dem Wirte nach der Marlitharfe erkundigen sollte. Der gute Mann empfing uns aber wegen des großen Rötters, den wir mitführten und der sich in seinem frischgeschneierten Gastzimmer ungeziemend breit machte, so unwirlich, daß wir ihn erst durch eine gehörige Zehne gemüthlicher machen mußten, ehe überhaupt mit ihm zu sprechen war. Um ihn vollends freundlich zu stimmen, erbaten wir die Erlaubnis, seinen renovierten Tanzsaal besichtigen zu dürfen, was uns unter der knurrigen Bemerkung, daß der Rötter aber unten bleiben müsse, huldvollst gewährt wurde.

Cäsar wurde nun unter den fürchterlichsten Drohungen beschworen, sein brav an unserm Tische liegen zu bleiben und sich nicht zu rühren, und dann stiegen wir eine halbbrecherische Hühnerstiege empor und ergingen uns in den lautesten Bewunderungsrufen über die Größe und geschmackvolle Ausstattung des Saales, die in Wirklichkeit unsern Schönheitszinn aufs gröblichste beleidigte, indem die mehr als naturalistischen Wandmalereien eine große Ähnlichkeit mit Spinat und Eiern aufwiesen.

Nun endlich hatten wir den Bestrengen so weit, daß ich eine Frage nach der Marlitharfe riskieren konnte. Aber o weh, die gute Laune verflog augenblicklich, und kirchrot vor Aerger schrie er mit Stentorstimme: „Dies verrückte Frauentzimmer von der Burg macht noch das ganze Dorf damisch mit der vertrackten Harfe! Die, wenn ich sie einmal unter meine Finger kriegte —“

Ein lautes Gepolter auf der Treppe unterbrach seinen Wutausbruch. Tante Zettchen war von der furchtbaren Wirkung meiner Frage kreidbleich im Antlitz und zitternd wie Espenlaub, ein paar Schritte zurückgewichen, dabei auf die steile Holzstreppe geratet, die sie nun Stufe für Stufe unter Donnergepolter hinabfegelte. Auf dem ersten Abzuge wurde sie durch ein Hindernis aufgehalten. Cäsar war es, der, unbekümmert um unser Verbot, ganz gemächlich im Hause umherstiefelte und Tantens merkwürdige Stellung auf der Treppe als Aufforderung zum Spiel betrachtete, der er in schier unbändiger Freude unter seinen plumpesten Sprüngen nachkam, was das Los der Armer nicht gerade beneidenswerter gestaltete.

Als wir sie endlich von dem Unholde befreit hatten, humpelte sie wie gejagt davon, es mir überlassend, den sich wie toll geberdenden Rötter zu händigen und unsere Zehne zu begleichen. Als ich dem verblüfften Wirte dabei andeutete, mit wem er es zu tun gehabt, brach der Unmensich in ein so unbändiges Gelächter aus, daß ich ihm in-

digniert den Rücken wandte und mit meinem Cäsar am Halsbande der Tante nacheilte, die oberhalb des Dorfes an einem Feldrain saß und sich die Zeit des Wartens dadurch verkürzte, daß sie ihre Gliedmaßen einer eingehenden, dabei aber recht vorsichtigen Prüfung unterzog.

„Gebrochen ist nichts,“ rief sie mir entgegen, „aber mein Körper dürfte wohl wie 'ne Malerpalette ausschauen. Schlimmer hält's, auch nicht werden können, wenn der Unhold seine Fäuste an mir probiert hätte. Aber nun, sei so gut, kein Wort mehr von der Affäre mit der Harfe. Ich hab's bis hierher!“

Sie machte eine bezeichnende Handbewegung, erhob sich stöhnend und begann mühselig den steilen Berghang hinaufzuklettern, von wo aus der nächste Weg nach Lauenstein abzweigte.

Wir hatten gerade die Höhe genommen und wollten in den Wald einbiegen, als uns ein lautes Rufen vom Tale her umschauen ließ. Ein junger Bursche war es, der im Arm einen verhüllten länglichen Gegenstand trug und unter lebhaften Gesticulationen uns zur Umkehr einlud.

„Die Harfe, die Harfe!“ schrie die Tante in heller Freude aus und lief wie ein Eichkäzchen, alle körperlichen Schmerzen vergessend, den kaum erklimmenen Hang wieder hinunter. Ich folgte ihr mit etwas geringerer Eile und dafür um so größerem Skeptizismus, denn das Ding da im Arme des Burschen konnte selbst mit blühender Phantasie begabten Menschen kaum als eine Harfe erscheinen.

Aber die Tante sah eben, was sie wünschte, und als auf ihren Anruf hin, ob der Bursche ein Bote des Kretschamwirtes sei, derselbe ein kräftiges Ja, ja! ertönen ließ, da war sie ihrer Sache ganz gewiß und stimmte in ihrer Freude einen Lobhymnus über die Menschen im allgemeinen und den Kretschamwirt im besonderen an.

„Siehst du, Kind, man soll sich niemals durch ein rauhes Neuzere abschrecken lassen, denn fast immer steckt ein guter Kern dahinter. Der Mann ist das beste Beispiel dafür. Kaum hat er erfahren, wer ich sei, als ihn auch schon die Keule über seine Grobheit packte und ihn zur Herausgabe der Harfe veranlaßte. Ohne diesen Zwischenfall wäre ich vielleicht nicht in ihren Besitz gelangt. Ich segne die Grobheit des —“

Weiter kam sie nicht, denn nun hatte der Bursche uns erreicht und zog grinsend seine Mütze.

„Sie bringen mir die Harfe, guter Freund!“ flötete Tante Zettchen und streckte freudestrahlend die Arme nach dem verhüllten Gegenstande aus.

„'ne Harfe? Aee, aber die Würstche, die der Hund da in der Speisekammer angefrissen!“ lautete der niederstimmernde Bescheid des Burschen. Er schlug das Tuch zurück und zum Vorschein kam eine große Fleischmilde, in der einige kolossale haus-schlachtene Fleischwürste lagen, die Freund

Cäsar während unserer Saalbesichtigung probiert hatte.

Natürlich mußte Tante Zettchen die angefrissenen Würste kaufen und nolens volens den ziemlich unverhältnißmäßigen Preis von 8 Mark 75 Pfennig dafür berappen.

Das war ein unsagbar klägliches Rückzug, den wir sodann antraten, und ich konnte es der Tante nicht verdenken, daß sie noch am selben Abend die Koffer packte und andern Tags heimreiste, geknickten Herzens, erleichterten Geldbetrags und ohne die geliebte Marlitharfe.

Wir hatten wohlweislich in Lauenstein das fatale Abenteuer verschwiegen, das uns doch nur Spott eingetragen hätte. Aber durch den Kretschamwirt war die Geschichte doch ruckbar geworden, und als der Burgherr mich fragte, ob die Sache wahr und sein Cäsar der Attentäter gewesen wäre, mußte ich doch Farbe bekennen, bat ihn aber, von dem angebotenen Ersatz der Kosten abzusehen, da das der Tante gewiß nur peinlich sein würde und ihr sicher ein größerer Gefallen geschähe, wenn man die Angelegenheit totschwiege.

Einige Monate später kam ich auf der Durchreise nach M., dem Wohnorte meiner Tante, und benützte einen mehrstündigen Aufenthalt zu einem Besuche derselben. Triumphierend führte sie mich durch ihre Sammlungen, unter denen sich auch eine alte Harfe befand, die sie mir glückstrahlend als die endlich doch noch errungene Marlitharfe zeigte, und erzählte, daß der Handelsmann ihr nach einigen Wochen geschrieben, die Harfe habe sich gefunden und stehe ihr zum Preise von 20 Mark sofort zur Verfügung. Selbstredend habe sie den Kauf abgeschlossen und die Harfe sei ihr durch das viele Mühschick, das sie damit gehabt, nun doppelt lieb und teuer.

Ich mißtraute dem Handel, und zudem kam mir die Harfe merkwürdig bekannt vor. Als die Tante hinausging, um eine Erfrischung für mich zu besorgen, drehte ich das Instrument um und um und fand auch richtig das bekannte Zeichen, das der Burgherr von Lauenstein seinen Sammelobjekten als Hausmarke einzukerben pflegte, und das mir schlagend bewies, daß der schlaue Fuchs von Händler eine der alten Harfen vom Speicher in Lauenstein auf irgend eine Weise an sich zu bringen und der Tante als die echte Marlitharfe anzuschmieren verstanden hatte.

Einen Augenblick schwankte ich, ob ich diesen Betrug nicht aufdecken sollte, als aber Tante Zettchen mir mit verzücktem Augenaufschlag erklärte, daß diese Harfe das Kleinod ihrer Sammlung bilde und es keine schönere Empfindung für sie gäbe, als mit der Hand über die Saiten zu streichen, welche die Hand der über alles verehrten Marlitt berührt, und dabei in einem ihrer Romane zu lesen, da vermochte ich es doch nicht über mich zu gewinnen, ihr diese Einbildung zu rauben.

Doch als ich dann wieder im Zuge saß, glaubte ich aus dem Ratata der Räder immer denselben Refrain zu hören: „Jeder Mensch ist anders albern!“

Wie die Kälte entsteht. Don Dr. med. Wilhelm Teschen, Charlottenburg.

Nachr.
verh.

Die mehr oder minder großen und plötzlichen Temperaturschwankungen, denen wir in jedem Winter unterworfen sind, rufen bei keinem Menschen ein Wohlgefallen hervor, im Gegenteil, die meisten fürchten sie als Feinde des Wohlbehagens und der Gesundheit. Aber unsere Winterkälte ist im allgemeinen weder so strenge, noch ungesund. Da herrschen in Rußland und Sibirien schlimmere Kälteperioden, wo man eine Kälte

bis zu 40 Grad Celsius erleben kann. Und dennoch gewöhnen sich Menschen und Tiere ohne Schaden auch an solche Temperaturen. Der Sommer ist auch in Sibirien so warm, daß er Früchte und Getreide zur Reife bringt, aber gleich unter der von der Sonne erwärmten und gelockerten Erde finden wir das Eis des ewig erstarrten Winters. Schon in einer Tiefe von vier Metern herrscht eine Kälte von zehn Grad Celsius, wodurch

der Boden hart und unfruchtbar wird. Woher kommt das, daß das Innere der Erde doch warm ist? Wo kommt die Kälte in der freien Natur überhaupt her, wie entsteht sie? Diese Frage kann man in jedem Winter hören, namentlich wenn er ein strenges Regiment führt. Ein klares Bild machen sich nur wenige Menschen über die Entstehungsursache der Kälte. Im Sommer fällt es keinem Menschen ein, zu fragen, wo kommt

die Hitze her, weil jeder weiß, daß die Sonne allein sie uns bringt. Von der Quelle, aus der die grimme Winterkälte stammt, spricht man im Volke wenig oder gar nicht. Freilich, die Wissenschaft kennt nicht den Ausdruck Kälte in unserem Sinne; sie macht keinen Unterschied zwischen Kälte und Wärme. So sind für sie auch die Grade unter dem Nullpunkt der Thermometer nur eine willkürliche und veränderliche Sache. Es ist durchaus keine Notwendigkeit, daß der Gefrierpunkt des Wassers der Nullpunkt, und der Siedepunkt der achtzigste oder hundertste Grad ist. Benutzen doch die Engländer seit mehr als 200 Jahren ein Thermometer, welches von dem in Danzig geborenen Fahrenheit erfunden ist und keine negativen Grade, also keine unter Null kennt; denn bei diesem Thermometer ist der Gefrierpunkt des Wassers mit 32 Grad bezeichnet. Um Fahrenheit in Reaumur oder Celsius umzurechnen, muß man von den Fahrenheit-Graden 32 abziehen und durch 9 dividieren. Den erhaltenen Quotienten multipliziert man mit vier, dann hat man die Reaumur-Grade, oder mit fünf, dann erhält man die Celsius-Grade. Die Kälte in der Natur stammt wie die Wärme aus höheren Regionen. Je mehr man sich von der Erdoberfläche entfernt, je höher man in die Lüfte steigt, desto geringer wird der Wärmegrad der Atmosphäre. Diese Abnahme der Wärme beträgt nach sorgsam ausgeführten Messungen einen Grad Celsius bei einem Aufstieg von je 220 Metern. Diese Abnahme erklärt sich dadurch, daß die Sonnenstrahlen nur zum kleinsten Teil von der atmosphärischen Luft aufgenommen werden. Den größten Teil der Sonnenwärme nimmt die feste und flüssige Erdoberfläche auf und zwar die feste schneller als die flüssige, wofür allerdings

das Wasser die Wärme länger bei sich behält, also langsamer ausstrahlt als die feste Erde. Diese charakteristische Abnahme mit der Höhe bedingt auch das Aussehen unserer hohen Berge. Sie macht es auch erklärlich, daß Länder, die unten in ihren Tälern niemals Schnee sehen, auf ihren hohen Bergespitzen ewigen Schnee haben. Diese ewige Eisregion wird ferner dadurch bedingt, daß die Strahlen der Sonne auch im wärmsten Sommer nicht mehr imstande sind, die Schneemassen zu schmelzen, die im Laufe des Winters fallen und liegen bleiben.

Mit der Höhe wird die Luft nicht nur kälter, sondern auch dünner. Sie wird schließlich sogar so dünn, daß kein lebendes Wesen mehr in derselben atmen kann. Jeder Luftschiffer weiß es, daß es für ihn da oben eine Grenze gibt, die er nicht überfliegen darf, wenn ihm sein Leben lieb ist.

Dieses Kälte- und Dünnerwerden der Luft erfolgt aber so langsam, daß erst in einer Höhe von dreihundert Kilometern unsere Atmosphäre, dieses mechanische Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff, aufhört und die Region des Weltäthers beginnt. Aus dieser Region, aus dem Raum des Weltäthers, stammt unsere Kälte. In diesem unendlichen Raum des Weltalls herrscht nach den neuesten Forschungen stets eine Durchschnittskälte von - 142 Grad Celsius.

Wie zwei furchtbare Gegner stehen sich die Wärme der Sonne und die Kälte des Weltalls gegenüber, es findet ein ewiger Kampf statt zwischen diesen beiden Giganten. Dieser immer währende Kampf ist aber für uns Erdenbewohner von großem Segen; denn er schützt uns sowohl vor sengender Glut, als auch vor tödlicher Kälte. Und dennoch würden wir stellenweise gefährlich unter diesen Kampf zu leiden haben, wenn nicht der

Wasserdampf in der atmosphärischen Luft eine Vermittlerrolle spielen würde.

Dieser stets in der Luft fein verteilte, unsichtbare Wasserdampf schützt uns im Sommer gegen allzu große Wärme, sowie im Winter vor alles vernichtender Kälte. Dieser fein verteilte Wasserdampf ist ein vorzüglicher Regulator; er hält wie das Wasser auf der Erde, die Wärme länger an als jeder andere Körper und gibt sie nur langsam wieder ab. Dieser Wasserdampf ist uns im Sommer bei bedecktem Himmel eine Art von Sonnenschirm, im Winter eine Schutzdecke gegen die grimme Kälte des Weltraums. Durch den ewigen Kampf der Sonnenwärme mit der Kälte des Aether-raumes entsteht eine fortwährende Luftbewegung, entstehen die Luftströme, die wir als Winde, Stürme und Orkane bezeichnen. Es gibt naturgemäß kalte und warme Winde. Erstere sind diejenigen, welche aus den Polar-gegenden kommen, letztere wehen vom Äquator her. In der Äquatorialzone steigt die erwärmte Luft in die Höhe, um nach den gemäßigten Zonen abzusinken. Zum Ausgleich dafür strömt die kältere Luft der Polargegenden zum Äquator hin. So entstehen die zwei Hauptwinde, der obere und untere Passatwind. Auf die ungleiche Wärmeverteilung, die sehr schwer im voraus zu bestimmen ist, lassen sich alle meteorologischen Erscheinungen zurückführen und das Zusammenspiel dieser an einem Ort bedingt dessen Klima. Hohe Berge halten kalte Winde ab, viel Wasser verleiht einer Gegend gemäigte Luft. Das bitterkalte Sibirien ist wasserarm, daher die Luft meist trocken, schließlich liegt das Land auch in hohen Breitengraden. Alle diese Umstände tragen dazu bei, daß die Kälte aus dem Aether-raum sich mit möglichst wenig Hindernissen

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Schlagfertig.
Eine Schwäbin wurde auf der Eisenbahn von einem Schaffner gefragt, wie es komme, daß die Schwaben erst im vierzigsten Jahre den Verstand erhalten, und was man in Schwabenlande denn mit den vielen minderjährigen Dummen anfangen? „Die werden bei uns Schaffner“, erhielt der Unvorsichtige zur Antwort.

* * *

Der unschätzbare Dienst. „Mr. Schrimple“, sagt der Großindustrielle zu dem jungen Rechtsanwält, „ich möchte Ihre unschätzbaren Dienste in Anspruch nehmen.“ — „Hoherfreut“, entgegnet Schrimple strahlend, „was kann ich für Sie tun?“ — „Ich liege mit einer Konkurrenzfirma in einem schwierigen Prozeß, und da möchte ich Sie bitten, die Gegenpartei zu vertreten.“

Artiges Kompliment. Ein Schauspieler hatte in Kokebues „kleinem Deklamator“ den Fremden darzustellen, der bekanntlich bei seinem Auftreten die Tore seiner Vaterstadt anredet. Statt sich aber mit seiner Anrede gegen die Torflügel, die groß und breit auf der Szene vor ihm stan-

den, zu wenden, machte er Front gegen das Publikum und sprach mit halbgrüßender Handbewegung: „So stehe ich wieder vor diesen Toren!“

Diagnose. Arzt: „Ihnen fehlt nichts als frische Bergluft. Sie sollten vier Wochen ins Gebirge gehen. Was sind Sie denn?“ — Patient: „Meteorologe auf der Zugspitze.“

Verständnis. Herr (die Tür zu seinem Zimmer öffnend, streng): „Wie, anstatt bei der Arbeit sind Sie hier, Jean; was nehmen Sie sich denn heraus?“ — Diener (der eben an der Zigarrenliste des Herrn ist): „Nur zwei Stück, gnädiger Herr!“

Falsch verstanden. Schulinspektor: „Gibt es in Ihrem Dorfe auch Alphabeten?“ — Bürgermeister: „Na, unsere Bauern haben lauter Federbetten!“

Guter Anfang. „Also, du hast dir einen neuen Schirm gekauft, Papa? Nun paß aber auch recht auf, daß er dir nicht wieder abhanden kommt, wie alle die früheren! Wo ist er denn, zeige ihn mir doch mal!“ — „Ja, wo ist er? Den hab' ich jedenfalls in dem Schirmgeschäft stehen lassen, wo ich ihn gekauft habe?“

Gute Anlage. Gastwirt (zu seinem sechsjährigen Sohne, der seit Ostern die Schule besucht): „Junge, wenn du nun einem Gaste zwei Glas Bier und noch zwei Glas Bier bringst, wie viel Glas muß er dann bezahlen?“ — Söhnchen: „Fünf!“ — Vater: „Gut, mein Junge, fahre nur so fort.“

Ursache und Wirkung. Zimmerher: „Aber können Sie denn nicht besser

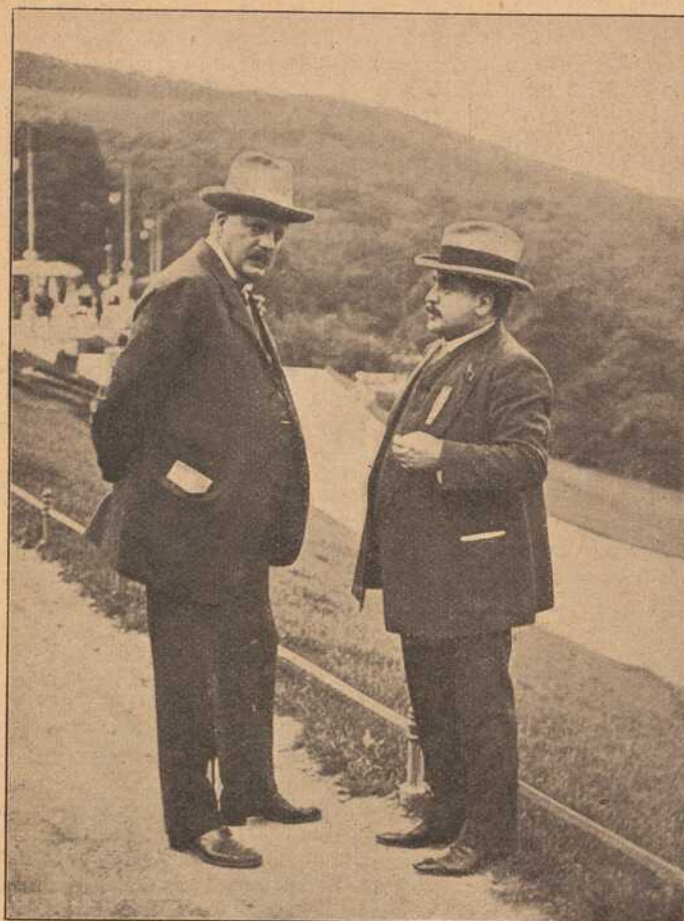
einheizen!? Ich habe stets eiskalte Füße!“ — Hausfrau: „Ja, wenn Sie immer eiskalte Füße haben, dann kann's im Zimmer freilich nicht warm werden.“

Er will sich bessern. „Nun, Johnny“, sagt die Dame zu ihrem kleinen Besuch, „ich wünsche, du fühltest dich ganz wie zu Hause.“ — „Na, das wünsche ich ganz und gar nicht“, sagt Johnny abwehrend, „ich wünsche mich wohl zu fühlen.“

Vexierbild.



Wo ist Freund Beppo?

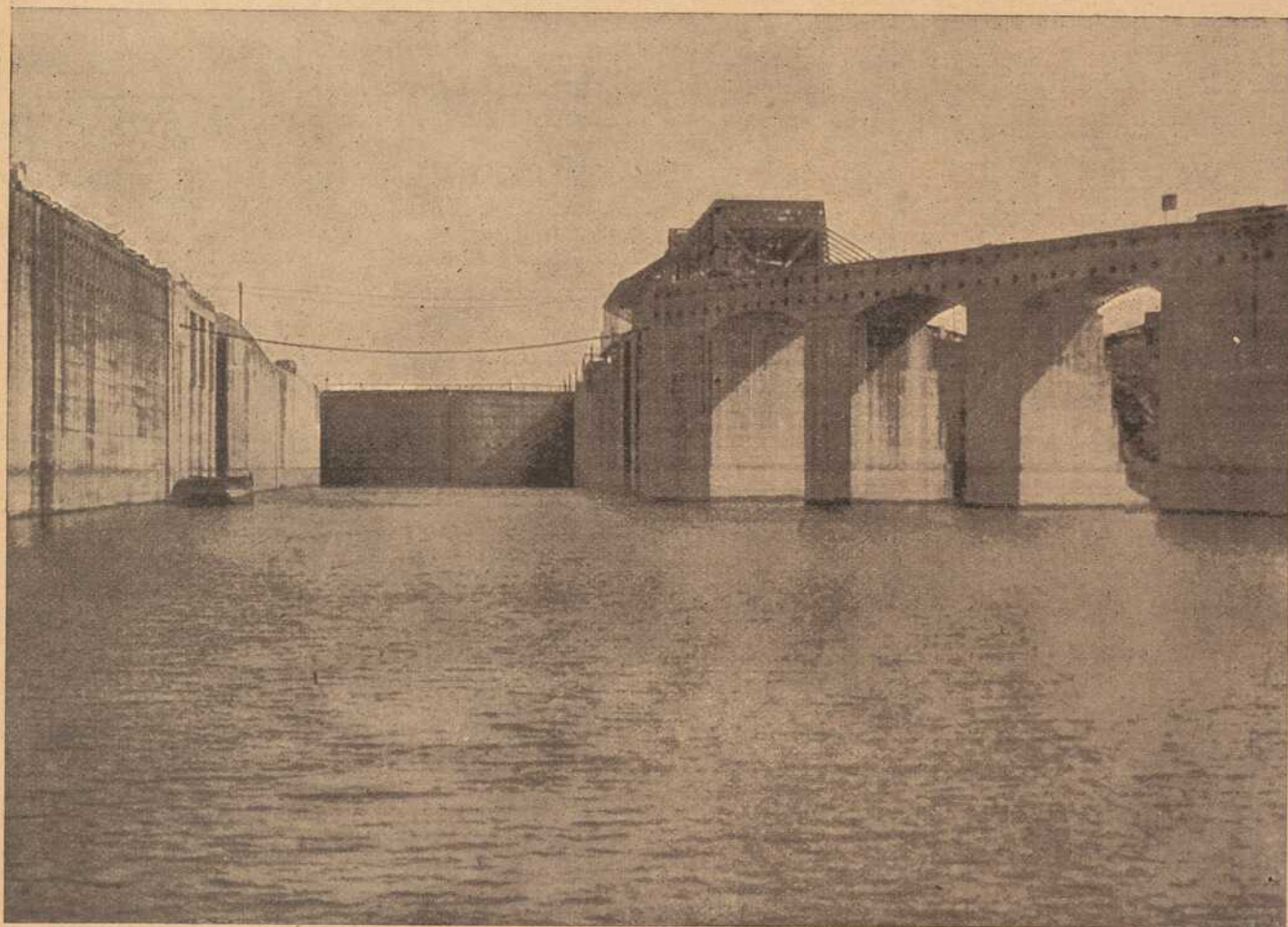


Der verhaftete Direktor Samuel Altmann (rechts).



Das behördlich geschlossene Zentralbureau in Wien.

Die Skandal-Auswanderungsaffäre der Canadian Pacific-Ralway in Oesterreich.



Der Panama-Kanal vor der Vollendung: Eines der riesigen Schleusentore vom Eingang des Kanals bei Gatun.

49 XLV

Die Frankenwarte



Illustrierte Wochen-Chronik für aktuelle Tagesfragen mit spezieller Berücksichtigung des Frankenlandes.

Nr. 3

Würzburg, 29. November 1913

1. Jahrg.

Die „Frankenwarte“ erscheint wöchentlich einmal am Samstag und ist durch sämtliche Papier- und Schreibutensilien-Handlungen sowie durch die Kolporteurs zum Preise von 10 Pfennig pro Nummer zu beziehen.

Jeder Abonnent der „Frankenwarte“ ist mit 500 Mk. auf den Todesfall, herbeigeführt durch Unfall, bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg versichert. Jeder Unfall ist unverzüglich nach Eintritt desselben der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank anzuzeigen, auch muss sich der Verletzte innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall in ärztliche Behandlung begeben. Todes-

fälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt der Bank telegraphisch (Telegrammadresse: Lebensbank Nürnberg) zur Anmeldung gebracht werden. Ueber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluss, die vom Verlage der „Frankenwarte“ (Würzburg, Petrinistrasse 18) oder von der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank A. G. in Nürnberg zu beziehen sind.



Festung Marienberg in Würzburg.



Sulzfeld am Main.



Don Königl. Bezirksammann a. D. Heinrich Lippert in Würzburg.

Nachdruck verboten.



uf dem rechten Mainufer, 1 Stunde unterhalb Kizingen, liegt in dem fruchtbaren Tale das romantische Pfarrdorf Sulzfeld. Dasselbe gehörte ehemals zum ostfränkischen Gaue Gozfeld und hat wahrscheinlich seinen Namen von Steinfallagern, die in einer Tiefe von 1—200 Metern im Maindreieck Kizingen-Markt breit vorhanden sein sollen. Ueber das Alter des Fleckens ist etwas Sicheres nicht zu ermitteln. Man nimmt aber an, daß seine Entstehung in die Karolingerzeit zurückreicht. Nachweislich kommt sein Name im Jahre 915 erstmals vor. Im Jahre 1007 bestätigte König Heinrich dem Kloster Kizingen das Recht, im Main bis zur Sulzfelder Markung zu fischen. So viel bekannt, war Sulzfeld von Anfang an ein hochstiftliches Kammergut. Dem der Zehnt im Gozfelde bildet eines der Dotationsgüter des 742 gestifteten Bistums. Im Jahre 915 wird des Fleckens Sulzfeld als einer Schenkung Königs Conrad an Abwin, Vasallen des Bischofs Diether von Castell, gedacht. Auch andere adelige Geschlechter hatten daselbst Güter und Zehnten. Daß das Hochstift Würzburg dem Orte seinen Charakter aufgeprägt hat, ist natürlich. Neuzeitliche Aenderungen konnten daselbst aber weniger sich geltend machen, wozu die Beschäftigung auf Wein- und Feldbau wesentlich beitrug. Sulzfeld hat daher das Bild eines Platzes der alten Zeit ziemlich bewahrt. Namentlich geht das aus der Umfestigung hervor. Ein tiefer Graben lief um den ganzen Ort herum, an den auf seiner Innenseite eine Mauer von Bruchsteinen sich angeschlossen, die eine ungleiche Höhe hatte. An der Mauer standen 9 Haupt- und 14 kleinere Türme, die als Schutzwehr dienten und armiert waren. Dazu kamen die Fallgatter, die noch heute durch die zugehörigen Klauensteine erkennbar sind. Unter den Fürstbischöfen Rudolph von Scherenberg und Julius Echter von Mespelbrunn wurden alle Befestigungen wieder instand gesetzt. Auch im Innern setzte die Befestigung sich fort. Namentlich gilt das von dem Ortssteile, in welchem die Kirche steht. Im vorigen Jahrhundert waren davon noch einige Ueberreste zu sehen. So 2 offene Vorbogen, während ein dritter am Haupttore auf der westlichen Ortsseite sich befand. Wer erwartet, in Sulzfeld noch viele alte Gebäude zu finden, der wird einigermaßen enttäuscht sein. Eine Feuerbrunst zerstörte im Jahre 1554 den größten Teil des Ortes. Doch gibt es noch einige Häuschen, die uralt sind. So z. B. das Haus Nr. 96 unterhalb der neuen Schule. Teilweise alt sind die Pfarrkirche und die Wohnung des Mittelmeßers, welche mit dem Nachbarhaufe das ehemalige Beguinenkloster gebildet hat. Gleichwohl ist Sulzfeld sehr sehenswert, dessen Rathhaus, Türme, Tore, Winkel und so manches Gassenstück ein Ideal für Maler bilden. Künstler und Künstlerinnen suchen deshalb seit Jahren mit Vorliebe das alte Sulzfeld auf, das auch in der fränkischen Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat. In dieser eröffnet hier die Cyriakusschlacht den Reigen. Den Anlaß dazu bot der Zwiespalt bei der Wahl nach dem Tode des Bischofs Iring v. Reinstein. Die eine Domherrnhälfte wählte Kon-

rad v. Trimberg, während die andere für Berthold Grafen v. Henneberg sich entschied. Die Rivalen appellierten an die Waffen und fand die Schlacht am 8. August 1266 statt. Dieselbe, eines der größten Reitergefechte jener Zeit, an welcher außer dem Fußvolke 1000 gepanzerte Reiter auf beiden des Hochstifts standen, während die Gegner über 1400 verdeckte Streittruppe verfügten, nahm in der Klinge, Markungsgrenze von Sulzfeld und Kizingen ihren Anfang und endete mit dem Siege Konrads v. Trimberg, dessen Heer von dem Domdechanten Berthold v. Sternberg geführt wurde. Daß die Sulzfelder Mannschaft an der Schlacht teilnahm, ist nicht erwiesen. Dagegen standen am Bildstocke am Eingange zur Klinge vordem drei Kreuze, welche darauf Bezug haben sollten. Trotz dieser Niederlage versuchten die vereinigten Grafen Castell-Henneberg am 18. Mai 1283 von neuem das Kriegsglück und wurden von den Stützstruppen, die der Fürstbischof Berthold v. Sternberg wieder führte, abermals geschlagen. An dieser Schlacht sollen die Sulzfelder sich beteiligt haben.

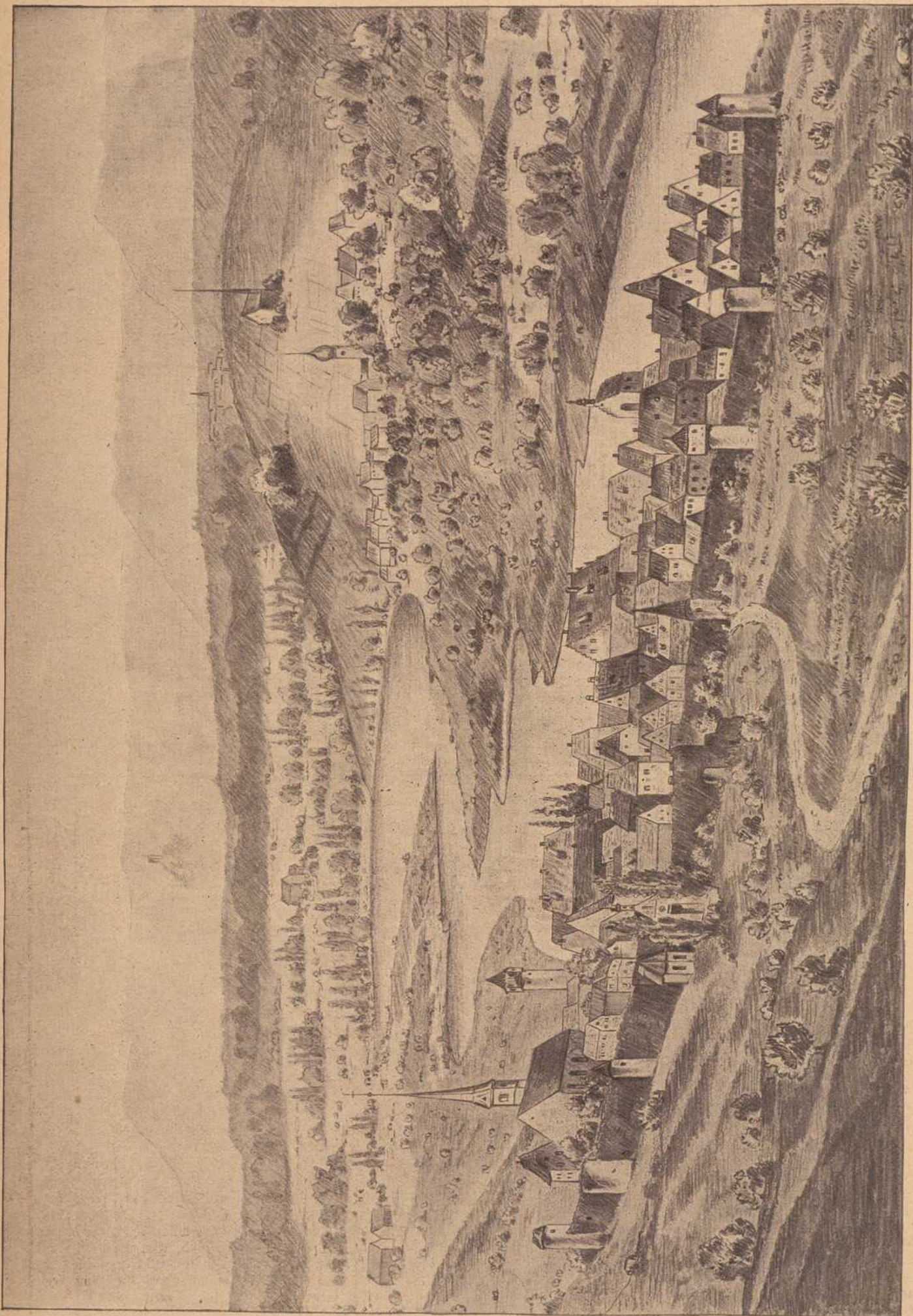
Unter dem Fürstbischof Johann von Brunn wurde das Fürstbistum Würzburg an den Rand des Verderbens gebracht und ward auch Sulzfeld in diese unglückselige Regierungsperiode mehrfach verwickelt. Der Bischof nahm nämlich mit Zustimmung des Domkapitels im Jahre 1436 von dem Ritter Konrad v. Rosenberg geiffen zum Bartenstein 7000 fl. auf, welche Summe einschließlich der Zinsen auf 13000 fl. sich erhöhte. Ihre Tilgung sollte in 5 Jahren vor sich gehen. Statt dessen verkaufte Johann v. Brunn am Samstag nach converfio Pauli Sulzfeld mit allen Renten und Rechten an Rosenberg so, daß weder der Bischof, noch das Domkapitel das Dorf zurückkaufen durften. Erst seinem Nachfolger Rudolph v. Scherenberg gelang es in den Jahren 1469 und 1474, Sulzfeld für das Hochstift wieder einzulösen.

Im Jahre 1460 brach eine Fehde zwischen dem Markgrafen Albrecht Achilles v. Brandenburg aus, während deren — am 17. Juni — die Stiftsstadt Schwarzach von den Kizinger Bürgern stark bedrängt wurde. Sie sandte deshalb Hilboten aus, von denen einer nach Sulzfeld kam, dessen Wehrleute sofort zu Hilfe eilten und im Vereine mit jenen von Dettelbach u. die Kizinger vertreiben. Daß Markgraf Albrecht Achilles diesem Ueberfalle nahestand, ist wahrscheinlich. Derselbe erschien auch am 12. Dezember 1461 vor Sulzfeld, mußte dort jedoch mit 2 Wagen Verwundeter abziehen. Trotzdem setzte er seine Plackereien fort. Am Bauernkrieg war Sulzfeld nicht beteiligt. Dagegen fand die Reformation hier Eingang und konnten die abtrümmigen Einwohner erst unter Fürstbischof Julius der katholischen Religion wieder zugeführt werden. Inzwischen bedrohte Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth das Frankenland. Um die Gefahr abzuwenden, zahlte der Fürstbischof Melchior dem Markgrafen 20000 fl. und übernahm weitere 37000 fl. auf das Hochstift. Zur Tilgung dieser Schuld entlich derselbe vom Gotteshaufe 210 fl. im Jahre 1552/53 und weitere 50 fl. im Jahre 1554. Im Jahre 1625

bis 1626 herrschte in Sulzfeld die Pest, an welcher 265 Personen starben.

In einer geradezu schrecklichen Weise hatte der Ort unter dem 30jährigen Kriege zu leiden. Am 14. Oktober 1631 überfielen die Schweden den Ort. Man war eben im Begriffe, die Weinlese zu halten, als der Feind kam und die Butten umstieß, so daß der vortreffliche Most in die Erde laufen mußte. Die beiden Geistlichen flüchteten, wodurch die Seelsorge in Unordnung geriet. Zur Verhütung der täglich wiederkehrenden Einfälle und Räubereien erhielt der Ort auf Bitten von dem Herzog von Sachsen-Weimar eine Schutzwache. Diese Besatzung brachte aber 1632 ein großes Sterben in den Ort. Betrug doch die Zahl der Verstorbenen 139, worunter auch der mit dem Pfarrer geflohene Mittelmeßer sich befand. Im Jahre 1634 starben bis 165 Personen, auch Hungers. Einheimische wie Fremde flüchteten. Der Laib Brot galt 6, 7, 7½ Bagen; für den Wein wurden 4 oder 5 Pf. pro Maß gezahlt. Die Kriegsschulden betrugen bis 19. Juni 1632 schon 1639 fl. 3 Bagen. Der Sieg von Nördlingen brachte keine Erleichterung für Sulzfeld. Das Malter Korn kostete 10, 11, 12 fl. In Sulzfeld lagen 1634 zwei Kompagnien des kaiserlichen Saumaischen Regiments, die ohne die Witwen von 36 Bürgern erhalten wurden, deren es (1633) noch 173 gab. Im Jahre 1635 minderte sich zwar etwas das Kriegsvolk, jedoch wurde eine Anlage zu einer großen Kontribution gemacht. Das Malter Korn kostete 12—15 fl., 1 Meße Erbsen 1½ fl. u. Im Jahre 1636 zogen Brandenburgische Truppen in der Gegend umher, welche Wein requirierten. 1636 kostete das Malter Korn 6, 7, 8 fl. Im folgenden Jahre (1637) blieb es dabei. Im Jahre 1638 wurden die Steuern erhöht. Schlimmer noch erging es im Jahre 1639, in dem Oberst Königsmark die Gemeinde brandschatzte. Nachdem Joh. Phil. von Schönborn im Jahre 1642 als Fürstbischof erwählt worden war, genoss das Land etwas mehr Ruhe. Dazu fielen die Getreidepreise und der Most geriet so gut im Jahre 1644, daß der Landesherr, die Würzburger Domherrn nur Sulzfelder Ortsgewächs haben wollten. Der Eimer kostete 3 R.-Taler. Auch im Jahre 1645 geriet der Most wieder, welcher 2 R.-Taler kostete. Doch vernichteten die Kriegslente ziemlich vielen Wein. Im Jahre 1647 plünderten Freund und Feind den Ort in einer Weise, daß die Leute in die Wälder flüchteten. Auch wurden große Quantitäten Wein in Sulzfeld und Kizingen, wohin er verbracht worden war, von den Soldaten getrunken und vernichtet. Daß der Friede nach solchen Leiden als eine wahre Erlösung empfunden wurde, ist natürlich. Die Schweden verließen aber Sulzfeld erst am 26. Juni 1650. Unter Kriegen, Krankheiten, Hungersnot hatte Sulzfeld lange nicht mehr zu leiden. Erst im Jahre 1796 drangen die Franzosen, welche Würzburg besetzt hatten, auch gegen Sulzfeld vor, das sie brandschatzten. Infolge der Säkularisation nahm der letzte Fürstbischof Georg Karl von Felsenbach Abschied von seinem Land.

Im Jahre 1806 wurde Würzburg dem Großherzog Ferdinand von Toskana zu-



Sulzfeld am Main von der Frickenhauser Stiege aus.

Auschnitt einer Zeichnung von Fr. Eilse Görtsch aus Würzburg vom Jahre 1852.

gewiesen und am 28. Juni 1814 zum zweitenmal bayerisch.

Nach Schilderung der allgemeinen Lage komme ich nun zum besonderen Teile der Ortsgeschichte und zwar zunächst zu einer kurzen Darlegung der örtlichen Verhältnisse.

Die Markung grenzt nördlich an Jenbelried, Erlach und Kalkenfondheim, südlich an den Main, westlich an Segnis und Friedenhausen und östlich an Kitzingen. Die ganze Markung war versteinert. Die Flur umfaßt 752 Hektar und zerfällt in Distrikte, die eigene Flurnamen führen. Zum Schutze dient ein Feldhüter. Den eigentlichen Erwerbszweig bildet der Weinbau, der so lange besteht, als der Ort bekannt ist und allezeit sorgfältig gepflegt wurde. Daß das Sulzfelder Gewächs 1644 sehr gesucht war, habe ich bereits erwähnt. Allein ich fand noch ein älteres Zeugnis, inhaltlich dessen am 12. November 1528 bei dem Jubiläum des Grafen Johannes von Rieneck neuer Sulzfelder Wein auf der gräflichen Tafel stand. Durch das Schriftchen des Syndikus Dr. Kittel ist weiter festgelegt, daß der Weinbau daselbst keine Einbuße erlitten hat. Dazu kommt, daß der Obst- und Weinbauverein ebenda die Förderung des Weinbaues ganz besonders und mit gutem Erfolge sich angelegen sein läßt. Mit dem Weinbau im innigsten Zusammenhange steht das Recht jedes Inwohners, sein eigenes Gewächs vom Zapfen auszuschenken, zu welcher Zeit des Jahres es ihm beliebt. Der fruchtbaren Markung entspricht der Stand des Ackerbaues. Daß die Grundbesitzer von Sulzfeld nicht zurückgeblieben sind, ist selbstredend. Klee und Kartoffelbau, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Sulzfeld eingeführt wurden, haben dazu wesentlich beigetragen. Mit dem Ackerbau Hand in Hand geht die Viehzucht. Die bergige Lage und der Mangel an ausreichenden, guten Wiesen ist der Viehzucht zwar nicht förderlich. Doch waren die Einwohner auf diesem Gebiete nicht müßig. Im ersichtlichen Aufblühen befindet sich der Obstbau. Schon frühzeitig wurden Frucht bäume in Sulzfeld

gesetzt, aber der Obstbauverein hat erst neues Leben in diesen wichtigen Zweig der Landwirtschaft gebracht, die zugleich einigen Ersatz bei dem Ausfalle der Weinernte bietet.

Gewerbe und Handel lagen in alter Zeit darnieder. Bei dem unzulänglichen Umfange der Markung und bei der starken Belastung des Ackerbaues reichte jedoch der Grundbesitz für das ziemlich stark bevölkerte Dorf nicht hin. Das veranlaßte einen Teil der Einwohnerschaft, ein Gewerbe zu treiben. Außerdem gab es in Sulzfeld einige Steinbrüche, die Bausteine lieferten. Dagegen existierte in dem bedeutenden Weinorte im Jahre 1844 noch keine Weinhandlung. Jetzt ist der Handelszweig durch mehrere Firmen vertreten. Bis zum Jahre 1744 gab es auch keine Zünfte in Sulzfeld; auf Bitten der Gewerbetreibenden wurden sie in einer Hammerzunft vereinigt. Im Jahre 1781 bestanden Zünfte für die Wätmner, Schneider, Schreiner, Schuster, Tüchener, Weber, Zimmerleute.

Sulzfeld hat nach der Volkszählung 1910 910 Einwohner und 219 Wohngebäude. Die Einwohner waren frei, soweit sie Untertanen des Hochstifts bildeten. Gleichzeitig hatten die Grafen von Rieneck ein Recht auf Land und Leute zu Sulzfeld. Am 2. Oktober 1376 verkauften sie um 4000 Häller das Recht über sie an den Bischof Grafen Gerhard von Schwarzburg und sein Stift in Würzburg.

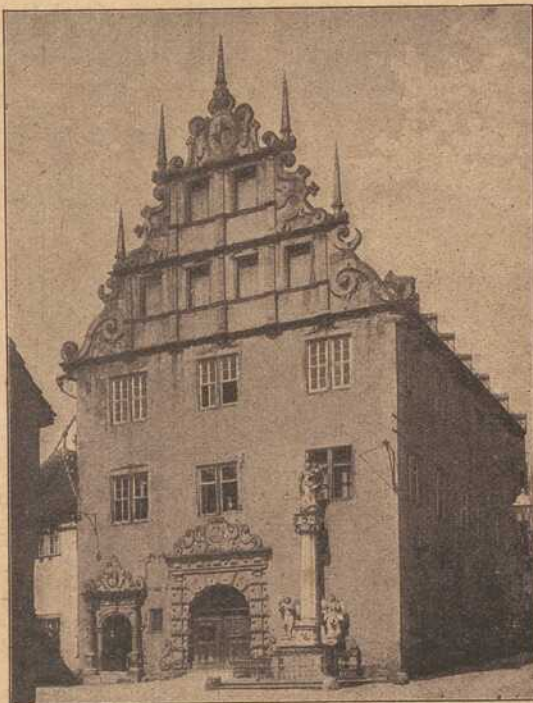
Die Gemeindeverfassung war im Mittelalter jene einer einfachen Dorfgemeinde. Doch hat das sich geändert. Schon im Revers, den im Jahre 1528 Schultheiß, Bürgermeister, Rat und ganze Gemeinde dem Fürstbischof Conrad von Thüngen ausstellten, trägt äußerlich die Bezeichnung Markt. Ebenso das Regest, welches der Urkunde beiliegt. Die Gerichts- und Dorfordnung des Fürstbischofs Julius am 20. Februar 1584 spricht im Texte ebenfalls vom Marktslecken Sulzfeld. Der Fürstbischof Joh. Phil. von Schönborn erließ im Jahre 1665 eine neue Stadt- und Gemeinde-Ordnung für Sulzfeld. Demnach wird es richtig sein, daß Sulzfeld seit

jener Zeit Markt war, als welcher es noch 1803 im Regierungsblatte für Kurbaiern vorkommt. An der Spitze der Gemeindeverwaltung stand in ältester Zeit der Amtsschultheiß, dem der Bürgermeister, 8 Ratsverwandte, die Viertelmeister und der Ratschreiber sich angeschlossen. Alle diese Personen wurden von den Rats- und Gerichtsverwandten vorgeschlagen und von der vorgelegten Behörde bestätigt. Amtsschultheiß, Bürgermeister, Ratschreiber waren besoldet. Die Wahl geschah auf Lebensdauer. Ueber einen Rücktritt hatte die vorgelegte Stelle zu befinden.

Nach Auflösung des Hochstifts traten die Vorsteher an deren Stelle und seit 1. Juli 1869 der Bürgermeister. Sulzfeld war nicht Sitz einer Cent, sondern gehörte nach Kitzingen. Dr. Knapp führt es bei der Cent Westheim auf, zu welcher es 2 Schöffen stellte. In Sulzfeld selbst bestanden das alte Stadt-, Dorf-, Peters-, Mahl- und Helsegericht, die unter Leitung des Obervogtes oder des Amtsschultheißen geholt wurden und nach dem Sulzfelder Saalbuche in solchem alten und neuer Polizeiordnung gemäß sich zu halten hatten.

Als Sitz verschiedener Behörden hatte Sulzfeld Staatsgebäude. Dahin gehörten 1. das fürstbischöfliche Kellereihaus, das im Jahre 1559 gebaut und im 18. Jahrhundert umgebaut wurde; 2. die Kellerei des Domkapitels, welche die Jahrzahl 1570 trägt; 3. die Zehntscheuer, die zur Aufnahme der Zehntfrüchte diente; 4. das Pfarrhaus, welches 1702 und 1703 an Stelle des abgebrochenen neu erbaut wurde; 5. das Gebäude der Mittelmesse.

Unter den Gemeindegebäuden nimmt das Rathaus die erste Stelle ein. Dasselbe ist ein prächtiger Bau und einer der ansehnlichsten auf dem Lande. Wer die Pläne gefertigt, der Baumeister war, was der Bau gekostet hat und wer die Kosten getragen hat, war bisher unbekannt. Es wurde jedoch ermittelt, daß der Hofarchitekt Joh. Wolffg. Behringer als Planfertiger gilt und daß der Steinmetz Peter Mäurer von Kitzingen das Haus gebaut hat. (Fortsetzung folgt.)



Rathaus in Sulzfeld.

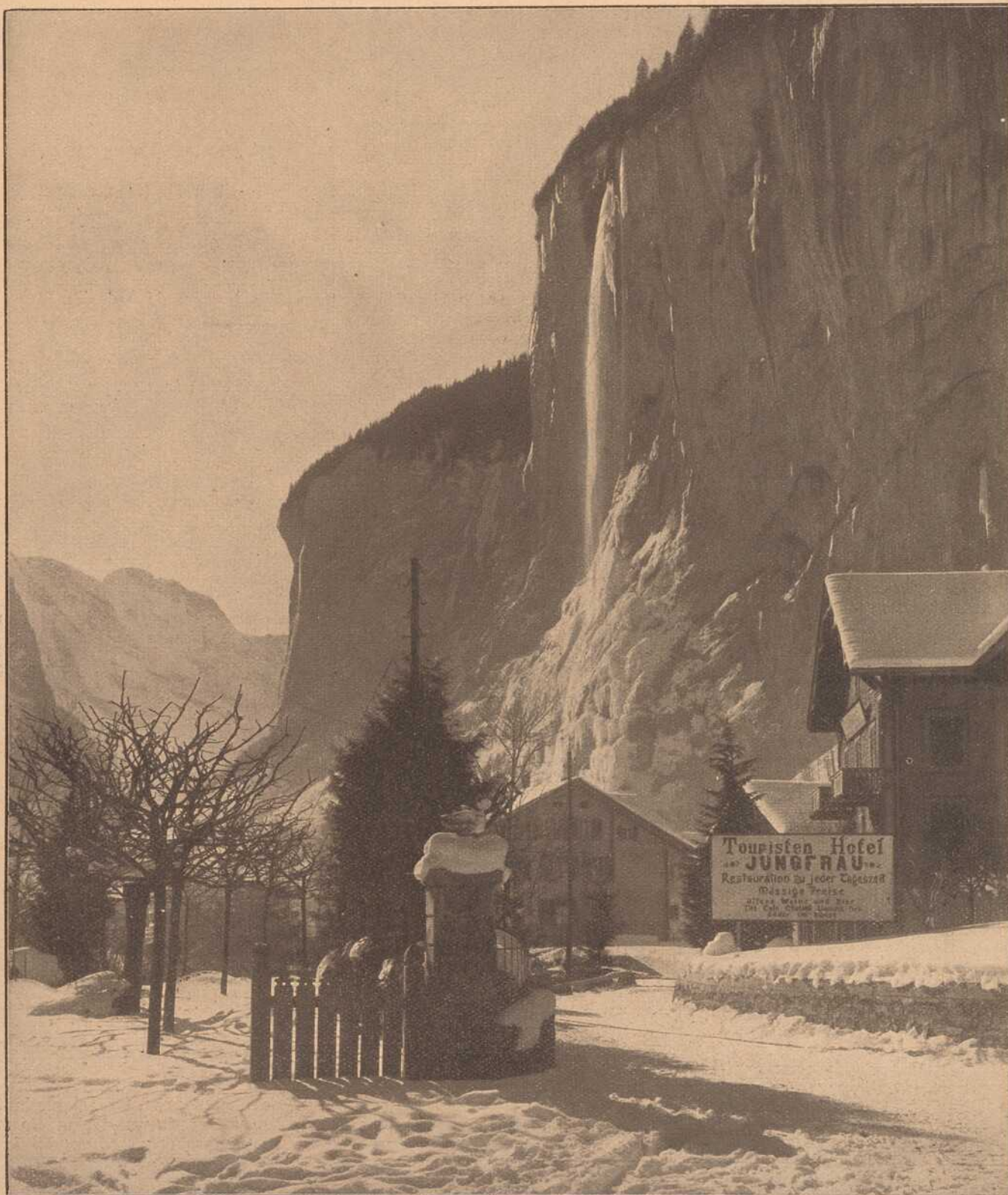


Torturm in Sulzfeld.

Die Frankenwarte

erscheint wöchentlich und bringt neben den aktuellsten Tagesereignissen aus aller

Welt speziell Begebenheiten aus unserem Frankenlande in Wort und Bild. Die in der „Frankenwarte“ zum Abdruck gelangenden Romane und Erzählungen sind sittenrein und nach jeder Richtung hin einwandfrei. Neben raschester Veröffentlichung der Tagesereignisse bezweckt die „Frankenwarte“ noch die Förderung und Verbreitung der Heimatkunst und -Geschichte. Beiträge in Wort und Bild an unsere Redaktion sind willkommen. 1919



Winter in Lauterbrunnen (Berner Oberland). Photographie von A. Rupp, Saarbrücken.



Remember.

Don A. M. Mitte.

Nachdruck verboten.

Bauch jetzt noch, nach meinem gestrigen Erfolge, die Menschen bezweifeln werden, daß innerer Trieb mich diesen Beruf wählen ließ?

Die junge Schauspielerin, die am Abend zuvor mit stürmischem Beifall die Rolle der Griseldis gespielt hatte, richtete forschend ihre großen, dunklen Augen auf die Mutter. Vor ihr auf einem Marmortischchen lagen die Tageszeitungen, die einstimmig die Begabung, das zum Herzen gehende Spiel und die Natürlichkeit der jungen Debütantin priesen.

Die Mutter seufzte. „Mir wäre es viel lieber gewesen, wenn du in dem geschützten Hafen einer friedlichen Häuslichkeit geblieben wärest. Da du es aber ernst und treu mit der Kunst meinst, kann und werde ich dir nicht hinderlich sein; wenn ich auch die Dornen fürchte, die dir auf deinem Lebenspfade erblühen werden.“

„Als ob das Leben für mich dornenlos gewesen wäre.“ Eine leichte Bitterkeit klang aus den Worten des jungen Mädchens. Dann verließ Hannah ihren Platz und ordnete die Blumen, die im Hotel für sie abgegeben waren. Schweigend folgten die Blicke der Mutter den etwas hastigen Bewegungen ihrer Tochter. Sie ahnte, daß es in dem jungen Herzen keineswegs so ruhig aussah, als man bei oberflächlicher Beobachtung vermutete. Sie glaubte nicht, daß der Beruf einer Künstlerin auf die Dauer befriedigen konnte, da ihn aber die Tochter mit Bitten und Kämpfen ertrotzt, hatte sie nicht länger widerstanden.

Hannah war die einzige Tochter eines als Kunsthistorikers vielgenannten Professors. Dieser hatte bei einem längeren Aufenthalt in Spanien eine reiche, vornehme Erbin kennen gelernt, die ihn seiner Klugheit wegen, allen andern Bewerbern vorzog.

Das Haus des jungen Paares war bald der beliebteste Versammlungsort der Universitätsstadt für die Aristokratie der Geburt und des Geistes. In dieser Atmosphäre wuchs Hannah heran. Beide Eltern nahmen den Wohlstand als etwas Selbstverständliches hin. Der Vater besonders hatte keine Zeit, sich mit materiellen Sorgen zu beschäftigen und überließ die Verwaltung des Vermögens seinem Bankier, der durch den Sturz anderer Handlungshäuser plötzlich alles verlor. Gerade an dem Verdigungsstage des Professors Meinhard, der einer Lungenentzündung erlag, erfuhr seine Witwe, daß sie arm geworden. Ein alter Onkel bot Hannah die Mittel an, deren sie bedurfte, um das Lehrerinnenexamen zu machen. Sie wies das Anerbieten zurück.

„Ich kann nicht unterrichten,“ erklärte sie bestimmt, „ich weiß es am besten. Es liegt durchaus nicht in meiner Natur, mich mit fremden Kindern herumzuplagen. Vielleicht ist es noch zu lebhaft in meiner Erinnerung, wie ich meine armen Erzieherinnen quälte! — Haben unsere Verhältnisse sich so geändert, daß ich einen Beruf ergreifen muß,

so laßt es den sein, zu dem es mich im Wachen und Träumen zieht; laßt mich Schauspielerin werden. Was gibt es Herrlicheres, als den Phantasiegebilden unserer Dichter Leben einzuflohen; als der Muse der Kunst zu dienen!“

Der Onkel war empört. Er drohte, seine Hand ganz von ihr abzuziehen. Der Vormund, ein alter Freund des Hauses, war weniger engherzig. Er fand es ganz vernünftig, daß Hannah, trotz ihrer Jugend, überhaupt einen Beruf ergreifen wollte, und bestimmte die Mutter, ihre Einwilligung zu geben.

Das junge Mädchen hatte durch geschmackvolles Arrangieren der Blumen, sowie durch einzelne Photographien, die sie auf dem Schreibtisch gestellt, dem fahlen Hotelzimmer einen traulicheren Anstrich gegeben, und setzte sich nun der Mutter gegenüber.

„Wäre doch Onkel Ermin im Theater gewesen,“ sagte sie gedankenvoll, „vielleicht hätte er sich mit mir ausgesöhnt. Das bleibt doch der Vermutungsstropfen für mich, daß er zücht; er und — Raoul.“

Raoul von Hochstetten war ein Jugendgespieler der Künstlerin. Stillschweigend hatte man sie stets für einander bestimmt geglaubt. Die beiderseitigen Eltern waren damit einverstanden gewesen. Auch Raoul und Hannah hatten eigentlich nie bezweifelt, daß ihre Kinderspiele Wahrheit werden würden.

Raoul war der zweite Sohn eines jüngeren Bruders. Er besaß nichts, als einen geringen Zuschuß, und so hatte auch ihn der pekuniäre Verlust der Familie Meinhard schwer getroffen; noch schwerer aber Hannahs Entschluß, zur Bühne zu gehen.

„Du siehst doch ein, daß wir unter diesen Verhältnissen nicht heiraten können. Du bist Leutnant, ich ein armes Mädchen. Warum soll ich nicht einen Beruf ergreifen, der uns vielleicht schneller zum Ziele führt!“ hatte sie als einzige Entgegnung auf alle seine Gegenvorstellungen gehabt.

„Du denkst, du wirst sparen!“ hatte er spöttisch bemerkt und ihr dadurch die Tränen in die Augen getrieben, „eine Schauspielerin und — sparen! Wenn du mich liebtest, dann würdest du auf mich warten, bis ich Hauptmann bin.“

Hannah zuckte unwillkürlich zusammen. Vierzehn Jahre vielleicht warten! Vierzehnmal sollten Winterfrost und Sommerglut über ihrem Haupte dahinziehen, sie in Sorge und Kummer ein altertendes Mädchen werden, um dann vielleicht einsehen zu lernen, daß er nur noch aus Pflichtgefühl die Jugendgefährtin heimführte, die eine andere geworden war in der langen Zeit des Harrens und Duldens.

„Wenn du mich liebtest, würdest du mich nicht hindern, für mich und die Mütter zu sorgen, statt Abhängigkeit von den Verwandten zu ertragen.“

Hannah wußte noch genau, wie düster seine blauen Augen sie bei diesen Worten angeschaut hatten.

„Was streiten wir,“ sagte er kurz. „Dich lockt der Glitterschein der Bühne. Du träumst von Ruhm und Glanz. Ein einfaches, bescheidenes Loos gefällt dir nicht. Ich sehe ein, daß du mich nicht liebtest. Lebe wohl!“

So waren sie geschieden. Hannah hatte ihn niemals wiedergegesehen. Sie war mit der Mutter in die Residenz gezogen, um ein Jahr mit allem Eifer zu lernen und zu studieren, dann hatte sie ein Engagement an einem kleinen Hoftheater angenommen. Jetzt war der erste Flug in das neue Leben getan.

Auch von dem Onkel hatte sie nichts gehört.

„Du wirst dich nach dem stillen Leben einer geordneten Häuslichkeit zurückziehen, dann erinnere dich, daß ich diese Wandlung prophezeite.“ Das waren seine letzten Worte gewesen.

Ein Klopfen an der Tür entriß Mutter und Tochter ihren Träumereien. Ein Diener gab ein Päckchen mit Hannahs Adresse ab. Sie öffnete es in begreiflicher Neugier. Ein Schmucktui in blauem Samet, darin ein goldener Armreif, auf dem in Brillanten die Worte standen: Remember. Zuerst war die junge Künstlerin ganz erstaunt. Dann aber hielt sie der nicht minder erstaunten Mutter den Schmuck hin und rief jauchzend: „Mama, mein Wunsch ward erfüllt. Onkel sendet mir diesen Reif als Zeichen der Versöhnung! Remember! Seine letzten Worte beim Abschied waren: Erinner dich! Jetzt will er mir zeigen, daß auch er sich erinnert; daß er meines Wortes gedenkt, mich zöge mein Talent, nicht der Schein, auf die Bühne.“

Die Mutter schüttelte zweifelnd den Kopf. Ihr wollte diese Auslegung nicht so ganz einleuchten. Auch meinte sie, der Onkel hätte entschieden seine Visitenkarte beigelegt; schließlich aber waren beide Damen ganz unbekannt in der Stadt. Es konnte nur jemand, der ganz besonderes Interesse an Hannahs Laufbahn nahm, zu ihrem ersten Auftreten hergereizt sein. Wer sollte sonst der jungen, noch unbekanntem Künstlerin solch wertvolles Geschenk machen.

Das junge Mädchen schrieb einige herzliche Dankesworte dem Onkel. Als sie keine Antwort auf ihren Brief bekam, glaubte sie, er wolle unerkannt ihren ferneren Schritten folgen.

* * *

Wochen waren vergangen. Hannahs Erfolge hatten sich gemehrt. Sie stand jetzt fest in der Gunst des Publikums. Allabendlich fiel aus der Fremdenloge ein Beilchenstrauß zu ihren Füßen nieder. Die geschwähigste Gama hatte der Künstlerin bald den Namen des Spenders, des eleganten blonden Kavaliere genannt, der bei keinem Auftreten Hannahs fehlte. Es war der Vetter ihres Jugendfreundes, der Majoratsbesitzer Graf Alfred Hochstetten, dessen Güter in der Nähe der kleinen Residenz lagen.

Grund genug für Hannah, mit Interesse auf ihn zu schauen.

Ob er mit Raoul in näherer Verbindung stand! Ob er diesem berichtete, daß seine Jugendgeliebte nur die wahre Priesterin ihrer Kunst gelieben, die sich von allem andern Verkehr fern hielt! Wenn sie nur einmal wieder Ausführliches von Raoul erfahren, ihn einmal nur hätte wiedersehen können. Sie liebte ihn noch immer. Dennoch bereute sie den Schritt, der sie von ihm geschieden, keinen Augenblick. Sie hatte einen Beruf, — ein Ziel vor Augen. Sie verdankte es dem eigenen Fleiß, daß sie unabhängig geblieben, daß sie keine Wohlthaten für sich oder die Mutter anzunehmen brauchte. Wenn sie erst so weit wäre, Raoul sagen zu können: „Ich habe für uns genug erworben. Jetzt opfere ich willig meinen Beruf. Nimm mich hin und glaube an meine Liebe.“

Wie sie diesen Zeitpunkt ersehnte. Endlich mußte er ja kommen, und dann war alles, alles gut.

In diesen Zukunftsträumen lebte das junge Mädchen, während sie rastlos ihr Ziel verfolgte und unablässig arbeitete, um das Höchste in ihrer Kunst zu erreichen.

Der Geburtstag des Landesfürsten brachte eine Abwechslung in das einsame, zurückgezogene Leben, das Mutter und Tochter sonst führten. Einer kleinen Vorstellung, in der die Künstlerin mitwirkte, folgte ein Ball, von dem sie sich nicht gut ausschließen konnte. Es war zum ersten Male nach der Aenderung in ihren Lebensverhältnissen, daß Frau Professor Meinhard und ihre Tochter eine große Gesellschaft besuchten.

Getanzt wurde in einem länglichen Saal, der mit Kronleuchtern in wundervoller, venezianischer Glasarbeit und Spiegeln reich dekoriert war. Hannah fühlte, daß — trotz allem — doch noch heiß in ihr die Jugendlust lebe, sie fühlte sich wohl in der Sphäre, in der sie einst gelebt, und plauderte und tanzte, wie alle andern.

Als es zu Tisch ging, näherte sich ihr Graf Hochstetten, der gleichfalls zu den Gästen zählte, sich aber, wie absichtlich, bis jetzt fern von ihr gehalten hatte. Sie traten zusammen an die reich mit Blumen dekorierte Tafel. Auf dem Plaze jeder Dame lag ein Rosenstrauß, auf dem Hannahs aber ein wundervolles fächerartiges Arrangement aus weißem Flieder, in der Mitte das aus Weisichen gebildete Wort: Remember. Alles Blut strömte bei diesem Anblick heiß in die Wangen der Künstlerin. Es stand plötzlich mit unabänderlicher Gewißheit bei ihr fest, daß das Armband, das sie fast täglich getragen, nicht von ihrem Dufel sei. Er konnte von diesem Fest nichts ahnen. Wer hatte das Blumenarrangement bestellt, das die Aufmerksamkeit der Gäste plötzlich auf die junge Künstlerin lenkte!

Der Reifen brannte wie Feuer auf ihrem Arm. Sie machte eine Bewegung, ihn abzustreifen. Dann aber überlegte sie, daß dies noch mehr Aufsehen erregen würde. Sie schützte plötzlich Unwohlsein vor und verließ mit ihrer Mutter das Fest, um eine schlaflose Nacht zu verbringen.

* * *

Am andern Morgen ward ihr Graf Hochstetten gemeldet. Sie wies ihn ab, da sie niemals Visiten von Herren empfing. Er folgte aber der anmeldenden Dienerin fast auf dem Fuße. Groß und starr blickten die zürnenden Mädchenaugen ihn an. „Wer gibt Ihnen das Recht, gegen meinen Wunsch hier einzudringen?“ fragte sie hoheitsvoll. Er hielt ihren Blick aus. „Sie selbst, Fräulein Meinhard,“ entgegnete er kalt, „ich konnte wohl kaum annehmen, daß mein Besuch unerwünscht käme, da Sie mein Armband nicht nur angenommen, sondern auch getragen haben.“

„Ihr Armband!“ Wie ein jäher Blitz fuhr die Erkenntnis, daß Raoul dies erfahren und falsch verstehen würde, durch die Seele der Künstlerin. „Sie, Sie wagten

habe Raoul bewiesen, daß eine Schauspielerin keiner echten Liebe fähig ist, sonst hätten Sie ihn und die Treue für ihn nicht so schnell vergessen.“

Mit starrem Ausdruck hatte Hannah der Rede des Grafen zugehört, aber nur das eine Wort „Raoul“ war in ihrem Gedächtnis haften geblieben und das wiederholte sie fragend: „Raoul!“

Graf Hochstetten nickte. „Ja, Raoul. Er wollte mir nicht glauben, daß Ihr Entschluß, zur Bühne zu gehen, einem Bruch gleich käme. Da sagte ich ihm, als Oberhaupt der Familie würde ich über Sie wachen und Sie prüfen, ob Sie seiner und der Familie, die er angehört, würdig blieben. Ich sandte Ihnen das Armband. Sie nahmen es an. Ich warf Ihnen die Weisichen zu; Sie wiesen sie nicht zurück. Nun sprechen Sie von Ihrem exklusiven Zurückziehen! Sie haben die Prüfung nicht bestanden.“

„Und Raoul gestattete Ihnen das?“ Klanglos und schriff erschien die sonst so glöckere Stimme der Künstlerin, und sie richtete sich mit einer solchen Hoheit auf, daß der blaßierte Weltmann unwillkürlich einen Schritt zurückwich. „Dann hat er mich nie wahrhaft geliebt. Echte Liebe glaubt und vertraut. Und er, dem ich blindlings traute, er ließ dies geschehen.“

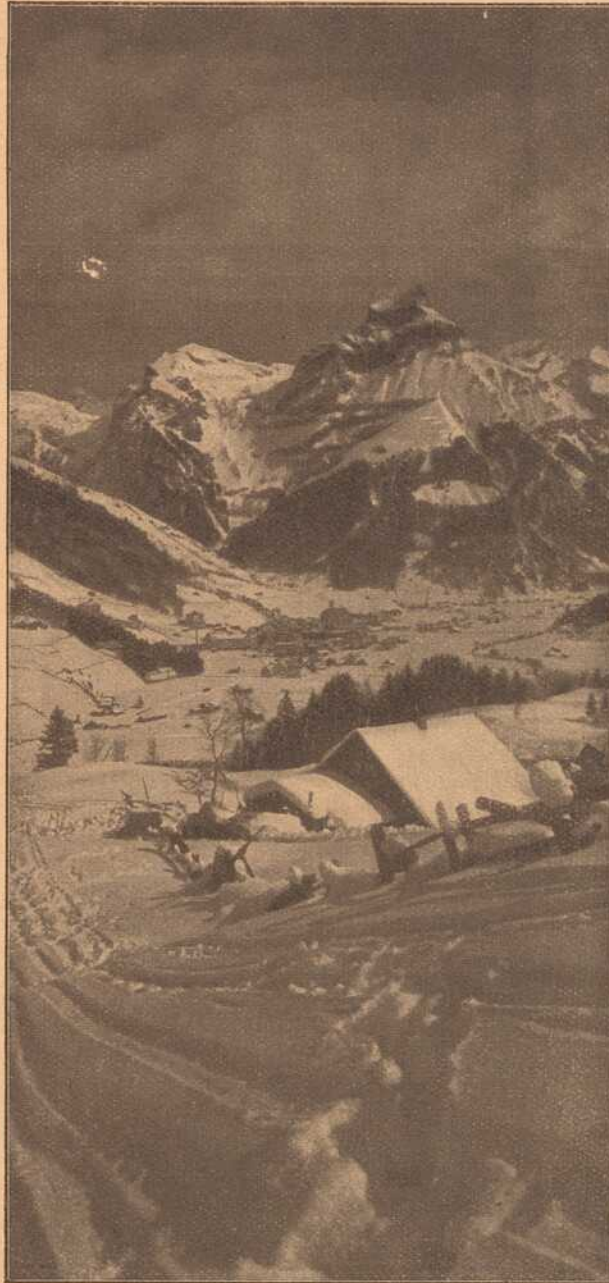
Sie deutete mit der Hand auf die Tür und wandte sich zugleich dem Schreibtisch zu, dem sie das Etui mit dem Armband entnahm.

„Geben Sie, Graf Hochstetten. Ihre Anwesenheit wird zur Beleidigung. Nehmen Sie diesen unseligen Reif an sich, und wagen Sie es niemals wieder, mich zu belästigen.“

Graf Hochstetten fühlte sich zum erstenmal in seinem Leben gedemütigt, gedemütigt von einer Schauspielerin, einer Kaste Menschen, die er niemals für gleichberechtigt mit sich gehalten. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Benehmen ihm hohe Achtung abgenötigt, und er bereute im tiefen Grunde seines Herzens, so weit gegangen zu sein. Er hätte viel darum gegeben, die Sache ungeschehen zu machen. Seine Ansicht: Noblesse oblige! war bei ihm selbst arg in Mißkredit gekommen.

Er ging, ohne das Armband zu beachten, mit einer tiefen Verbeugung.

Bei dem nächsten Auftreten der Künstlerin erschien neben ihm in der Fremdenloge sein Vetter Raoul. Beide Herren bemühten sich, die Aufmerksamkeit Hannahs zu erregen, die die „Griselbis“ spielte. Als kurz vor dem Schluß des Schauspiels ein Weisichenstrauß auf die Bühne flog, und die junge Künstlerin, unwillkürlich nach oben schauend, den um Verzeihung flehenden Blick des Jugendgespielen bemerkte, schien es, als



Engelberg mit dem Hahnen. phot. v. v. v.

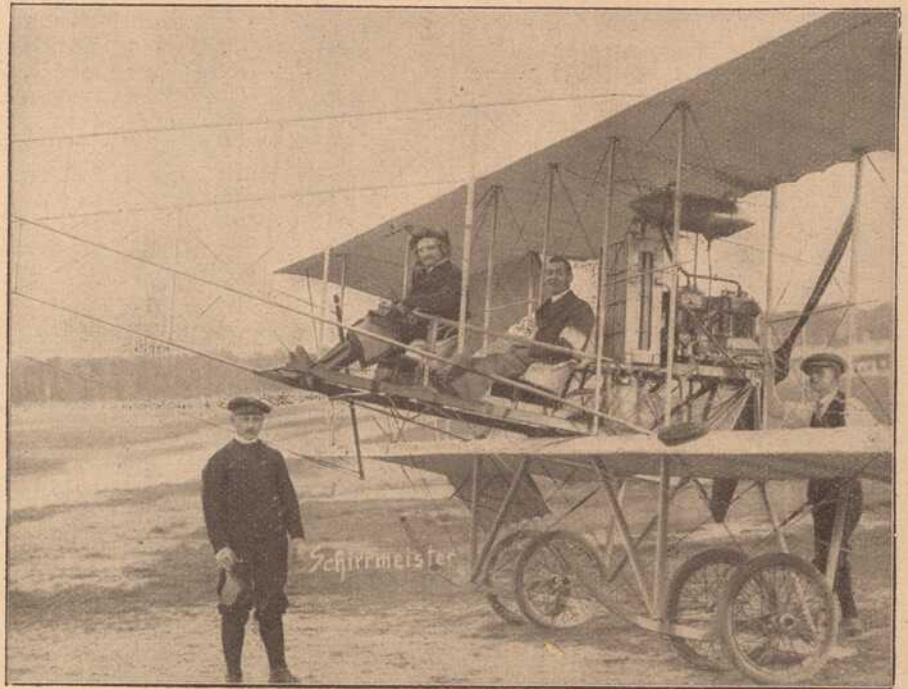
Tränen ersticken ihre Stimme. „Ich glaubte, es sei von meinem Dufel,“ fügte sie endlich hinzu.

Er lächelte, ein frivoles, häßliches Lächeln. „Von Ihrem Dufel, der Ihnen nie vergeben wird, daß Sie diesen Schritt ohne seinen Willen getan! Denn wer alle Tage auf der Bühne Komödie spielt, der weiß auch im gewöhnlichen Leben nicht mehr so recht, was Wahrheit ist. Denken Sie im Ernst, daß ich dieses Märchen glaube! Ich

drohe die Fassung sie zu verlassen, — aber nur einen Augenblick, dann stieß der Saum ihres Gewandes die Weisichen wie zufällig beiseite, während sich Hannah ihrem Partner zuwandte. Kein zweiter Blick drang in die Loge. Aber das Publikum applaudierte stürmisch dem Spiel der Künstlerin und ahnte nicht, daß in ihrem Herzen vor kurzem ein Jugendtraum von Glück und Wonne gestorben war, von dem ihr nichts zurückblieb als — die Erinnerung.



Zur Erinnerung an den
Meistersinger
Hans Sachs
welcher im Jahre 1513 als Schuh-
macher zu Wels seine ersten
dichterischen Werke schuf,
die Meistersängerschule be-
fand sich in diesem Hause
dem damaligen Schlosse
Pollheim.



Eine Gedenktafel für Hans Sachs.
In Wels (Oberösterreich) wurde an dem ehe-
maligen Schlosse Pollheim die oben abgebildete
Ehrentafel errichtet. In dem Hause befand
sich ehemals eine Meistersingerschule.

Der Flieger Hans Schirmmeister, der einen neuen Rekord aufstellte.
Der Flieger Hans Schirmmeister stellte am 12. November in Friedrichshafen durch einen
6 Stundenflug, bei dem er eine Höhe von 1100 Meter mit 2 Passagieren erreichte
einen neuen Weltrekord damit auf. Der Flieger hielt sich die meiste Zeit über dem
Bodensee und wurde bei der Landung stürmisch begrüßt.



Natürliche Waschanstalt an den heißen Quellen in Reykjavik auf Island.



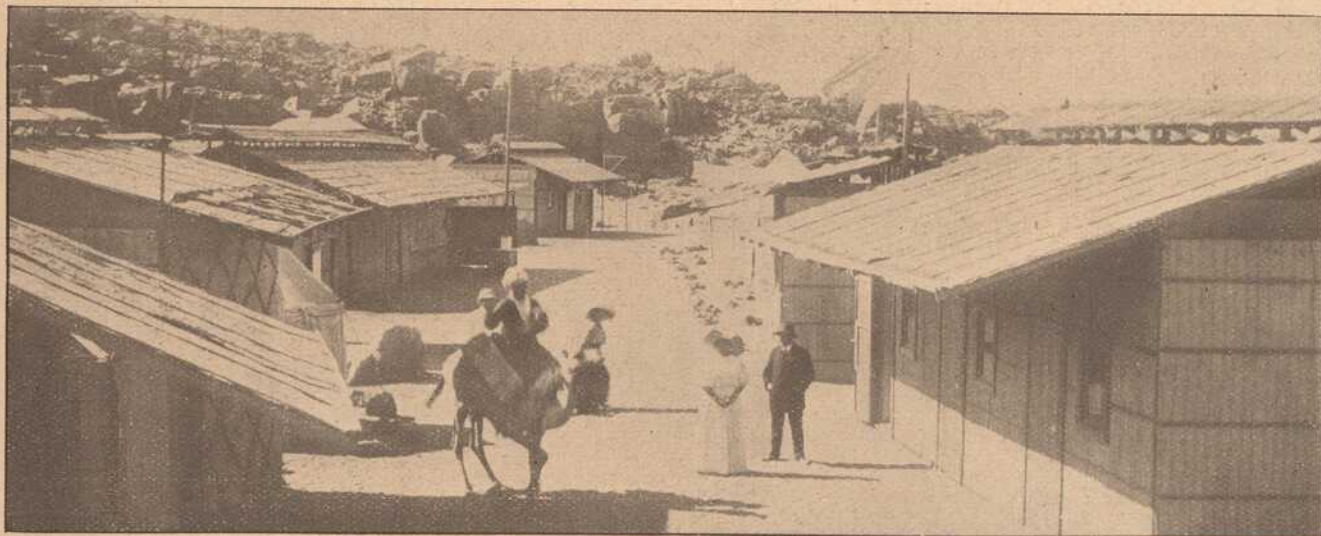
Ankunft des Erzherzogs Franz Ferdinand in London.

Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich ist mit seiner Gemahlin, der Herzogin von Hohenberg, nach England gefahren, um einer Einladung zum Besuche des Königs und der Königin von England Folge zu leisten.



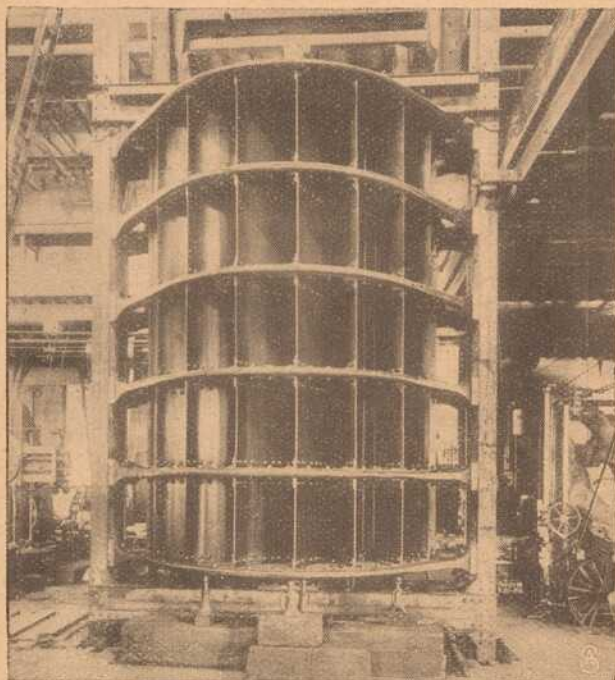
Glasröhren für Baumschmuck.

Um die Weihnachtszeit regen sich an allen Plätzen der Glasindustrie viele fleißige Hände, um den zum Schmücken des Christbaumes vielbegehrten Glitzerschmuck zu schaffen. Unser Bild zeigt die großen Glasröhren, aus welchen die mitunter winzigen Schmuckgegenstände geschaffen werden, die in den mannigfachsten Formen in den Handel gelangen.



Ein Sanatorium in der Wüste bei Assuan.

Die Heilkraft des Wüstenklimas ist seit längerer Zeit Gegenstand eifriger Erörterung seitens der ärztlichen Wissenschaft. Die angestellten Untersuchungen haben ergeben, daß insbesondere die Schwindsucht durch sachgemäße Einwirkung der Wüstenluft mit Erfolg zum Stillstand gebracht werden kann. Daher ist Aegypten, das sein mildes, gleichmäßiges Klima seiner geographischen Lage inmitten zweier Wüsten verdankt, mit seiner wohlthuenden Wärme, die keinen eigentlichen Winter zuläßt, seiner Trockenheit der Luft und seinem fast immerwährenden Sonnenschein mit Recht ein Hauptzufluchtsort für Kranke und Erholungsbedürftige geworden. Namentlich Assuan, die südlichste Stadt im eigentlichen Aegypten, an der Wüstengrenze gelegen und zugleich landschaftlich ein Glanzpunkt des ganzen Landes, hat ein regen- und nebel freies, überaus trockenes und warmes Klima, dessen Heilkraft durch den Einfluß reiner Wüstenluft noch erhöht wird. Englische Aerzte haben dort ein Sanatorium errichtet.



Eine Riesenturbine in Brighton Beach, die von der Meeresströmung getrieben wird.

Die Turbinen haben in der Maschinenteknik der Neuzeit eine immer größere Verbreitung gefunden und werden jetzt zur Kräftezeugung und Kraftübertragung mehrfach verwendet. Namentlich im Schiffbau hat sich fast überall die Dampfturbine durchgesetzt. Auch zur Kraftverwertung der Meeresströmung (Flut und Ebbe) hat man Turbinen konstruiert, die mit Stromerzeugenden Dynamomaschinen verbunden sind.



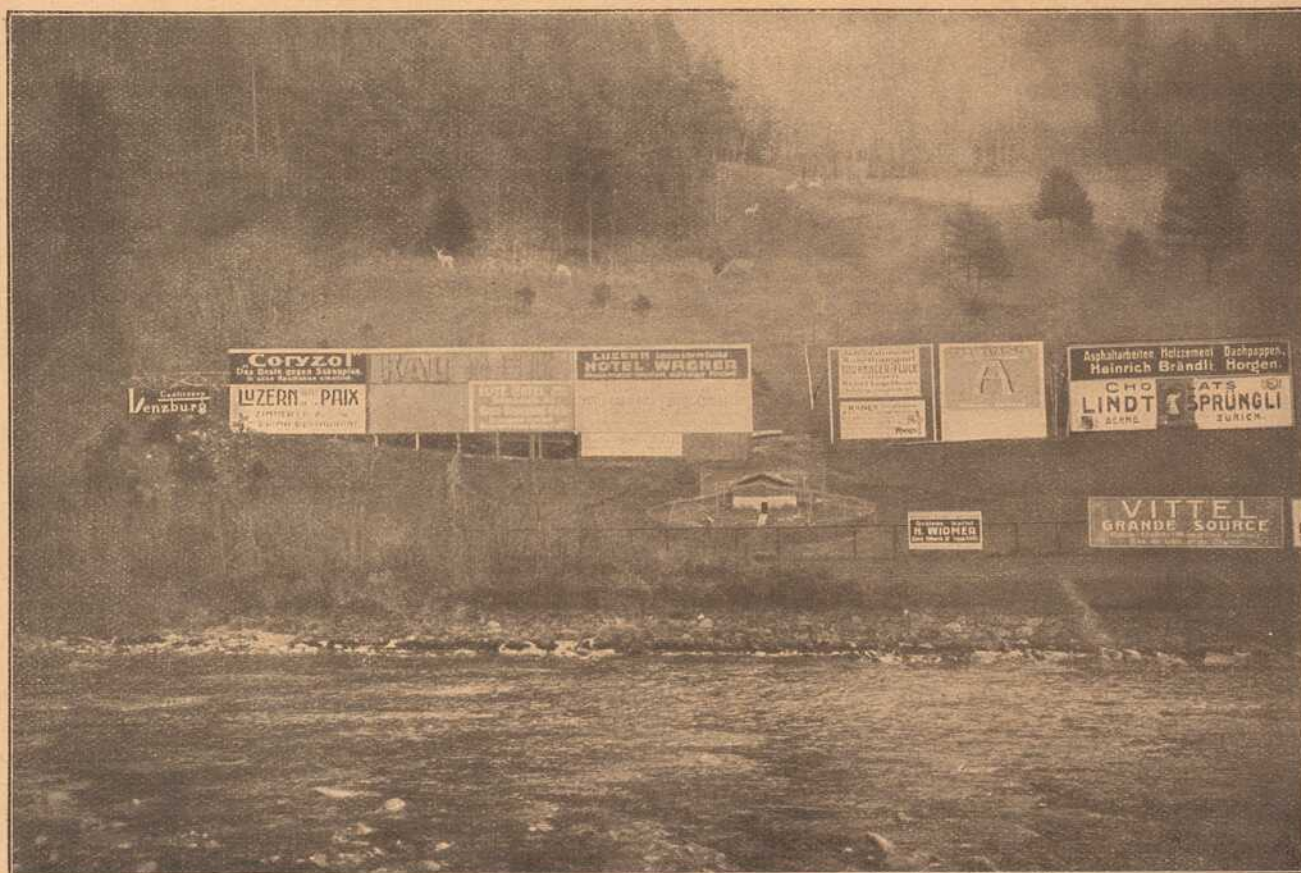
Der indische Dichter Rabindranath Tagore erhielt den Nobelpreis für Literatur.

Entgegen der ganz bestimmt geäußerten Annahme, daß Peter Mossegger den diesjährigen Nobelpreis für Literatur erhalte, ist derselbe einem indischen Dichter zugefallen, der zu den reichsten Männern Indiens zählt.

Prof. Alfred Werner in Zürich wurde am 12. Dez. 1866 in Mülhausen (Elsass) geboren. Er begann seine Studien 1885 an der technischen Hochschule in Karlsruhe und setzte sie am Eidg. Polytechnikum fort. 1889 erhielt er das Diplom als technischer Chemiker und wurde dann Assistent am chem.-techn. Laboratorium. 1892 habilitierte er sich am Eidg. Polytechnikum als Privatdozent. 1893 wurde er außerordentlicher Professor der Universität Zürich, 1895 Ordinarius. 151 Arbeiten hat Prof. Werner bis 1912 veröffentlicht.



Professor Alfred Werner, Zürich, erhielt den diesjährigen Nobelpreis für Chemie.



Heimatschutz: Kampf gegen das Affichenunwesen.

Im Kampfe gegen das Affichenunwesen hat das schweizerische Bundesgericht als Rekursinstanz vor einigen Tagen einen wichtigen Entscheid gefällt, indem es ein Verbot der Züricher Regierung gegen die hier abgebildeten Affichen bei der Station Sihlbrugg (Linie Zürich-Luzern) als den Heimatschutzbestimmungen entsprechend, schützte.



Der aus dem 10. Jahrhundert stammende älteste Teil
des Schlosses Josselin.

die Waffen gegen die Ligue führte, René v. Rohan, dessen Gattin standhaft die Belagerung von La Rochelle aushielt, Henri v. Rohan, der als Generaloberst der Schweizer im Jahre 1610 an der Belagerung von Jülich teilnahm und Führer der Huguenotten war.



Der frühere Großwefir Kamil Pascha,
der in der türkischen Geschichte der letzten Jahrzehnte eine wichtige Rolle spielte, starb vor kurzem.

Der älteste Teil des Schlosses Josselin. Das Schloß Josselin, das mit seinem aus dem 10. Jahrh. stammenden Teil die größte Sehenswürdigkeit des wunderschön an der kanalisierten Dufour gelegenen Tales bildet, ist ein Stammschloß des franz. Geschlechts der Rohans, das Frankreich manchen tapferen Feldherrn gegeben hat, so z. B. den Herzog von Montbazon, der unter Heinrich IV.



Der Zentralbahnhof in Budapest.

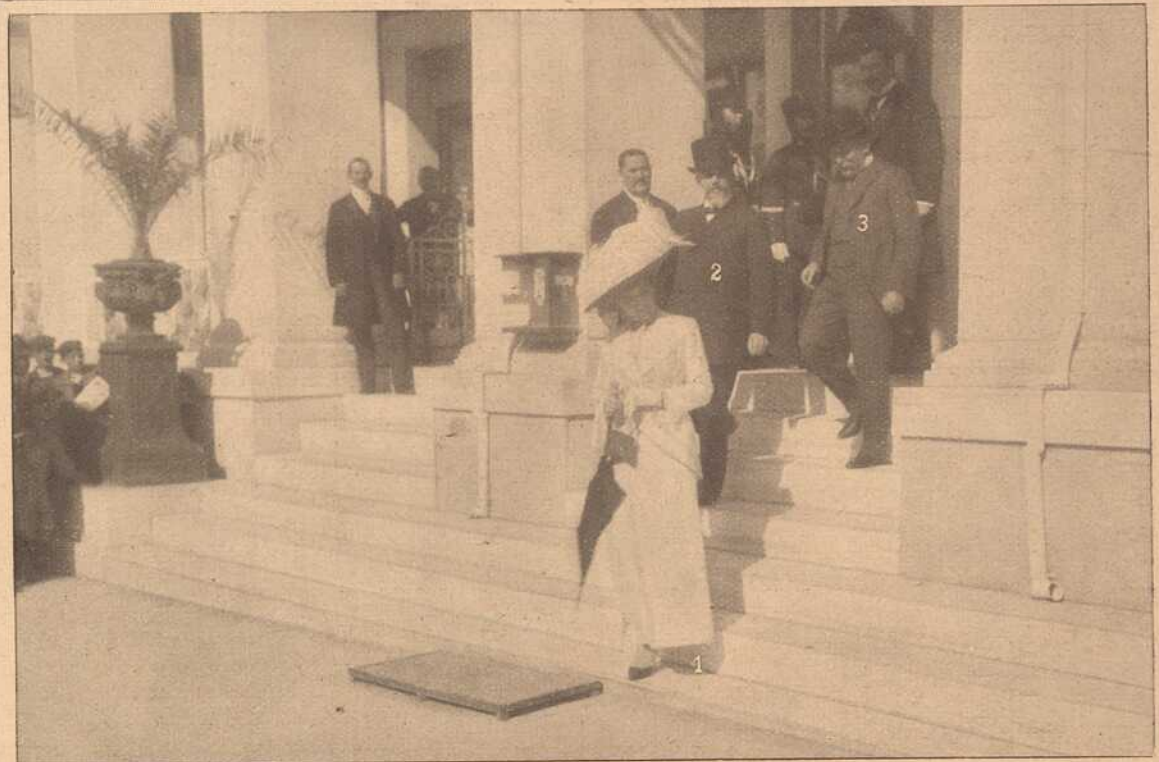


Eine auf dem Meeresgrund laufende Fähre im Hafen von Saint-Malo.

Die Stadt Saint-Malo

liegt zum großen Teile auf einem ins Meer vorspringenden Felsen, der durch einen künstlich verbreiterten Damm mit dem Festlande verbunden ist. Ueber dem Hafeneingang hat man eine elektrisch betriebene Fähre eingerichtet, deren Konstruktion sehr interessant ist: sie läuft nämlich auf Schienen, die auf dem Meeresgrund befestigt sind und zur Flutzeit mehr als sieben Meter tief unter dem Wasserspiegel liegen.

Generalleutnant Wladimir Dobjulin, ist, 54 Jahre alt, in Livadia einem Kehlkopfleiden plötzlich erlegen. Der Verstorbene erfreute sich beim Zaren, dessen Flügeladjutant er war, wie auch in allen Hofkreisen großer Sympathien. In seiner Stellung als Palastkommandant hatte er den Sicherheitsdienst für den Zaren und die russische Kaiserfamilie zu überwachen.



Der Besuch des rumänischen Ministers des Innern Take Jonescu in Athen.
1. Frau Jonescu. 2. Griechischer Ministerpräsident Venizelos. 3. Take Jonescu.



Die Beisetzung des russischen Palastkommandanten Generals Dobjulin in Zarskoje Eselo.

Der weiße Prinz. Skizze von C. Eysell-Kilburger.

Nachdruck verboten.

Weißer Barsoi, Rüde, mit gelben Abzeichen, sieben Monate alt, ist besonderer Umstände halber außergewöhnlich billig abzugeben, jedoch nur in gute Hände."

heute noch. Laß dir vom Wirt das Blatt schenken," drängte ich.

"Und wenn wir winters über in Berlin sind? In der kleinen Dichterwohnung,

band seines letzten Vorgängers ausgerüstet, hinter uns die Köchin mit einer Flasche gewärmter Milch und einem ansehnlichen Kalbsbratenrest, um den künftigen Liebling zu laben, harrten wir auf dem Bahnsteig. Ein entzückendes Bild umgaukelte mich: Irgend eine dieser von Gainsborough gemalten Herzoginnen, deren Namen ich wieder vergessen, den breiten Federhut auf dem Scheitel, die schlanke Hand leicht auf den schimmernden Kopf des Russen gestützt — so ungefähr würde ich binnen fünf Minuten triumphierend in Tannenwalde einziehen.

Wer aber nicht eintraf, war Sascha. Nachdem wir fünfmal vergeblich die fünf im Laufe des Tages über Berlin anlangenden Züge erwartet, gaben wir die feierliche Einholung auf, beauftragten einen Gepäckträger mit dem weiteren und gingen resigniert schlafen.

Der Gepäckträger brachte ihn wirklich am andern Morgen in der Frühe, das heißt, auf einem Hundewagen eine Kiste, ungefähr groß genug, um einen toten Hund ansehnlicher Statur zu verschicken, in den Deckel eingeschnitten als Luftloch ein zehn Zentimeter langer Spalt wie bei einer Sparbüchse. In diesem schrecklichen Kerker hatte wohl niemand das erschöpfteste und darum stille Tier vermutet; so war er in Berlin wie ein beliebiges Gepäckstück stehengeblieben.

Dieser Kiste entstieg Sascha.

In der Tat: ein herrlicher Hund! Eine überschlankte Figur, geschmeidig, fehnig, der geborene Läufer; dazu ein feiner Kopf mit gutem Gesicht und mächtiger, appetitlicher Schnauze. Haar von einem milchigen Weiß, dort, wo es glatt anlag, glänzend wie Silberdraht, auf dem Rückenansatz zu beiden Seiten lockig aufgeworfen, wie mächtige weiße Straußenfedern. Auf jeder Flanke ein hell-



Der französische Flieger Bonnier, der auf einem Flug nach Konstantinopel begriffen ist, nach seiner Landung auf dem Würzburger Flugplatz.

Ich reichte meinem Mann das Blatt über den Tisch hinüber: „Ist das nicht wirklich wie ein Zeichen des Himmels?“

Er blies eine mächtige Rauchwolke vor sich hin, äugte mich mißtrauisch an und sagte: „Wieso ein Zeichen des Himmels?“

„Mann! Wenn dies nicht eine besondere Fügung ist: Wir sitzen hier in der abgelegenen „Waldschänke“, und zufällig liegt hier eine neue Nummer eines Fachblattes für den Tierhandel auf dem Tische, eine Zeitung, von deren Existenz ich bisher keine Ahnung gehabt habe; und in diesem lieben Blättchen wird uns angeboten, wonach wir uns beide heimlich schon gesehnt haben.“

„Ich?“ unterbrach er mich in größtem Erstaunen. „Ich meine, wir hätten genug davon gehabt.“

„Natürlich du auch! Leugne doch nicht. So ein stolzes, schönes Tier, ein Herrengeschöpf unter den Hunden, ein prächtiger Begleithund, wenn wir radeln; der Hund ist außergewöhnlich billig abzugeben, der Besitzer wohnt ausgerechnet in derselben kleinen Harzstadt, in der auch dein Freund, der Forstmeister Neumann, mit dem ausgezeichneten Hundeverstand seßhaft ist. Er kann den Barsoi ansehen und ihn, je nachdem, zu uns schicken. Und dann die Hauptsache: der Hund ist nur in gute Hände abzugeben. Nun, ist solch ein Tier bei mir etwa nicht in guten Händen?“

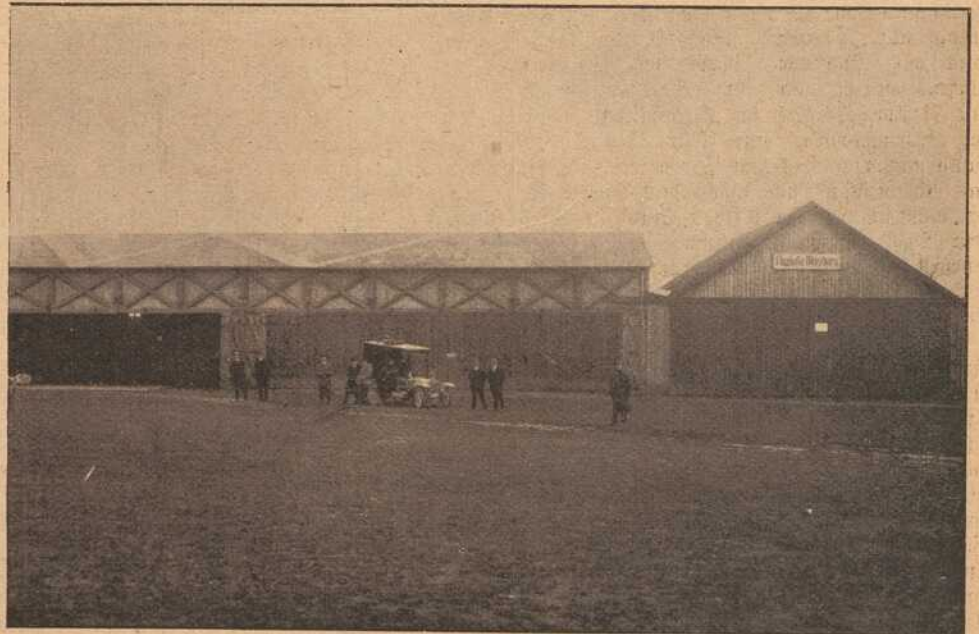
„Das glaube ich schon,“ sagte mein Gatte mißvergnügt. „Du schaffst solchem Kötter schon den angenehmsten Aufenthalt auf Erden.“

„Kötter? Nun erlaube mal! Solch ein Barsoi ist der Hund der Aristokratie. Gainsborough hat ihn auf seinen Repräsentationsbildern gemalt, und auf dem neuesten Bildnis unserer Kaiserfamilie steht er ganz im Vordergrund, und die kleine Prinzessin fraut ihm die Ohren. Also du schreibst gleich

Gartenhaus, vier Treppen hoch unter dem Dache?“

„Dazwischen liegt noch der ganze Sommer. Jetzt nur schnell nach Hause und geschrieben, damit uns niemand zuvorkommt.“

Und es ging, wie es immer geht: Mein Gatte brummte erst ein bißchen, dann gab er nach, froh, mir eine Freude machen zu können. Und schließlich war er es, der der



Die Würzburger Flugzeughallen auf dem Kugelfang.

Ankunft des Hundekleinods mit größter Ungeduld entgegen sah, umsomehr, als der Forstmeister nur Lobendes über das schöne Tier berichtet hatte.

Sascha war aviisiert. Mit Leine und Hals-

gelber Fleck mit dunklerem Kern, wie ein Pfauenauge, der Schwanzansatz durch einen gelben runden Fleck markiert wie durch einen goldenen Nagel. Ein Vorbild für die Kopenhagener Porzellanmanufaktur!

Er schluckte den Kalbsbraten wie nichts, schlappte die Milch und schien nunmehr bereit, sich etwas Bewegung zu machen. Der erste Weg war ein Rundgang durch die Stadt. Ein Renommiergang. Wieder grüßte mich die Vorstellung der Gainsboroughschen Herzogin —

„Eine Zide, eine Zide! Guet mal, da geht eine mit einer Zide spazieren!“ — Ein kleiner Knirps hatte es zuerst gerufen, andere wiederholten es. Einer nahm den Ruf vom andern auf. Nicht etwa in einer absichtlichen, böswilligen Herabsetzung des edlen Tieres, sondern im guten Glauben, daß das dünne weiße Geschöpf, das da neben mir hetrottete — einen Maulkorbzwang kennt man in den paradiesischen Gefilden Tannenwaldes nicht —, wirklich eine Ziege sei. Jrgend etwas in der Erscheinung unferes weißen Prinzen muß tatsächlich an diese Wiederklauer erinnern, denn unbeeinflusst von der Tannenwalder Jugend wiederholte sich in der Folge dieser naturgeschichtliche Irrtum in allen Dörfern der Umgegend, die wir mit den Rädern, Sascha im Gefolge, passierten. „Die Dame mit dem Zidenhund“ war gestempelt.

Im übrigen ein zu lieber Hund, es konnte gar nicht oft genug wiederholt werden. Nicht die Spur bissig, eher scheu, man könnte sagen feige im Verkehr mit andern Hunden, wenn dieses Wort auf einen Prinzen anzuwenden wäre. Wenn ein kleiner Terrier ihn stellt, so steht er, die Füße steif, wie festgenagelt, den Kopf gestreckt, den Schwanz schleppend auf den Boden gesenkt, den Rücken gewölbt, ganz „müde Linie“, und wagt nicht, sich zu rühren. Dafür ist er der liebenswürdigste Kinderfreund, der sich denken läßt. Er kennt genau die Stunde, wann mittags das Gymnasium unserer Villa gegenüber seine Porten öffnet. Dann steht er am Gitter und kassiert Liebesungen ein, die ganz Kleinen umhalsen ihn oder wollen ihn als Reittier benutzen, Quarta und Tertia beehrt ihn mit kräftig männlichem Rückenklöpfen, und selbst die stolze Prima läßt sich zuweilen herab, ihm gnädig den Kopf zu streicheln.

Ist hier nichts mehr zu holen, so jagt er in ein paar gestreckten Schritten bis zur Volksschule, wo all die kleinen Mädchen geduldig auf „Sascher“, „Schanzer“ und wie sonst die kindischen Verballhornierungen lauten, warten, um ihn mit Liebesungen und Frühstückresten zu überschütten. Und der anspruchsvolle weiße Prinz, der sich zu Hause nur von Reis und Pfefferfleisch nährt, das die Köchin ihm schmackhaft zubereitet, der selbst in der Stube jedes Stück Kartoffel oder Brot verschmährt, nimmt hier dankbar ergehen die trockenen Krusten entgegen. Ganz verhungert stellt er sich! So blamieren die Kinder ihre Nährktern.

Ein lieber Hund! Er hat prächtige Stubenakziden, nur die eine reizende Unart ist ihm nicht wohl abzugewöhnen, daß er als Tischgast die lange Schnauze steif auf das Tischstuch legt, mit dem Braten liebäugelt und ihn mit herzerreißenden, langgezogenen Winseltönen ansingt, was ihm den Beinamen „der Troubadour“ verschafft hat. Er nascht nie — denn ein paar Pfund Koteletts und ein Hammelrücken können nicht in Betracht kommen. Er zerbeißt keine Fußbänke und Morgenschuhe, nur daß er mißverständlich Anlaß genommen, einen kostbaren ausgestopften japanischen Kupferfasan in seine Atome zu zerzausen, von einem Leopardenfell sämtliche Prallen abzufressen und eine Eisenbeinschnitzerei, ein paar spielende Affen, auch ein kleines japanisches Kunstwerk, einfach als Knochen zu behandeln. So zeigt er in allem seinen gewählten Geschmack.

Auch in seinem Verkehr. Er ist im ganzen freundlich und leutselig, nur Fleischer- und Bäckerjungen kann er nicht leiden. Seitdem ihn einmal ein paar Bäckerjungen frühmorgens an einen Strich gebunden von unserm Grundstück entführt und am jetzigen Gelände der Stadt ausgesetzt haben, ist er von einem lebhaften Haß gegen alles, was weiße Schürzen trägt, erfüllt.

Trotz allem: ein lieber Hund. Im Verkehr

Summen verfahren, finden wir ihn in einer Dorfneipe im Spiel mit einer gebildeten Dogge, die auf dem Stuhl sitzen und „singen“ kann! Aber weit gefehlt, daß er sich nun schämt oder sich des Wiedersehens freut, empfängt er unsere Einmischung als sehr störend, will sich nicht von der Dogge trennen, so daß wir ihn einfangen und mit in die Droschke nehmen müssen — wobei er allerdings sofort im schlankeu Bogen über die



Die erste Landesreise König Ludwig III. König Ludwig III. von Bayern und sein Sohn, Kronprinz Rupprecht, trafen am 18. November zum offiziellen Besuch in Aschaffenburg ein und wurden dort herzlichst begrüßt. Unser Bild zeigt die Ankunft des Königs und des Kronprinzen am Bahnhof.

nach außen hin eigentlich noch mehr als für den Hausgebrauch. Seine persönliche Anhänglichkeit an die Hausgenossen läßt zu wünschens übrig, kaum daß er seiner Ida, die so fein für ihn kocht, ein wärmeres Gefühl entgegenbringt. Aber was da immer Fremdes ins Haus kommt, begrüßt er mit enthusiastischem Schweißwedeln, mit seelenvollem Anschmiegen der unendlich langen Schnauze. Er begleitet die Besucher zur Tür, über das Grundstück hinaus, straßenweit; der Ruf seiner Liebenswürdigkeit erfüllt die ganze Stadt.

Manchmal kommt er auch lange nicht zurück. Es gehen dann Gerüchte, daß man ihn auf dem „Brunnen“, oder in der „Waldschenke“, oder beim „Ausichtsturm“, oder bei der „Ruine“ gesehen habe, und alsbald beirrt sich hilfsbereit die Jugend Tannenwaldes, ihn zu suchen. Und sie findet ihn. Einmal ist er der Musik eines Kriegervereins gefolgt, hat sich auf dem Schützenplatz mit Pfannkuchen füttern lassen und ist mit kleinen weißgekleideten Mädchen Karussell gefahren. Welches Gaudium, „Schanzer“ in der Kutsche! Ein andermal ist der sonntäglich Weißgewaschene zur Kirmusik auf dem „Brunnen“ erschienen und dort im Kohlenstall bis zu seiner Abholung in Gewahrsam genommen worden.

Aber es kommt noch schlimmer: Eine Nacht erscheint er überhaupt nicht, auch nicht am andern Tage, ebenso nicht in der zweiten Nacht. Vergeblich wird die Jugend unter Zusicherung erhabener Trinkgelder mobil gemacht, werden Dienstkleute und Droschkentutscher verhört. Einer der letzteren will ihn auf einer Fahrt über Land gesehen haben — so klappern wir in seinem Gefährt die umliegenden Dörfer ab, und nachdem wir

andere Wagentür hinwegsetzt. Endlich besinnt er sich auf seine Pflicht, und nun ist's wirklich eine Lust, zu sehen, wie er durch die Felder saust, im hohen Korn verschwindet und ganz unerwartet an einer andern Stelle sichtbar wird, dann den Damm, auf dem unsere Fahrt geht, herauf und an der andern Seite wieder hinab. Wie ein weißer Blitz — kaum daß das Auge ihm folgen kann. Als wir uns Tannenwalde nähern, fährt gerade der Berliner Zug ein, und Sascha bringt es fertig, ihn um ein paar Nasenlängen zu überholen!

Trotz dieser Leistung erhellet sich meines Gatten Gesicht nicht, er ist tief verstimmt, und als wir zu Hause angelangt, ist sein erster Griff nach dem Konversationslexikon. Dort steht schwarz auf weiß die Charakteristik unferes weißen Prinzen: „Der Windhund ist meist sehr selbstsüchtig, wenig treu, empfänglich gegen Liebesungen, leicht erregbar. Er läuft eine Stunde lang mit der Schnelligkeit eines Eisenbahnpersonenzuges.“

„Kannst du dir nun denken, was es mit den „besonderen Umständen“ des Inzerats auf sich hatte?“ — — —

Von jetzt ab kommt System in Saschas Ausflüge. Er verschwindet jeden Mittag nach eingenommener Mahlzeit und erscheint jeden Abend zwei Minuten vor zehn, im Augenblick, wo der Portier die Villa zuschließen will. Hierbei verspätet er sich nie, es ist, als ob ein sechster Sinn ihm genau die Zeit angäbe. Hinterher hört man rühmend erzählen, daß er sich einer Vikariergesellschaft angeschlossen oder den ganzen Nachmittag als treuer Hüter neben einem Kinderwagen gelegen habe. Letzteres bildet er zu seiner Spezialität aus.

„So geht das doch nicht weiter,“ sagt

mein Mann endlich, „dem muß ein Niegel vorgeschoben werden.“

„Gut, versuchen wir's also.“

Die Versuche mißglückten gänzlich. Mit einem starken Seil wird er auf dem Hofe an einen Eisenring der Mauer festgeschloffen, aber in zwei Minuten ist der Strick durchgenagt. Nun wird eine sechs Meter lange Eisentette angeschafft, jedoch sie wird zerissen wie ein Bindfaden; mit ein paar Sägen ist Sascha der Gute bereits vor uns die Treppe hinaufgerast, wo er uns mit Unschuldmiene erwartet. Endlich schafft's eine andere Kette, ein besonders verzwicktes Geflecht aus Stahlbraht. Nur leider, nun er nicht mehr ausdrücken kann, erinnert er sich seiner Troubadourlieder. Er gibt nun der „Jüngenden“ Dogge nichts mehr nach. Tags, und was schlimmer, auch nachts läßt er seine Gesänge ertönen, ein eigentümliches, wehleidiges Winseln, das etwas Rührendes hat wie das eines angeschossenen Seehundes; dazwischen Radenzen mit einem verzweifelt, schrillen Schluchzschrei wie die Mittagspyfefe in einer Fabrik. Schließlich legt sich die Nachbarschaft ins Mittel, bittet um Gnade für den „armen Hund“ — und die Folge der Loskettung ist ein Dauerbummel über zwei volle Tage hinweg.

Der Winter führt uns nach Berlin. Sascha akklimatisiert sich großartig. Freundlich nimmt er mit der kleinen Etagenwohnung fürlieb, mit der Ruhe eines Philosophen hält er seine lange Nase dem ungewohnten Maulkorb entgegen. Das Wunder der Elektrischen verblüfft ihn nicht, geschickt weicht er aus, findet sich mit triumphierendem Fahneschwenken zu uns zurück. Es ist, als ob die Schrecken der Großstadt ihm endlich das Gefühl der Zugehörigkeit zu uns wecken.

Nach einem Weilchen jedoch werden Klagen laut. Feige ist er jetzt wahrhaftig nicht mehr: einen weißgelben Setter, sein Abbild ins Jagdhundmäßige überseht, hat er unter eine Droschke gejagt, einen Terrier durch einen Hieb seiner mächtigen Pranke zu Boden geschlagen. Die Fälle der zerrissenen Fleischerschürzen, um die ich gepönt werde, mehren sich.

Und wieder ein Weilchen später fängt Sascha sein altes Lotterleben von neuem an. Was kann man dagegen tun! Man muß diesen weißen Riesen auf die Straße führen, aber das Mädchen kann ihn nicht am Riemen halten, denn er hat Dreimenschenkräfte und reißt sie einfach dorthin, wo's ihm gefällt.

Nun sind wir häufige Gäste auf den Meldestellen der Polizeibureaus von Wilmersdorf und Charlottenburg; Fragekarten mit Rückantwort fliegen an den Tierschutzverein; die Inserate in den Tagesblättern und an den Litfaßsäulen können wir im Abonnement aufgeben; die Belohnungen an die Wiederbringer verschlingen ein Kapital.

Denn das ist das Merkwürdige: wiedergebracht wird Sascha stets, selbst dann noch, wenn wir von Rechts wegen schon die Hoffnung aufgegeben haben sollten. Eine auf dem Halsband eingravierte, höchst ausführliche Namens- und Wohnungsangabe verhilft mit dazu.

Eines schönen Tages aber bleiben Meldungen, Karten, Inserate, Säulenanschläge erfolglos, Sascha bleibt verschwunden. Wir mögen's nicht glauben, vertrauen auf unsern guten Stern. Wenn wir ausgehen, hoffen wir, daß irgend jemand uns begegnet, der ihn an der Leine führt. Es wäre zwar der Ring des Polykrates — aber warum nicht?

Nach drei Wochen machen wir einen Strich durch die verschiedenen Episoden Sascha, zweifeln nicht mehr daran, daß er einem teuflischen Unglücksfall zum Opfer gefallen

ist. Einen Nachfolger geben wir ihm nicht, sein ehrbar Trauerjahr soll ihm werden.

Da — es ist anfangs April und kurz vor unserer Ueberfiedlung nach Tannenwalde — führt uns ein Bummel nach einer der äußersten Ecken von Charlottenburg.

Dort gibt's ein Schokoladengeschäft, so ein kleines, gemüthliches Lädchen, wo man sich noch mit Alttrappen aus Karton in der Form eines Matrosenhutes oder einer Trommel begnügt, wo die in Stanniol gefüllten Schokoladetafeln wie eine Wendeltreppe übereinandergelegt sind und die blechernen Kaffeesdosen gar herausfordernd ausschauen — so ein trauliches Geschäftchen, das man weit eher in einem Städtchen weit in der Provinz als in der Nähe Berlins suchen würde. Vor der Tür steht ein Kinderwagen, von einem halbgaren, ländlichen Dienstmädchen bewacht, und neben dem Wagen liegt, die Pranken gestreckt und die unendlich lange Schnauze daraufgelegt, unser weißer Prinz und blinzelt schläfrig in die Aprilsonne.



Herbstflage.

(Nachdruck verboten.)

Vorbei, ihr wolkenlosen Sommertage,
Wo kühl und kosend kaum ein Lüftchen strich,
Wo in der schönheitsdurft'gen Menschenseele
Die Sehnsucht unbewußt den Träumen wich.

Wo in dem hohen Gras der Pilger säumte
Und satt sich trank am Busen der Natur —
— Und sich versenkend in den blauen Himmel
Er fand des Jugendparadieses Spur.

Vorbei, ihr wolkenlosen Sommertage —
Da seine Braut der bunte Herbst gewinnt,
Sie schmückend purpuratt und gelb zum Feste
Bis da der greise Winter um sie minnt.

Es ziehet heimlich mit den feuchten Nebeln
Ein Sehnen nach dem süßen Sommertraum
— Und leise weint ein halbersterbend Klagen
Um tote Früchte von dem Lebensbaum.

Anna Stauffacher.



„Sascha!!!“ — Da erhebt er sich träge, schwenkt mit gehaltener Freundlichkeit die lange Fahne — und dann, als wir ihn nochmals eindringlich anrufen, kommt's wie ein plötzliches Erkennen über ihn, so daß er ein jubelndes Freudenlied anstimmt, sich auf den Hinterbeinen erhebt und die Vorderbeine auf meine Schultern legt.

Als müßte es so sein, schließt er sich uns an, begleitet uns nach Hause: stolz trabt er im Gefühl der untrennbaren Zugehörigkeit neben uns, und so groß ist unser eigene Wiedersehensfreude, daß wir ganz vergessen, uns mit seinem jetzigen Herrn auseinanderzusetzen.

Zu Hause ist sein erster Weg in die Küche, wo er gewohnt gewesen, seinen Freßnapf zu finden; alsdann frischt er im Schlafzimmer die oft gerügte Unart auf, an unsern englischen Waschtisch, die Vorderbeine auf die untere Marmorplatte gestemmt, aus dem Waschbecken zu saufen. Ein zu lieber Kerl, wie er so da steht, hoch aufgerichtet in seiner

überhündischen Größe, die mächtige, appetitliche Schnauze aufgerissen, während das Wasser ihm über die roten Lippen rinnt! Man kann ihm nicht böse sein. Selbst jetzt nicht, da er die Vorderbeine lang aufs Bett streckt, ein Weilchen so ungeduldig verharret und dann plötzlich die Hinterbeine mit einem unerwarteten jähen Ruck anzieht und sich auf der reisebegrünten, seidenen Steppdecke eine behagliche Kute schafft, in der er alsbald sanft entschlummert. Ganz wie immer —

Ein paar gute Tage, in denen unser weißer Prinz liebenswürdiger ist als je zuvor. Offenbar hat ihn die Trennung geläutert. Seine kleinen Unarten führt er nur als eine Art Erinnerungsfeste, der Vollständigkeit wegen vor. Dann aber ist er wieder verschwunden. Die alte Geschichte: Einholen gehen mit Ida, Ringkämpfe mit einem Pudel und einem Dalmatiner, plötzliches Abhandkommen ohne Spur.

Ohne weiteres Ueberlegen wandten wir uns diesmal gen Charlottenburg, und wirklich zeigte sich hier dasselbe Bild wie vor fünf Tagen: vor dem bescheidenen Laden das halbgare Kindermädchen, das den Wagen auf demselben Platz langsam hin und her rollte, und daneben unser weißer Prinz, schläfrig hingelagert.

„Sascha! Herumtreiber, du, insamer!“
Aber zugleich mit dem Hunde sprang ein kleiner Mann auf uns zu, kirschrot im Gesicht, prunkend vor Zorn: „Aha, da sind ja wohl die Herrschaften wieder, die mir meinen Hund mitgenommen haben. Bummeler du — willst du wohl —“

„Ihr Hund? Na, erlauben Sie mal, unser Hund, wollen Sie doch wohl sagen.“

„Ihr Hund? Ja, da hört sich ja allens auf! Ihr Hund soll dat sind? Meiner ist es, den ich für mein gutes Geld gekauft habe, und wenn die Herrschaften sich nun noch weiter damit abgeben, hole ich die Polizei, verstanden!“

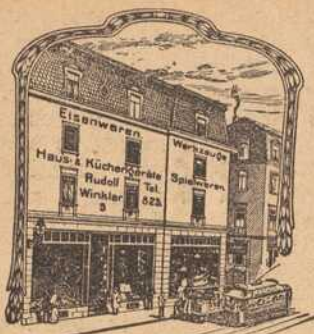
„Aber lieber Herr“ — ein Blick auf sein Schild half uns aus der Verlegenheit — „lieber Herr Bimmermann, so lassen Sie doch mal vernünftig mit sich reden. Der Hund gehört mir, das ist doch in keiner Weise zu bestreiten, sehen Sie doch nur, wie er mich begrüßt.“ versuchte mein Gatte die Affäre zu klären.

„Bestreite ich, bestreite ich entschieden. Das macht die Kanaille mit alle so.“ knurrte der Schokoladenmann ingrimmig, indem er Sascha einen Tritt in die Seite versetzte. „Frau! Minna!“ schrie er dann in den Laden hinein, „komm doch mal vor, sag' die Herrschaften, wem der Hund gehört.“

Und das kleine Frauchen, das ebenso rot und rund wie ihr Legitimer sich aus der Tür in der dunkeln Ladentiefe vorschleibt, versichert trozig: „Jawohl, das ist unser Hund, vor einem Jahr haben wir ihn gekauft, wie er noch klein war, von'n Kaufmann Müller in der Spandauerstraße, das kann unser Mädchen da bezeugen und die ganze Nachbarschaft.“

Diese hatte sich bereits in ein paar hervorragenden Vertretern an der Stätte der Verhandlung eingefunden und bekundet bereitwillig ihre Zustimmung: die Porzellanhändlerin von links, der Grünkrämhändler von rechts, das kleine schuffelige Fräulein aus der Bäckerei gegenüber. „Das können Sie doch gleich daran sehen, wie er zu die Herrschaften hier ist.“ sagte der Schokoladenmann, und wirklich spaziert der weiße Prinz von einem zum andern, schweißedelnd und die lange Schnauze an den Knien reibend, mit freundlichem Kopfstreicheln belohnt.

Wirklich ein zu lieber Hund!



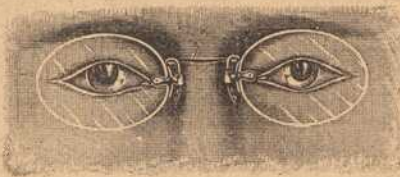
Touristen-, Wandervögel-, Wehrkraft-Ausrüstungen

Rudolf Winkler, Würzburg

Brücknerstr. 5

Franko-Versand

Fernruf 825



Spezialinstitut für moderne Augengläser

Otto Wiegand

Theaterstrasse 12 Würzburg Theaterstrasse 12
Optische Anstalt

General-Depot fotogr. Apparate u. Bed.-Artikel

Restaurant Zum Franziskaner

(Besitzer: Anton Englert)

WÜRZBURG

am Franziskanerplatz

Gutes bürgerliches Restaurant

An unsere verehrl. Abonnenten!

Beachtenswerte Neuerung! In dem Bestreben, unseren verehrten Abonnenten das Beste zu bieten, haben wir trotz der uns dadurch entstehenden hohen Unkosten mit der Münberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg ein Abkommen getroffen, wonach unter den dafür aufgestellten Bedingungen vom 15. Novbr. 1913 ab jeder Abonnent der „Frankenwarte“ gegen Anfälle mit

Mk. 500.- auf den Todesfall

gratis versichert ist.

Tagtäglich kommen Anfälle, welche den Tod zur Folge haben, vor; keine Bevölkerungsschicht bleibt davon verschont und wir glauben daher, daß unsere mit der Versicherung geschaffene

Wohlfahrts-Einrichtung

nicht nur allseits freudig begrüßt werden, sondern uns auch viele treue Freunde zuführen wird.

Die Münberger Lebensversicherungs-Bank, welche im Jahre 1894 gegründet wurde, und unter der Aufsicht des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung in Berlin steht, hat auf Abonnentenversicherungen bisher über 19,500,000 Mark zur Auszahlung gebracht, davon in den Jahren 1911 und 1912 allein 2,733,000 und 3,126,000 Mark. Diese Zahlen sprechen mehr wie jede andere Mittheilung für die große Bedeutung der von uns geschaffenen Neueinrichtung und wir bitten unsere verehrl. Abonnenten, auch in ihrem Bekanntenkreise auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Der Verlag der „Frankenwarte“

Petrinistraße 18 :: Würzburg :: Petrinistraße 18

Die Frankenwarte



Illustrierte Wochen-Chronik für aktuelle Tagesfragen mit spezieller Berücksichtigung des Frankenlandes.

Mr. 4

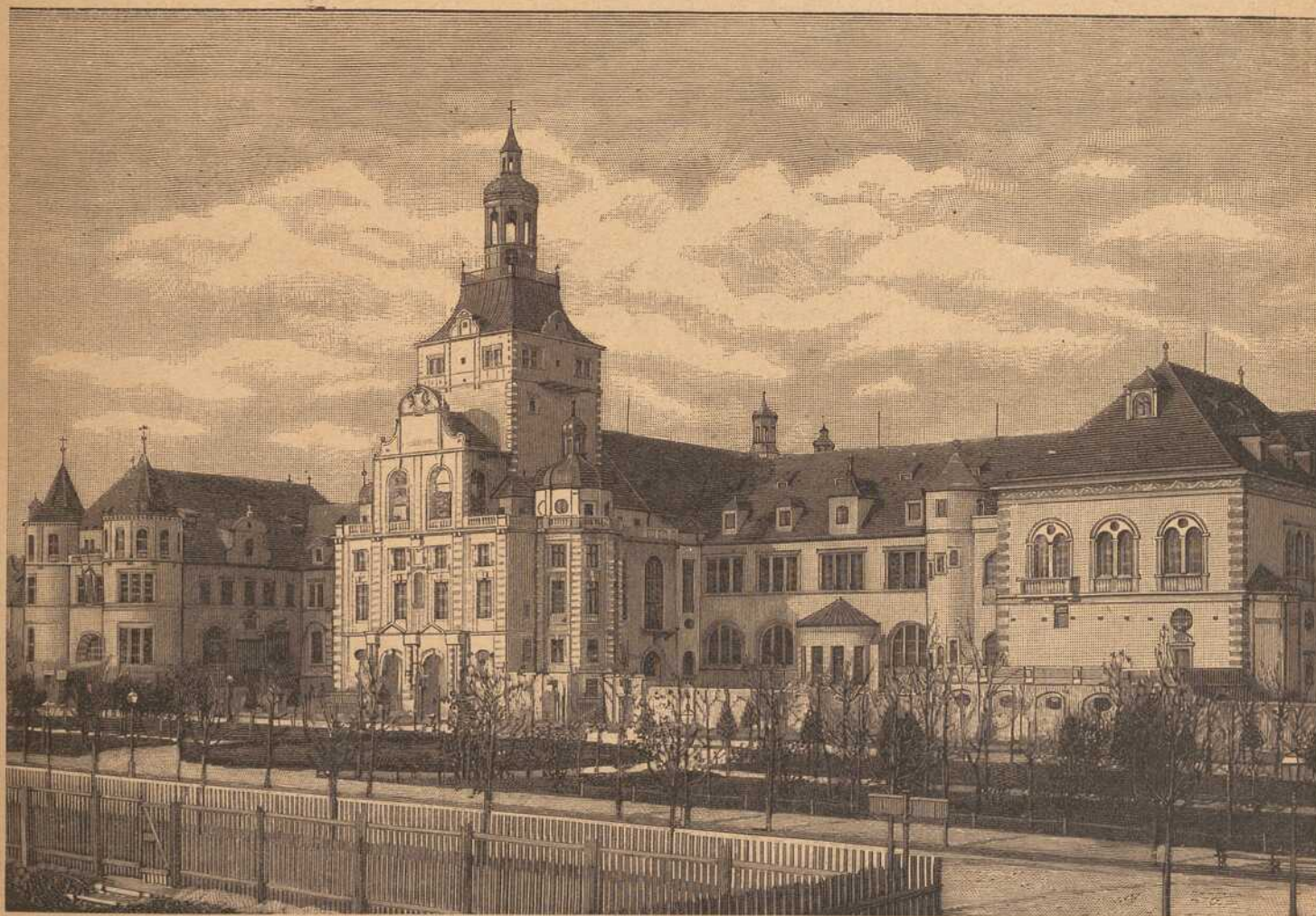
Mürzburg, 6. Dezember 1913

1. Jahrg.

Die „Frankenwarte“ erscheint wöchentlich einmal am Samstag und ist durch sämtliche Papier- und Schreibutensilien-Handlungen sowie durch die Kolporteurs zum Preise von 10 Pfennig pro Nummer zu beziehen.

Jeder Abonnent der „Frankenwarte“ ist mit **500 Mk. auf den Todesfall**, herbeigeführt durch Unfall, bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg versichert. Jeder Unfall ist unverzüglich nach Eintritt desselben der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank anzuzeigen, auch muss sich der Verletzte innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall in ärztliche Behandlung begeben. Todes-

fälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt der Bank telegraphisch (Telegrammadresse: Lebensbank Nürnberg) zur Anmeldung gebracht werden. Ueber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluss, die vom Verlage der „Frankenwarte“ (Würzburg, Petrinistrasse 18) oder von der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank A. G. in Nürnberg zu beziehen sind.



Das königlich bayrische Nationalmuseum in München.



Sulzfeld am Main.



Schluss.

Don Königl. Bezirksamtman a. D. Heinrich Lippert in Würzburg.

Nachdruck verboten.



us dem Gedenkstein, welcher am Rathause angebracht ist und folgende Inschrift trägt:

Als Bischof Julius Regirt,
Wardt dis Rathaus von neue
volffürdt,

Das brauch du frommer Underthan,
Wie es bedechtlich gesehen an.
Schaff ab nachtheil, bedenk den nutz,
Richt gutes an, gibts gott zu schutz,
Und thue nuer nach deins Hern wunsch
Glaub gewis, Kein mühe würt sein
umsunst.

Anno 1609.

läßt weiter sich folgern, daß Fürstbischof Julius den Bau hat auführen lassen, um für sich und seine Nachfolger ein Absteigquartier in Sulzfeld zu haben, das ringsum fast von evangelischen Orten umgeben ist. Das Rathaus hat zwei Stockwerke, denen ein Doppelspeicher folgt. Dieselben sind im Juliusstile gehalten. Sowohl die Eingangstüre, sowie das Tor sind reich geschmückt. Ueber der Pforte befindet sich ein Kapitälchen, das auf vierlichen Säulen ruht und vom fürstbischöflichen Wappen überragt wird. Ein Steinkranz bildet den Torbogen; kunstvoll behauene Steine gliedern an das Portal sich an, über welchem das alte Wappen der Gemeinde Sulzfeld, im blauen Felde drei silberne, sich kreuzende Pfeile, sichtbar ist. Das Wappen soll auf die Wehrhaftigkeit der Bewohner anspielen und erscheint erstmals am Kirchenchor, der 1482—1491 von dem Fürstbischof Rudolph von Scherenberg erbaut wurde. In den unteren Räumen befinden sich die Spritzenhalle, dann ein Gewölbe und auf der Nebenseite einige Zimmer und der Ratskeller. Zur Eingangspforte zurückkehrend, gelangt man in den ersten Stock, jenen Raum, den der Fürst für sich und seine Nachfolger vorbehielt und über einer weiteren Stiege in das obere Stockwerk. Darin befindet sich das Ratszimmer mit verschiedenen Inschriften, mit einer Holzdecke, bemalter Vertäfelung und Holzbänken. Außerdem gibt noch eine stattliche Anzahl von Delbildern Würzburger Fürstbischöfe seit Julius ein rühmliches Zeugnis für die Treue und Anhänglichkeit der Einwohner. In diesem Rathause nahm der Fürstbischof Joh. Gottfried von Aschhausen am 12. Juni 1618 die Huldbildung der Bürger von Sulzfeld und Großlangheim entgegen. Dabei überreichte ihm die Gemeinde Sulzfeld als Huldbildungsgabe einen vergoldeten Pokal und 6 Eimer Wein, wogegen der Fürst 1 Fuder Wein und um 4 fl. Brot zum Besten gab. Eben- da hatten er, wie sein Nachfolger Wolf Philipp von Ehrenberg sein Gefolge und die Gäste von Kitzingen zur Tafel, wobei Sulzfelder Musikanten „mit Harpffen, Lauten und Geigen“ Tafelmusik machten. Auf dem Rathausplatze stehen eine Mariensäule, welche der Patronin von Franken geweiht ist, und das Kriegerdenkmal der Gemeinde.

Das nächste Gemeindegebäude ist das Schulhaus. Das alte Schulhaus ist zweifellos sehr alt und lag unfern der Pfarrkirche, die bereits 1353 als solche genannt wird. Dem Anscheine nach war die Schule von keiner guten Beschaffenheit, da sie nach den Akten von dem Fürstbischofe Julius umgebaut wurde. Kirchen- und Schuldienst waren

nach den Pfarrakten getrennt. Im Jahre 1780 wurde der Lehrer zugleich Organist und im Jahre 1797 erhielt er den vollständigen Kirchen-, Mehner- und Organisten- dienst. Für die zweite Schule wurde 1821 ein eigenes Haus erbaut. Im Jahre 1875 trat, nachdem die zweite Schule in das Rathaus verlegt war, eine bauliche Aenderung in beiden Schulhäusern ein. Der Lehrsaal der ersten Schule wurde aufgelassen und die Schule nach Erweiterung des seitherigen Lehrzimmers in das zweite Schulhaus verlegt. Doch auch diese Veränderung war nur eine provisorische und entschloß die Gemeinde sich, ein ganz neues Schulhaus zu erbauen, was in den Jahren 1909/10 geschah.

Die Aufsicht auf den Unterricht haben die k. Lokal- und Distriktschulinspektion. Bis zum Jahre 1912 bestanden zwei Schulen in Sulzfeld, zu welchen nun eine dritte kam. Industrieunterricht für Knaben und Mäd-

ist jedoch während der warmen Jahreszeit Gelegenheit zum Baden gegeben; elf öffentliche Brunnen befriedigen dieses Bedürfnis nach Möglichkeit; für die Feuericherheit sorgt eine schlagfertige freiwillige Feuerwehr; das alte Geleite, welches Sulzfeld nach Kitzingen und Frickenhausen in alter Zeit hatte, ist hinweggefallen; von Fron und Dienst war die Gemeinde bis zur Säkularisation frei.

Die Ortsrechte bestanden in der Mainfähr, welche schon im 14. Jahrhundert landesfürstlich erlaubt war und von den Kaisern Karl V., Ferdinand I. und Maximilian II. auf das Fahren mit einer Brücke ausgedehnt wurde, die jedoch längst schon wieder eingegangen ist, weil die doppelte Fähr zu Sulzfeld und Marktstett sich nicht rentierte. — Die Bürgernutzungen umfassen einen Anteil an den Bürgergärtchen und den Feldern. Nur letztere werden noch versteuert. Außerdem haben die Bürger, soweit das Holz wüchsig ist, Anspruch auf 100 Wellen mit dicken Prügeln. Dafür mußten sie anfänglich ein Einzugsgehd von 4 fl. für Männer und 2 fl. für fremde Frauen- personen entrichten. Später wurde es auf 6 fl. für Männer und 3 fl. für fremde Frauen- personen erhöht. Die Gemeindejagd stand dem Fürsten zu und die Mitjagd den Domherren zur Herbstzeit. Die Schäferei kam dem Hochstifte zu, aber ziemlich gemein und nur in freier Markung. Keine Schäferei ringsum war befugt, auf Sulzfelder Markung zu treiben. Der Viehtrieb war kein gemeinsamer. Ausgenommen war die Gänsehut.

Die Gemeinde hatte weder stehendes Wasser, noch einen Fischbach. Mit Erlaubnis des Fürstbischofs Gottfried von Limburg benötigte sie einen See auf dem Ritt, welchen sie aus dem Rinzbache speiste, als Fischwasser. Allein die Fischkultur währte nicht lange. Im Maine zu fischen war wieder von der Gnade des Fürstbischofs abhängig.

Von den örtlichen Festen sind zu nennen das Patroziniumsfest zu Ehren des hl. Sebastian, das am 20. Januar begangen wurde; die Urbansfeier zu Ehren des Weinheiligen, die am 25. Mai stattfand; die Johannisfeier vom 24. Juni, bei welcher auf dem Hexenstein die hohe Lohe in das Frankensland leuchtete; endlich die Kirchweihfeier, welche St. Martin legte.

Ein anderes Bild gewähren die Gemeindefasten. Die Gemeinde zahlte regelmäßig 300 fl. 5 Bagen. Dazu kamen aber die außerordentlichen Leistungen. Zu den ordentlichen Abgaben zählten: der Grundzins, das Besthaupt, der Handlohn, großer und kleiner Zehnt, der Novalzehnt. Außerordentliche Abgaben waren: das Rauchpfund, die Schakung, das Umgelt, die Türkensteuer, das Beetgeld, die Schiffsakung, die Niederlagegebühr, die Holzanzweisungsgebühr, die Hofgerichtshaltungsgebühr, die Nachsteuer. Doch gab es auch Steuererlasse. Zu diesen Abgaben kamen dann noch die Reichnisse, die eine große Anzahl vornehmer Korporationen und hochstehender Geschlechter, deren Zahl 40 überstieg, von Wein, Getreide, Heu, Kraut, Rüben, Obst, Kleinvieh forderte. Von all diesen Geschlechtern will ich nur auf die Familie Esell von Altenhönbuch etwas näher eingehen, die nicht nur in Sulzfeld



Rathaus in Kitzingen a. M.

chen ist vorhanden. Ersteren erteilt der erste Lehrer, den anderen eine Schwester vom St. Erlöser.

Weitere Gemeindegebäude sind die Beckenhäuser, verkauft 1798, das Hinterhaus veräußert 1803; das Armenhaus, eine Stiftung des verlebten Privatiers Jos. Dreunfleck von Sulzfeld, das Seelhaus an der Kirche, die Ortstürme und Tore.

Der Ort war in vier Viertel geteilt, welche besondere Namen führten. Sie hießen Beundtner-Viertel von den geschlossenen Höfen; Flaschen-Viertel von den Amtskellereien; Ketten-Viertel von den Befestigungen; Eselsböser-Viertel von der Familie v. Esell.

Für Gesundheit und Sicherheit ist durch Krankentuben, die ambulante Krankenpflege, durch stiftungsmäßige Aufnahme in Julius- spital und durch einen Armenarzt gesorgt. Hebammen sind zwei vorhanden; Metzger und Wirte haben Schlachthäuser; die alte Badestube ist zwar eingegangen, im Maine

nach dem Amtsbuche Rechte, bestehend in 41 Eimern 2 achtel 1 Maß Giltwein, mehr 3 Pfd. 28 pf. an pfennigzinsen, mehr 2 Fastnachtshünner und 1 Michaelshun, hatte, sondern auch einen liegenden Besitz, den Efelshof. Das Sulzfelder Amtsbuch nennt einen Hanns Philipp Effel zur Daxbach. Außerdem ist über das Geschlecht folgendes bekannt. Im Jahre 1235 wohnte ein Familienmitglied dem Turnier in Würzburg bei. 1297 war ein anderes Mitglied Schultheiß zu Nürnberg. In der ganzen Gegend waren sie begütert. Im Jahre 1581 lebte ein weiteres Mitglied in Neustadt a. N. Nach der Würzburger Lehenntafel war die Familie 1588 erloschen. Sie besaß den ganzen Efelshof, der nach ihrem Tode aufgeteilt wurde und nach seiner Lage der untere und obere Efelshof hieß. Der obere Efelshof wurde 1698 und 1719 von der Witwe Hofst wieder zusammengekauft und ging in der weiblichen Linie auf die Familien Usamer, Papius, Pippert über. Im Jahre 1904 erwarb der Darlehenskassenverein den Hof, welcher ihn zertrümmerte.

Von den Behörden, welche ihren Sitz in Sulzfeld hatten, gehören hieher die Amtskeller, welche die Einkünfte des Fürstbischofs und des Domkapitels verwalteten, die Guldenzöllner, die den Weinzoll einnahmen, die Gemeindevorstände, die bis zur Säkularisation Amtsschultheißen und dann Vorsteher und Bürgermeister hießen, die Rats- und Gemeinbeschreiber, die Feldgeschwornen, Fünfer für Maß und Gewicht, die Weinschrötter, die Armenpflege und seit 1897 die Postagentur. Hervorragende Personen der Gemeinde sind: 1. Büchold Andreas, Dr. theol.; 2. Huthener (Hüttner) Michael, Dechant des Stifts Haug in Würzburg, gest. 1547; 3. Rötting Michael, auch Röttinger und Roting genannt, geb. 1494, gest. 1588 als Rektor des neuen Gymnasiums zu Nürnberg; 4. Kofhirt Ant. Jos., Dr. theol., geb. 1746, gest. 1795, Kapitulär am Neumünster zu Würzburg und geistl. Rat; 5. Schesler Joh. Bapt., gest. 26. März 1572, Botenmeister, Lehen-schreiber und Sekretarius der fürstb. Kanzlei zu Würzburg, als welcher er Nachfolger des Kanzlers Fries wurde und dessen „Hohe Registratur“ vollendete; 6. Stegmann Josua, geb. 1588, gest. 1672, Professor der Theologie und Superintendent zu Kinteln, ein Lieberdichter; 7. Wehrlein Vitus, geb. 1480, einer der bedeutendsten Philologen und Humanisten seiner Zeit.

Ehrenbürger hat die Gemeinde nur zwei, die um die kirchlichen Verhältnisse daselbst sich verdient machten. 1. Dr. Andreas Depisch, zuerst Professor der Dogmatik an der Universität Würzburg und zuletzt Benefiziat zu Sulzfeld, geb. 1812 zu Ochsenfurt und gest. am 22. März 1892 in Würzburg; 2. Barthelme Georg Josef, geb. 23. April 1833 zu Obervolkach, gest. 14. Januar 1909 zu Sulzfeld. Beide waren auch Jubelpriester.

Das Vereinsleben ist ziemlich entwickelt und sind hervorzuheben der Darlehenskassenverein, der Kriegerverein, die freiwillige Feuerwehr, der Obst- und Weinbauverein, der Turnverein, der Elisabethenverein. Damit schließe ich den ersten Abschnitt des besondern Teils und gehe über zur Geschichte der Kirche. Die geistliche Jurisdiktion stand dem Fürstbischofe zu, der sie durch sein Konsistorium in Würzburg ausüben ließ. Unter ihm standen die Dekanate. Sulzfeld gehörte bis 1810 zum Dekanat Dettelbach und seitdem zu Kizingen. Alle kirchlichen Stiftungen hatten eine eigene Verwaltung, welche im Jahre 1912 neu organisiert wurde. Das kirchliche Leben dieser Gemeinde war

stets ein ungemein reges. Das findet seine Bestätigung namentlich durch den fleißigen Besuch aller Gottesdienste, durch viele kirchliche Stiftungen, Berufung von Missionen und der Schwestern vom hl. Erlöser, Herstellung und Verschönerung von Gotteshäusern, durch eine große Anzahl von Feldkapellen, Kreuzigen, Feldkreuzen, Bildsäulen, Bildstöcken, Heiligenfiguren und dergleichen.

Wann die Pfarrkirche erbaut wurde und von wem, ist unbekannt. Im Jahre 1353 bestand sie bereits als Pfarrkirche. An der Südseite befindet sich ein Pfeiler, dessen Inschrift lautet: Im Jahre des Herrn 1482 am Montag nach Veit ist angefangen das Werk. Diese Bauten waren nach der Jahreszahl am Dachgimse des Chors 1491 vollendet. Bauakten sind nicht vorhanden. Chor und Sakristei sind spätgotisch und haben beide ein sehr schönes Netzgewölbe, sowie die Sakristeitüre ein eisernes Beschläge jener Zeit. Etwa 100 Jahre später wurden unter Bischof Julius die Bauarbeiten an der Kirche wieder aufgenommen. So erhielt der Turm



Falterturm in Kizingen a. M.

eine neue (Julius) Spitze. An den Rippenanfängen des Chorgewölbes wurden zehn Schildchen mit Hausmarken angebracht; der Chorbogen ist spitzbogig. In der Sakristei ist das Sulzfelder Ortswappen zu sehen. Das Langhaus wurde erweitert und neue Fenster mit spätgotischem Maßwerk eingesetzt. Auch der Taufstein gehört hieher. Im Jahre 1602 war der Bau fast fertig. Nach den Pfarrakten besuchte Bischof Julius am 17. September 1605 die Pfarrkirche. Im Jahre 1710 wurde das Schiff abermals verlängert und der Neubau mit einem Barockportale abgeschlossen. Nach dieser baulichen Veränderung hat die Pfarrkirche 13 Fenster. Davon treffen auf den Chor 7, wovon die drei mittleren gemalt sind.

Auch die innere Einrichtung erfuhr vielfache Veränderungen. Im Jahre 1496 wurden fünf Altäre eingeweiht. Nach der Beschreibung vom Jahre 1612 bestanden nur noch drei, die der Zahl nach auch heute noch vorhanden sind. Die Flügelaltäre mußten der Popszeit weichen, wobei kostbare Figuren, darunter eine hl. Anna von Riemenschneider, verschwanden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden auch

diese Altäre entfernt und durch solche der Schreinergotik ersetzt, an deren Stelle dann die gegenwärtigen traten. Zu beiden Seiten des Chors über dem Gestühle wurden außerdem je drei Holzfiguren auf gleichen Postamenten aufgestellt. Erneuert wurden die Kommunikantenbank, die Kanzel, das Orgelgehäuse, die Empore, sowie alle Kirchenstühle. Erhalten blieben das Bild des Hauptaltars, das von Joh. Bapt. de Kuel nach Rubens Art gemalt und eine vortreffliche Arbeit ist. Die schöne helle geräumige Sakristei, worin vier allerdings beschädigte Flügelbilder aufbewahrt werden, die von einem Schreineraltäre herrühren; weiter der Taufstein mit herrlichem Fuße und die alte Einfassung der Empore, welche aus Marmor bestehend in sinniger Weise den Orgelchor andeuteten. Die alte Kirchenorgel von Philipp Schleicher zu Würzburg wurde 1697 gefertigt; die dermalige Orgel stellten die Gebrüder Schlimbach von Würzburg und wurde 1877 geweiht.

An den äußeren Seiten der Kirche befinden sich verschiedene Monumente, unter welchen der Delberg, im Jahre 1497 von Riemenschneider oder aus seiner Schule, hervorsticht. Das Geläute besteht aus vier Glocken, welche aus den Jahren 1680 und 1706 stammen und in den Jahren 1839 bzw. 1847 von Adam und Friedrich Claus in Margetshöchheim, resp. T. P. Lotter in Bamberg umgegossen wurden. Bei der Taufe erhielten sie keine Namen. Dieselben hängen im Turme, wo auch die Kirchenuhr aufgestellt ist.

Die Sorge für die Erhaltung der Pfarrkirche obliegt dem Heiligen, dessen Kapitalvermögen 54345 M. im Jahre 1909 betrug. Dasselbe reicht knapp zur Erfüllung seiner Verpflichtungen hin, weshalb größere Ausgaben, z. B. für Paramente durch Privatwohlthätigkeit gedeckt wurden. Dazu kamen im Jahre 1860 ein Kapital von 800 fl., das die Familie Heckmann als Baufond der Kirche vermachte.

Pfarrrei. Zeit und Ursprung liegen im Dunkel. Doch ist sie sehr alt. Es folgt das schon aus der Bezeichnung der Kirche, sowie insbesondere aus der Niederlassung der Beguinen, die nur an Pfarrorten geschah. Es ist auch wahrscheinlich, daß das Domkapitel in Würzburg die Pfarrrei gegründet hat. Die Einkünfte der Pfarrrei betragen nach dem Realschematismus 1638,92 M. Aus älterer Zeit der Pfarrrei ist der Vertrag von 1466 bemerkenswert, welcher einzelne Rechte derselben regelt. So: Undt hat der pfarrherr so viel gemeinrecht, als ein anderer Bürger; mehr Zwei Viehe pfündfrei zum Hirten zu treiben; mehr die Zehntlehenlaibe. Wann und die gibt. Undt hat die Freiheit, da er den Wein, der im Dorff, den pfarrweinbergen gewachsen oder zur güt werden, auschenken will, das er kein umgelt davon gibt. Doch dergestalt, das er alte pfarrschenkmaaz geb. Von anders ist er schuldig, umgelt zu geben. Diese Umgeltfreiheit wurde später auf den Frühmehwein ausgedehnt. Im Jahre 1499 trat die Pfarrrei einen steuerbaren Weingarten hinter der Pfarrwohnung an das Dorf zu Baupläzen ab, wosfür der Rat zu Sulzfeld einen anderen Weingarten, die Leimgrube genannt, welche vor Zeiten die alte Eisin der Pfarrrei gegeben hatte, steuerfrei machte. Im Jahre 1500 übergibt die Pfarrrei ihre Wein- und Kobalzehnten dem Domkapitel und bedingt sich als Gegenleistung jährlich 1/2 Fuder Most aus der Sulzfelder Domkapitelstaler und Zehntfreiheit ihrer Weinberge aus. Engel- und Frühmesse wurden im Laufe der Zeit von der Pfarrrei versehen. 1683 wurde die Frühmesse an-

geblich der Pfarrei einverleibt. Tatsache ist, daß die Pfarrei die Inkorporation vor der kichl. Oberbehörde und vor Gericht vertraten, sowie daß sie die Holzrechnisse von der Ge-

seld an Stelle der Beguinen gegründet, mit deren Realitäten, Gütern, Bezügen, Rechten sie dotiert wurde. Die kirchlichen Verpflichtungen sind geregelt. Ertrag 1185 M. nach

bischof von Gebfattel, welche 115 fl. 3 Pfd. 2 Pf. kostete. Für die neuen Glöcklein wurden 182 fl. 2 Pfd. 4 Pf. verausgabt. Im Jahre 1819 stiftete Regina Schweizer 200 fl. für Wachs zu den Stationsbildern und mußte die Kreuzkapelle durch freiwillige Beiträge erhalten werden. So wurde sie 1814 durch P. Erwein Fächer zu Kitzingen, vordem Benediktiner in Münsterschwarzach und Pfarrei zu Gerlachshausen renoviert. Im Jahre 1900 ließ Pfarrei Barthelme die Kapelle restaurieren und einen neuen Altar aufstellen, zu dessen Seiten der hl. Michael und Urban sich befinden. Neben letzterem stellte die Gemeinde die Statue des Pfarrers. Im Jahre 1900 gründete der Privatier Joh. Brennsfeld einen Baufond für die Kreuzkapelle, der 2900 M. im Jahre 1909 betrug. Klösterliche Niederlassungen.

1. Beguinen. Ihre erste Ansiedlung soll nach Rheinisch in das 12. Jahrhundert fallen. Nach einer Vergleichung mit den Niederlassungen in der Umgegend ist es aber wahrscheinlich, daß sie 100 Jahre später erfolgte. In der Ebracher Handschrift des M. de Leone steht Sulzfeld bei den inclusoribus an 9. Stelle. Ihre weitere Bestätigung findet sie im Stiftungsbriefe der Mittelmesse Sulzfeld, dem zufolge Bischof Joh. von Brunn die Beguinen daselbst, welche auf 1—2 Frauen zusammenschmolzen waren, verfestete.

Fast 4½ Jahrhundert später erscheint in Sulzfeld eine andere derartige Kongregation 2. die Schwestern vom hl. Erlöser.

Nach einer Mitteilung des Mutterhauses zu Würzburg hielten die Schwestern am 8. Juni 1870 ihren Einzug in Sulzfeld, wo sie zunächst die Kleinkinderbewahranstalt und die ambulante Krankenpflege übernahmen. Am 1. Januar 1872 kam die Arbeitsschule und am 1. Januar 1913 die neu gegründete Mädchenschule hinzu.

Kirchhof. Der älteste Kirchhof lag um das Gotteshaus, dem er gehörte. So verblieb es bis zum Jahre 1626, in welchem er außerhalb der Stadtmauern nächst der Erlacher Straße verlegt wurde und am 20. Juli von dem Weihbischof Jodocus Wagenhäuser eingeweiht wurde. Hieran anschließend fand ein Mahl auf dem Rathause statt. Die Glocken wurden 1629 von demselben Würdenträger im Pfarrhof zu Kitzingen geweiht. Da dieser Kirchhof mit der Zeit zu klein wurde, wurde er 1830 vergrößert und 1871 abermals erweitert und eine andere Kreuzigungsgruppe von Kehlheimer Marmor angeschafft. Ihre Herstellung übernahm Georg Behrens von Würzburg und die Aufstellung erfolgte im Jahre 1879. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge gedeckt. Die sorgsame Pflege der Gräber zeugt außerdem für die Pietät gegen die Verstorbenen und für den Familiensinn der Gemeinde. —



Maintor und Rathaus in Marktbreit.

meinde erhielten. Mit der Pfarrei ist die Filiale Repperndorf verbunden und sind auch ihr die Katholiken von Marktstett zugeteilt. Der Sulzfelder Kaplaneifond hatte ein Kapitalvermögen von 44 557 M. im Jahre 1911.

Engelmesstiftung erfolgte durch Heinrich Schnellbeck, Bürger von Gerolzhofen 1482. Dieselbe wurde mit 500 fl. dotiert. Dazu stifteten der Ratsherr Hans Göß und Frau ein Haus, ferner der Rat zu Sulzfeld jährlich 20 fl., zahlbar in vier Quartalen, und eine Anzahl Bürger 10 und 20 fl., welche 392½ fl. ergaben. Am 19. Dezember 1506 wurde das Benefizium genehmigt. Während des Schwedenkriegs sank das Vermögen auf 946 fl. herab. Jetzt beträgt es 3310 fl. Das Haus wurde 1804 veräußert. Der Rat von Sulzfeld hatte die Präsentation.

Frühmesse ist die Stiftung einiger Bürger von Sulzfeld, die am 13. Januar 1353 erfolgte, und nachdem sie genügend dotiert war, vom Fürstbischof Albert von Hohenlohe bestätigt wurde. Die Verleihung stand dem Domkapitel zu.

Mittelmesse wurde 1437 von dem Fürstbischof Johannes von Brunn, der die Verleihung sich und seinen Nachfolgern vorbehielt, auf die Bitte der Pfarrgemeinde Sulz-

dem Schematismus 1897. Dazu freie Wohnung im eigenen Hause, das Bischof Julius vollständig herstellen ließ. Zum Prämienvermögen stiftete Mittelmesser Franz Wolf 1000 fl. Die Kreuzkapelle verdankt ihre Entstehung den Häckerseheleuten Bauer Georg Adolf, gest. 30. November 1729, und Elisabetha geb. Eckart, wiederverehelichten Behr, gest. 24. Juli 1748, beide von Sulzfeld. Dieselben vermachten am 23. September 1729 dem Gotteshause 2000 fl. mit der Bestimmung, eine Kapelle vor dem Orte in der Mitte des Kirchhofs zu erbauen; drei Altäre in derselben aufzustellen und die Kapelle zu erhalten. Nach dem Tode des Bauer verheiratete sich die Witwe wieder und zog ihre Hälfte an Geld zurück. Als sie verstorben, schritten Pfarrei Anton Scheffer und Pfleger Kofhirt zur Ausführung des Baues, welchen Maurermeister Anton Schumm von Kitzingen um 2449 fl. 16 Kr. übernahm. Bildhauer Reiner Wirtl von Kitzingen verfertigte um 95 Konventionstaler den Altar, welchen er für 1 Eimer 1750er Wein aufstellte. Bildhauer Fromm von Jphofen erhielt für Fassung der Christusfigur in der Nische am Portale 6 fl. 3 Pfd. 11 Pf. Im Jahre 1756 erfolgt die Einweihung durch den Weih-

Maldeszauber.

Wenn jemals hat so recht durchsacht
Maldeslebens stolze Wunderpracht
Im Winterturm, im Lenzgeflüster,
Im Sonnenglanz, im Wetterdülster?
Und wessen Geist vermag zu lauschen
Den tausend wundervollen Klängen,
Dem Immertönen, Quellenrauschen,
Der Vögel bunten Wechselfängen?
Und wer so recht mit treuem Sinn

Die reiche Formenwelt durchspäht,
Zu jedem Blümlein neigt sich hin,
Jed' Bächlein fragt, wohin es geht,
Wem nicht das kleinstgefäch'ne Ding
Däucht des Beschauens zu gering,
Wer der gestaltenden Natur
Nachsinn zur tiefgeheimsten Spur:
Dem quillt auf seinen stillen Wegen
Ein reicher, frischer, klarer Born,

Den übergießt mit frommem Segen
Des Waldes golden Wunderhorn,
Dem spricht heimlich im Gemüte,
Durchtaut mit süßem Honigseim
Maldfriedens holde Zauberblüte;
Und reich're Schätze bringt er heim,
Als mancher, der mit Reifehaft
Auf Dampfesroß die Welt durchrafft.

Nachdruck verboten.

Corrodi.

Die Frankenwarte

erscheint wöchentlich und bringt neben den aktuellsten Tagesereignissen aus aller

Welt speziell Begebenheiten aus unserem Frankenlande in Wort und Bild. Die in der „Frankenwarte“ zum Abdruck gelangenden Romane und Erzählungen sind sittenrein und nach jeder Richtung hin einwandfrei. Neben raschster Veröffentlichung der Tagesereignisse bezweckt die „Frankenwarte“ noch die Förderung und Verbreitung der Heimatkunst und -Geschichte. Beiträge in Wort und Bild an unsere Redaktion sind willkommen. 1919



Zum 65jährigen Regierungsjubiläum: Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.



Das grüne Geheimnis.

Eine Kaisererinnerung aus der Militär-Unterrichtsschule von Kolf Kömer.

Nachdruck verboten.

Zum ersten Male in ihrer jungen Ehe, die noch nach Flitterwochen zählte, war Frau Sibylle allein. „Länger als bis zehn dauert es nicht, Schatz!“ hatte Oberleutnant Lettenborn noch seine kleine Frau getrostet, ehe er ins Kasino zum Kapsel-schießen ging. Und nun war es schon beinahe halb elf und sie immer noch allein! Sorgfältig ließ sie ihre manchmal recht spitze Zunge um die gummierte Klappe eines lilafarbenen Briefumschlages laufen und verschloß ihn dann mit einem so energischen Druck, daß die Schreibtischlampe unter dem grünen, schmalfaltig gestrafften Seidenschirm klirrend protestierte. Nun lehnte sie sich schmolend in den noch sehr nach neuem Leder riechenden Fauteuil zurück, gähnte erst ein bißchen und zog dann ihre Mundwinkel trostlos trozig herunter, als sollten sie mit dem romantischen Fensterchen der kleinen Standuhr konkurrieren, hinter dem das goldene Pendel so eifertig schwang, wie es sich nur ganz junge Eheleute gefallen lassen.

„Kling, kling!“ höhnte die kleine Uhr, „er kommt noch lange nicht!“ und tickte dabei rastlos weiter, als läge ihr daran, dem armen Oberleutnant eine recht ansehnliche Verspätung herauszurechnen.

„Schon halb elf!“ seufzte Frau Sibylle als Antwort und hätte am liebsten ein bißchen geweint; aber dazu kam sie sich denn doch schon zu würdig vor! Nein, strafen wollte sie ihn! Seine Flirt-Erinnerungen wollte sie ihm einmal durchstöbern, die er ihr neulich, beim Einräumen der beaur restes seiner Junggesellenzeit mit einer Vertröstung auf später aus der Hand genommen hatte.

Schon war die Schreibtischlade geöffnet und bald wurde ein Päckchen Briefe nach dem anderen in den sehr beschränkten Lichtkreis der Lampe gehalten; alle waren von ihrer Hand! Aber nun kam's! Machte das Schächtelchen mit dem glutroten Bande nicht einen äußerst verdächtigen Eindruck? Sie schob behutend die Schleife zur Seite und lugte durch einen schmalen Spalt unter dem Deckel, wie Bubens, die sich von dem Wohlgeruch ihrer gefangenen Matikäser einmal zu überzeugen wünschten. Ein halb glückliches, halb verlegenes Lächeln huschte über ihre Züge. Jene teefblonde Locke lag drin verwahrt, die sie beim ersten Abschied hatte opfern müssen!

Eine wohlthätige Beschäftigung war es doch, die ihr half, die Langweile zu vertreiben. Bedeutete nicht jedes unscheinbare Blättchen in dieser geheimnisreichen Lade eine kleine Huldigung für sie? Wieder brachte sie ein überraschend leichtes Kästchen unter den Licht sammelnden Lampenschirm. Ein versiegeltes war es gar! Und schon fing ihr rechter vorwärtiger Zeigefinger an, den grauen Lack herunterzubradeln, während sie ihr Köpfchen schnippisch-trozig einem Knabenbildnis ihres unpünktlichen Herrn und Gebieters zuwandte.

Endlich lag der Inhalt säuberlich auf Watte gebettet vor ihr. Eine Straußenfeder

war es. Eigentlich nur ein Federchen, aber das Unscheinbare der Gestalt gleich der anspruchsvollen Farbenton des grünen Geheimnisses vollkommen wieder aus. Eine nette Entdeckung, dieses in Watte verpackte und versiegelte, entschiedenes sehr zweifelhafte Kleinod, das bestimmt von einem fremden Damenhut stammte! Sibylle standen nun wirk-

Am Turme.

Von A. von Droste-Hülshoff.

Ich seh' auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laß gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wider Gefelle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom
Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich taumeln rings mit Gebläse und Geziß
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallen Wald
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wipfel wehn
So fest wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner lustigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen
Und zischend über das brandende Riß
Wie eine Seemöbe streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

lich Tränen in den Augen, als ihr die boshafte kleine Standuhr elfmal ihr aufdringliches „Kling, kling“ in die Ohren rief, wie ein verwöhntes Schoßhündchen, das mit konsequentem Gebläse seinen Willen durchzusetzen weiß.

„Daß lang warten müssen, armer Schatz!“ sagte der Oberleutnant, wie er mit dem ersten Schläge in das Zimmer trat, wo Sibylle die Resultate ihrer Ausgrabungen hastig im Schreibtische wieder hatte verschwinden lassen.

Nur das grüne Federchen barg sie unter dem breiten Spigenfisch, ehe sie ihm kühl die Fingerspitzen gönnte und gemessen seinen Gutenabendwunsch erwiderte.

„Bist wohl böse, daß es so spät wurde?“

„O — gar nicht!“

„Also ja,“ konstatierte er, „na hör' mal, kleine Maus: ich konnte doch unserem General nicht davonlaufen, besonders wo ich heute den ersten Preis erwischt hatte. Das ist nun mal so beim Militär. Immer der Reihe nach, und es' der Höchste nicht geht, darf sich kein anderer empfehlen. Aber wenn man eine Teemaschine gewonnen hat und der Mittelpunkt des Neides ist — — Also nun zieh' mal kein Schüppchen mehr, kleine Silly, und gib dein hausfrauliches Urteil über meine neue Errungenschaft ab! Diesen Blumenstrauß hier schickt dir mit einem Handkuß außerdem Leutnant Bischoff, der ihn für dich regelrecht von der Abendtafel gestohlen hat, was mir doch sehr zu denken gab!“

„Ich muß dich sehr bitten, Hubert, vorläufig allen Scherz beiseite zu lassen!“ erwiderte sie, sich von dem Federfessel erhebend, der erleichtert aufzuatmen schien, trotzdem sie nur eine zierliche Last war. „Mir ist es bitter ernst, augenblicklich, denn ich habe etwas gefunden, was mich sehr merkwürdig berührt hat!“

Und damit nestelte sie das kleine, lustig-grüne Federchen unter dem Ueberflusse an duftigen Spigen hervor.

„Würdest du mir wohl sagen, was das ist?“

„Offenbar ein Apfel vom Baume mitten im Garten, dessen Früchte zu essen dir verboten waren, neugierige Eva!“ drohte er.

„Bitte, treibe nicht Spott mit mir. Ich glaube, wir hätten keine Geheimfächer vor einander! Also, von wem stammt diese Feder?“

„Vom Vogel Strauß!“ gab er drollig-ernsthaft Auskunft.

„Hubert, glaube nicht, daß du mir so davonkommst!“ sagte sie, mit Tränen kämpfend. „Ich will die volle Wahrheit wissen. Woher hast du diese Feder?“

„Na also, wenn es durchaus sein muß, von einem Hut!“

Silly sah ein, daß sie auf diese Art nicht zu ihrem Ziele gelangte und fing ihre Sache diplomatischer an:

„Sie ist wohl schon recht lange in dieser Schachtel?“

„Tausend Jahre sind wie ein Tag,“ reziitierte er. „Was heißt da lange, Silly?“ Ein Seufzer der Ungeduld durchmaß das dämmrige Zimmer:

„In welcher Garnison lerntest du sie kennen?“

„Wen denn, Schatz, die Feder?“

„Also wo erobertest du die Feder?“

„Es war in Wien!“ gab er nach.

„Natürlich in Wien!“ wiederholte sie schmerzlich, und sann nach, ob ihr von dem Aufenthalt in der Kaiserstadt ein grüner

Federnhut in Erinnerung geblieben war. „Kenne ich den Kopf, den diese Feder schmückte?“

„Vom Sehen sicher!“

„So?“ grübelte sie erfolglos. „Wo wäre denn das gewesen?“

„In Schönbrunn, glaube ich!“

„Ah, jetzt weiß ich's!“ rief sie kampflustig. „Als wir beim Elefantenbaby waren! Gleich kam es mir so merkwürdig vor, daß du solche Eile hattest, von dort wegzukommen!“

„Jetzt bist du auf falscher Fährte, Silly, es war vor'm Schloß!“

„Vorm Schloß?“ fragte sie zurück, „aber da erinnere ich mich nicht — War sie hübsch?“

„Das kann ich nicht entscheiden, Liebe macht blind!“

„Du hast sie also geliebt! Und entblödest dich nicht, mir gegenüber damit zu renommieren, nachdem wir kaum sechs Wochen verheiratet sind?“

„Renommage ist das nicht!“ verteidigte er sich.

„Was sonst?“

„Ein ganz natürliches Gefühl, dessen ich mich nicht zu schämen brauche!“

„O pfui, Hubert!“

„Du wirst mich vielleicht besser verstehen, wenn du das Bild betrachtest, das —“

„Wie, ein Bild auch noch?“ unterbrach sie ihn.

„Sogar ein paar. Im Schreibtisch wird sicher eins liegen!“

„Und das sagst du mit einer Gelassenheit, als ob das etwas ganz Alltägliches wäre!“ warf sie ihm voll Bitterkeit vor.

„Warum hast du die Bilder nicht verbrannt vor der Ehe?“

„Das wäre mir wie ein Verbrechen vorgekommen.“

„Du scheinst gar nicht zu wissen, Hubert, was du einer Frau gegenüber für Pflichten hast!“

„Doch, Schatz,“ lachte er. „Darüber haben mich deine alten Tanten gründlich genug belehrt! Aber nun komm her, hier haben wir das Corpus delicti!“ Er wollte sie zu sich auf die Armlehne seines Stuhles ziehen, jedoch sie wich empört ein paar Schritte zurück:

„Wie kannst du das noch wagen? brach sie nun vollends in Tränen aus und schlug die Hände vor's Gesicht.

„Aber Silly,“ sprang er auf. „Sei doch vernünftig!“

Sie schluchzte nur und wandte sich ab.

„So willst du das Bild also nicht sehen?“

„Doch!“ trogte sie und streckte die Hand danach aus. „Ich will es sehen und dann zerreißen und die Stücke ins Feuer werfen!“

„Das wirst du nicht tun!“

„Doch,“ beharrte sie und hielt sich die Photographie zitternd vor Augen. Aber sehen konnte sie vorerst gar nichts, denn es fielen große, schimmernde Tränen darauf nieder.

„Hubert,“ schrie sie dann plötzlich überrascht und wischte mit dem Handrücken die lästigen Tropfen aus den Wimpern, „das ist ja der Kaiser!“

„Ja, und die Feder ist von seinem Hut!“ bestätigte er.

„Wahrhaftig? Hast du mich nicht zum Besten? Trägt der Kaiser wirklich solche Federn am Hut? O, in was für einem abscheulichen Verdacht habe ich dich da gehabt! Erzähle, wie du zu dem Kleinod gekommen bist!“ Und jetzt sträubte sie sich nicht mehr, den breiten Lehnstuhl friedlich mit ihm zu teilen, während er begann:

„Sie ist meine erste Eroberung aus der Unterrealschulzeit. In heller Begeisterung erwarteten wir eines schönen Tages unseren Kaiser, der sich angemeldet hatte, den jüngsten Nachwuchs seiner Armee zu besichtigen. Ich saß mit noch zwei Buben in der Bank zunächst der Tür, die sich alsbald aufstaut und Majestät mit seinem Adjutanten und unseren Weisheitsrichtern einließ. Es ging natürlich erst ein brausender Gruß durch den Raum, der unseren Kehlen alle Ehre machte. Und dann fing der Kaiser bei uns dreien an, ein bißchen zu examinieren. So wanderte er von Bank zu Bank, begleitet von den Offizieren, nicht aber von seinem grünbefiederten Generalshut, der auf unserer Bank liegen geblieben war. Von unserem Atem bewegten sich die schwanfenden Federn leise. Wenn wir aber pusteten, kam ordentlich Leben in die grüne Gesellschaft. Na, und wir pusteten denn erstmal eine Weile mit vollen Waden, bis er zuletzt ins Rutschen kam und beinahe auf die Dielen gefallen wäre, wenn ich nicht noch schnell zugegriffen hätte. Den Ruhm aber, den Kaiserhut berührt zu haben, gönnten mir meine Nachbarn nicht allein, und so wanderte er alsbald behutsam von Hand zu Hand. Ein Fretzling machte sogar den Versuch, ihn sich aufzustülpen, aber ein Orientierungsblick durch die Klasse entmutigte ihn. Dafür zupfte er sich dreist mitten aus dem Federstrauß ein grünes Andenken und barg es spißbübisch lachend in der Brusttasche. Man vermiste die Entführte gar nicht, und

da mir am äußersten Rande eine zweite noch gut entbehrlich schien, zog ich mir von dort recht vorsichtig meinen Tribut heraus. Der Kaiser hatte inzwischen seine Runde beendet und langsam näherte sich das Sporengeklirr wieder unserer Bank. Da packte den Dritten der Ehrgeiz und er den Hut! In großer Hast riß auch er sich ein Bentestück aus dem Busche, der freilich nun zu unserem lähmenden Schrecken vollständig auseinander fiel. Herrgott, waren das gräßliche Sekunden, die ich erlebte! So gebangt hat mir später nur noch einmal. Damals, als du mit deinem Jawort zögertest, Süße.

Mühten wir uns nicht als ruchlose Majestätsverbrecher fühlen und eine furchtbare Strafe erwarten? Deutlicher wurden die klirrenden Schritte und immer tiefer sank uns drei Sündern das Herz. Jetzt machten sie Halt vor unserer Bank. Wir wagten nicht aufzublicken und wünschten nichts sehnlicher, als die berühmten zehn Klaster tief in die Erde zu sinken. Aber was war das? Ein schallendes Lachen durchdrang die Klasse, in das Adjutanten und Lehrer einfielen. Der Kaiser hatte es angestimmt, als er seinen gerupften Hut von allen Seiten besah. Wir begannen zu stammeln und um Verzeihung zu bitten, aber der gütige Monarch bestellte statt jeder Beurteilung bei seinem Adjutanten einen neuen Hut und schenkte der Klasse das verunglückte Exemplar! Ich bin sicher, daß jeder noch heute wie ein Heiligum bewahrt, was er damals davon im todbenden Kampfe für sich erobert hat.

„Wie sonderbar,“ sagte Silly, und zog die kleine geschmälzte Feder zärtlich durch die Finger, als hätte sie ihr etwas abzubitten. „Wie sonderbar, daß dies kleine Federchen auch mir noch einmal Herzklopfen machen mußte, genau wie dir vor so viel Jahren! Bist du mir böse, Hubert, weil ich so eifersüchtig war?“

„Das kommt ganz darauf an, wie du mich entschädigst!“ machte er seinen Vorteil geltend. Da schlang sie die Arme um ihn und gab ihm einen Kuß, der ihm den Atem nahm.

„Kling, kling, kling,“ meinte die kleine Standuhr sehr entrüstet zwölfmal. „Bis Mitternacht brennt hier die Lampe, als ob ein österreichischer Oberleutnant Millionen an Gaste bezöge!“

Silly jedoch nahm die zwölf Schläge als lauter flottfröhliche Signale zu den köstlichsten Wiederholungen ihrer Friedensbesiegelung.

Der dumme Kerl. Humoristische Skizze von Alwin Römer. Nachdr. verb.

„Anack!“ sagte der Hahn von des dicken Rentier Peters Jagdflinte, und die Schrotladung fligte hinter dem eilig das Feld durchquerenden Hasen her. Adolf Peters war leider nur ein Amateur auf dem Gebiete der hohen wie niederen Jagd und schoß mit einer rührenden Konsequenz immer daneben. Allerdings: manchmal fanden etliche seiner Schrotkörner auch wohl ein Ziel. Aber das war ein durchaus unerwünschtes und kostete ziemlich hohe Schmerzensgelder. Nun, seine florierende Fabrik künstlicher Nährmittel, bei der er stiller Teilhaber geblieben war, setzte ihn mit ihren glänzenden Dividenden schon in den Stand, die Wirkung dieser eigenwilligen Schrotkörner durch goldene Pflaster schnell und beinahe schmerzlos wieder aufzuheben. Aber der Spott der unbarmherzigen Jagdgenossen tat trotz alledem weh. Und so freigebig er sie auch

an seinen reichlichen, mit Liebe ausgewählten Frühstücksvorräten teilnehmen ließ, so wenig liebten sich die mokanten Gesellen davon abhalten, über sein ewiges Jagdpech ihre schändlichen Witze zu reißen.

„O Gott, Herr Peters!“ brüllte auch diesmal wieder der Treiber in seiner Nähe, und rief sich in auffälliger Hast einen Teil seines alten, trocknen Kadavers, an dem nach den Versicherungen der Anthropologen eigentlich eine ehrliche Portion Fleisch sitzen soll. „Donnerschoddschwerenot, das war eine schöne Ladung!“

Peters ließ das Gewehr sinken und schaute bekümmert den schmerzstillenden Anstrengungen seines Opfers zu. Dann schielte er eilig ein paar mal nach rechts und links, ob man irgendwo aufmerksam geworden war auf sein neuestes Malheur. Gott sei Dank, es war nirgendwo etwas zu bemerken!

Mit ein paar ungelentten Sprüngen hastete er darauf zu dem Treiber hin und rief gedämpften Tones:

„Thiele, alter Sohn, machen Sie bloß nicht solchen Madau! Sie kriegen zehn Mark — und wenn Sie die Zähne zusammenbeißen und das Maul halten: zwanzig!“

„Ja, das sagen Sie so, Herr Peters! Aber Sie sollten selbst mal . . .“ jammerte Thiele, schon merklich beruhigter.

„Gott bewahre mich!“ entfuhr es dem etwas kühlich angelegten Sonntagsjäger ehrlich.

„Ja, sehn Sie woll!“ trumpfte Thiele und fing von neuem an zu reiben.

„Eine Schlachtwurst lege ich noch dazu, alter Freund! Aber nu hören Sie auf mit diesen elenden Bewegungen. Sie sind doch ein Mann!“



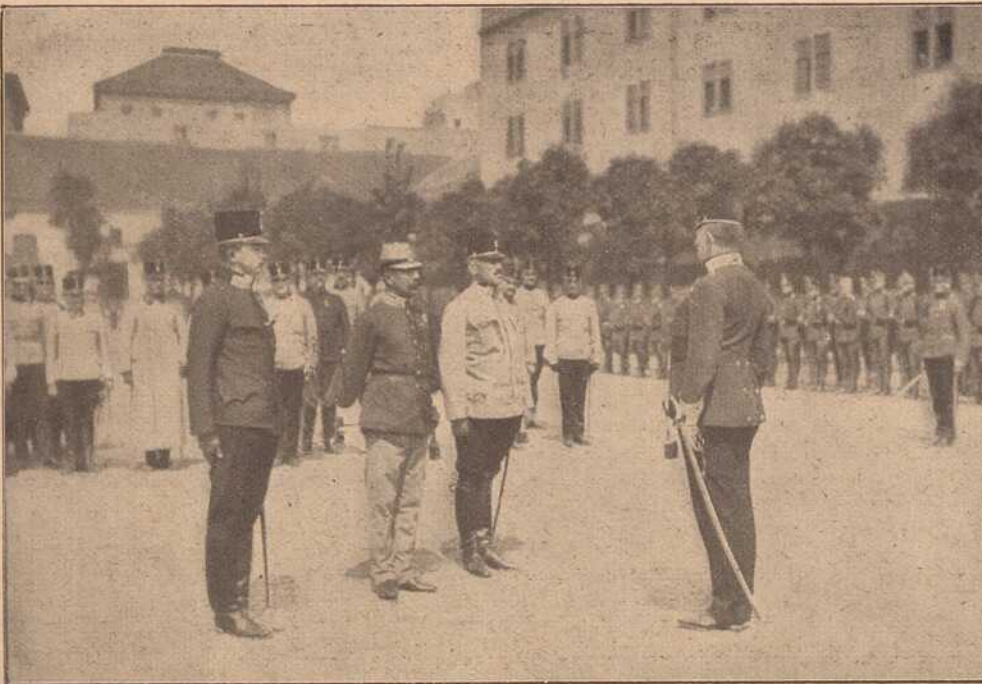
Ein jugendlicher Erfinder. Der Maturant des Gmundner Gymnasiums, Hans Wagner, meldete beim Patentamt einen Accumulator an, bei welchem die Kilowattstunde um 50 mal weniger als bei einem erstklassigen Blei-Accumulator wiegt.



Ein Mönch als Klostermaler. Bruder Damaschens, der Klostermaler des Franziskaner-Klosters auf dem Kreuzberg bei Bonn, malt in seinem Kloster-Atelier Heiligenbilder für die Kirchen. Ein besonders künstlerisches ist unser Bild „Petrus mit dem Himmelschlüssel“.



Die Einweihung der neuen Fulda-Schleuse in Kassel: Das jetzige Flußbild nach den Regulierungsarbeiten.



Der österr. Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef als Major in der Kaserne.

Erzherzog Karl Franz Josef dient bekanntlich als Major bei dem in der Stiftskaserne in Mariahilf stationierten Infanterie-Regiment Nr. 39 und erfüllt dort seine Pflichten wie jeder andere Offizier. Der Herr ist auf unserem Bilde (ganz links) in dem Augenblicke dargestellt, wie er mit den anderen Bataillons-Kommandanten bei seinem Obersten sich zum Dienst meldet. Es ist direkt einem Befehle des kaiserlichen Kriegsherrn entsprechend, daß der künftige Thronfolger in Dienstangelegenheiten durchaus nicht anders als die ihm gleichrangierenden Offiziere behandelt werde, ein Befehl, der nicht nur beim Militär sondern auch in der Zivilbevölkerung mit lebhafter Befriedigung aufgenommen wurde.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef als Major in der Kaserne.



Leutnant von Forstner, der in der Rekruten-Affäre in Zabern im Elsaß vielgenannte Offizier.

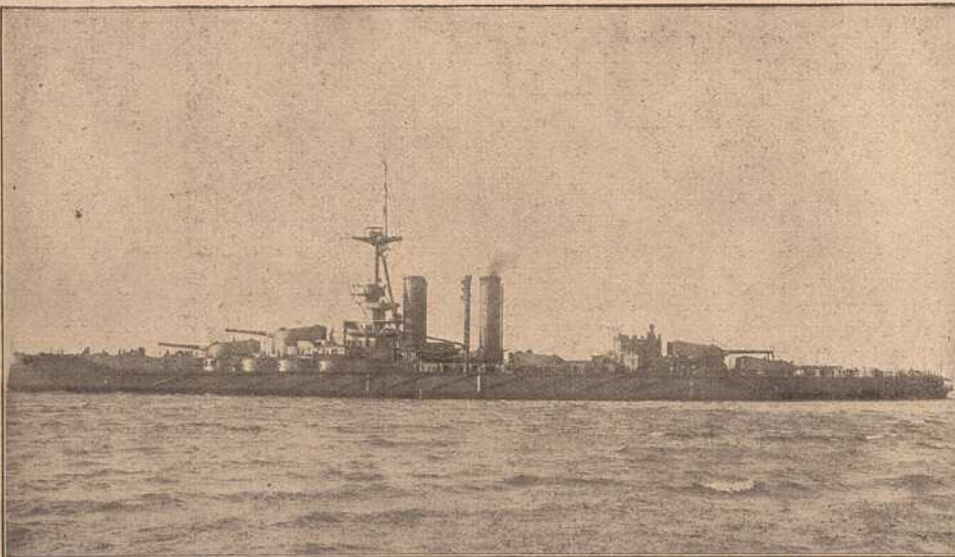


B.J.G.

Zur Freilassung des irischen Arbeiterführers James Larkin in Dublin.

Der irische Arbeiterführer James Larkin wurde infolge seiner Bekämpfung des Homerule-Gesetzes verhaftet. Die irische Arbeiterschaft drohte darauf mit einem Generalstreik, weshalb die Behörde Mr. Larkin wieder frei ließ. Im Triumph wurde er darauf von den Dubliner Arbeitern aus dem Gefängnis geholt.

„Iron Duke“ das mächtigste Kriegsschiff der Welt.



„Iron Duke“, das mächtigste Kriegsschiff der Welt.

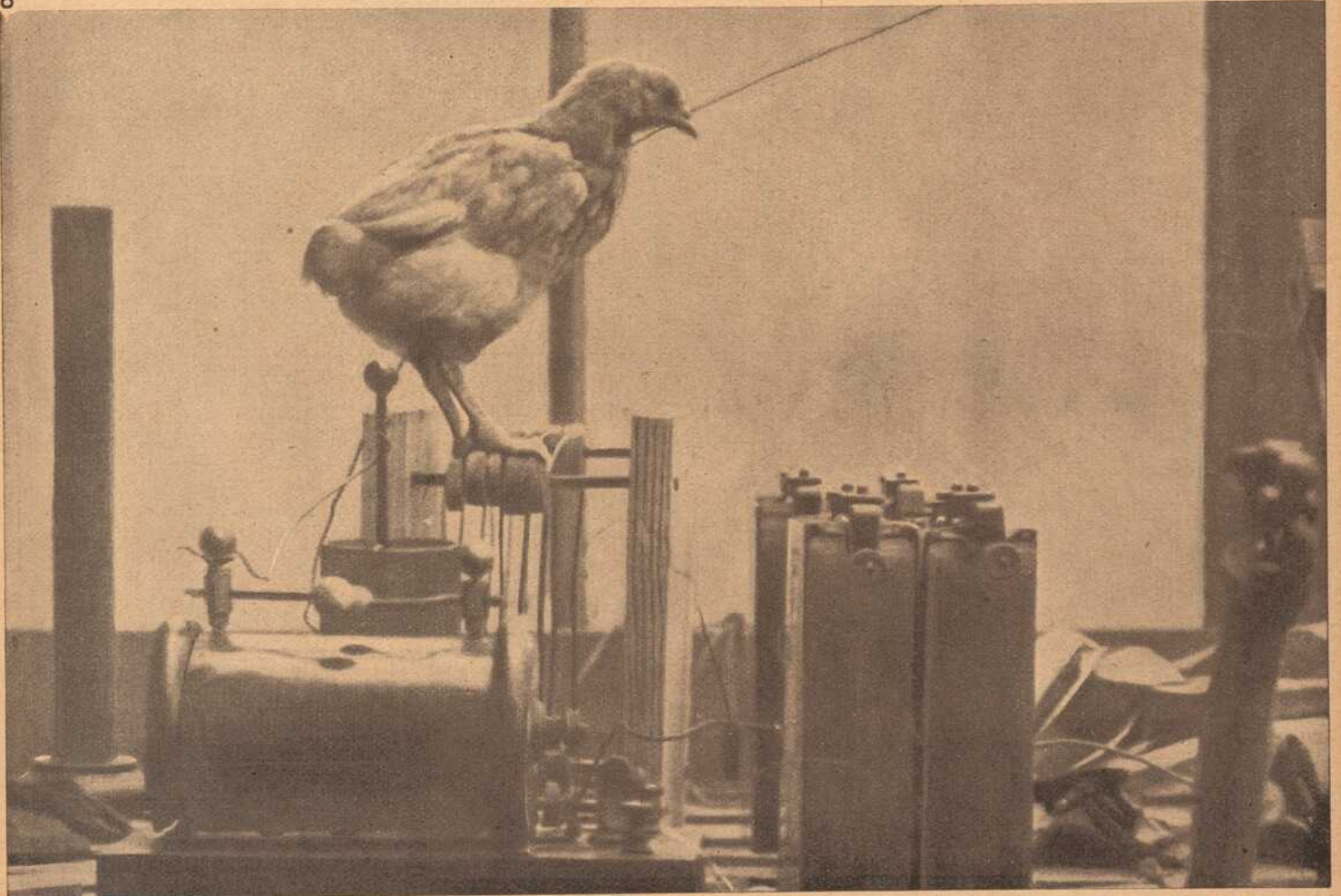
In England lief kürzlich das neue Kriegsschiff „Iron Duke“ vom Stapel. Das Deck desselben ist durch Panzer vor Angriffen von Aeroplanen und Luftschiffen geschützt. Der Bau des Kriegsschiffes kostete 40 Mill. Mark.



Zur Einweihung der Kaiser Jubiläumskirche in Wien.
Mit großer Feierlichkeit wurde dieser Tage in Gegenwart des Kaisers und vieler Mitglieder des Kaiserhauses die Kaiser Franz Josef I.-Jubiläumskirche auf dem Erzherzog Karl-Platz eingeweiht.



Ein neuer öffentlicher Fernsprechkiosk in Berlin.
Das Großstadtbild der deutschen Reichshauptstadt ist durch die Aufstellung gefälliger öffentlicher Fernsprecheinrichtungen auf verkehrsreichen Plätzen um eine neue Nuance reicher geworden.



Neues von den Hühnern: Das neueste elektrische Verfahren zur Beschleunigung des Wachstums bei Hühnern. Der Engländer Vater erzielte durch Elektrifizierung von Rücken in fünf Wochen das Gewicht drei Monate alter Tiere.

(Fortsetzung von Seite 3).

„Eine Schlackwurst?“ murmelte Thiele überlegend. „Hören Sie, Herr Peters, so ein Ding, so'n . . . ja wie soll ich's nennen, so'n Blechhase wär' mir dann schon lieber!“

„'n Blechhase?“ forschte der Rentier erstaunt, aber zufrieden, daß Thiele seinen Beitzstanz endlich eingestellt hatte. „Was soll'n das sein?“

„Nun, das wär' so'ne hübsche Büchse mit Hasenpfeffer, Herr Peters, wie Sie sie manchmal zum Frühstück mitbringen und auf 'm Feuer warm machen!“ meinte schmunzelnd der Treiber.

„Ach, 'ne Manöverkonserve . . . Thiele, altes Leckermaul!“ drohte amüsiert der Dicke und wies auf seinen Rucksack im Gebüsch. „Na, meinetwegen, es ist gerade eine drin! Aber das bitte ich mir aus: von den Schrotkörnern heute . . .“

„Erfährt keine Menschenseele ein Wort!“ beteuerte der alte Schlauberger und zog mit seinem Zwanzigmarkstück und dem so heiß begehrten „Blechhasen“ davon.

„'n dummer Kerl ist's doch!“ dachte befriedigt der Sonntagsjäger. „Die Schlackwurst kostet gerade dreimal so viel. Na, ich bin's zufrieden!“ — — —

Es war fast vier Monate später. Die Hasenjagd war vorüber, und Adolf Peters angelte im bayerischen Hochland Forellen, wobei er zu seinem Leidwesen feststellen mußte, daß diese Flossenträger an menschenscheuer Intelligenz den heimischen Lampen nicht nachstanden. Da erhielt er eines Tages eine Vorladung zum Amtsgericht in

München: Zeugenvernehmung in Sachen des der Wildddieberei angeklagten Friedrich Thiele in Groß-Hakenstedt . . .

Er schüttelte den Kopf. Wie kam der Jagdverwalter dazu, ihn mit einer solchen albernen Geschichte zu belästigen? Vielleicht weil er den größten Anteil an der Nachtsumme trug? Was konnte er bezeugen in einer ihm völlig fremden Affäre? Man sollte ihn in Ruhe lassen, so erdittert er auch auf die niederträchtigen Kerle war, die ihm heimlich die Hasen wegpugten! Er wußte ja von nichts . . .

Aber nach München mußte er doch.

„Ja, schau'n's, dös is so!“ sagte vergnügt lächelnd der gute Assessor, der selber ein kleiner Jagdsex war. „Ihr braver Förster Steinwänder hat diesen Hallodri, den Thiele, also schon lange im Verdacht gehabt mit Schlingenlegen und solchen Gemeinheiten. Aber überführen hat er ihn nie können. Da endlich hat er's eines Tages erspürt, daß er wieder draußen gewesen ist die Nacht und auch wohl Beute mit heimgebracht hat. Und mittags, als die ganze Vagabondage um den alten Holztisch herumgefessen ist und hat einen dampfenden Hasenpfeffer vor sich gehabt — mitten in der Schonzeit! — da ist er hereingebrochen mit ein paar Leuten als Zeugen, die es haben feststellen müssen, was sie da geschmaust haben — und dann ist er zum Gericht gegangen und hat Anzeige gemacht!“

Aber nun kommt die Geschichte eben, wo der Hase wirklich im Pfeffer liegt! Auf dem Termin ist der pp. Friedrich Thiele mit einer großen leeren Manöver-Konserve-

Büchse mit dem Ausdruck: „Allerfeinster delikater Hasenpfeffer. Konservenfabrik von Willig und Schulz, Hannover“ angetreten und hat erklärt, der Hasenpfeffer, bei dem sie Steinwänder damals überfallen hätte, sei in dieser Büchse gewesen, und die Büchse habe ihm auf einer der Treibjagden der Herr Rentier Peters aus Berlin geschenkt, weil er so gern auch einmal habe Hasenpfeffer essen wollen.“

„So ein Hallunke!“ wetterte Adolf Peters, dessen Kopf langsam ins Glähen gekommen war.

„Sie erklären also . . .“ wollte der Assessor befriedigt protokollieren lassen.

„Ich muß erklären, daß ich allerdings einmal eine solche Konserve an Thiele verschickt habe!“ fiel ihm der Dicke kleinlaut in die Rede. „Aber ich glaube keinen Augenblick daran, daß der Filou sie erst an jenem Mittag . . .“

Der Assessor schüttelte bedauernd den kurzgeschorenen Bajuwarenschädel.

„Nützt leider nix, Verehrtester. Dann werden sie ihn wohl oder übel freisprechen müssen!“ orakelte er, wie es denn auch nachher geschehen ist.

. . . Grollend saß Adolf Peters an jenem Mittag im Hofbräu zu München. Jetzt wußte er, warum der geriebene alte Treiber und Wilddieb damals den bescheidenen „Blechhasen“ der dicken, teuren Schlackwurst vorgezogen hatte . . .

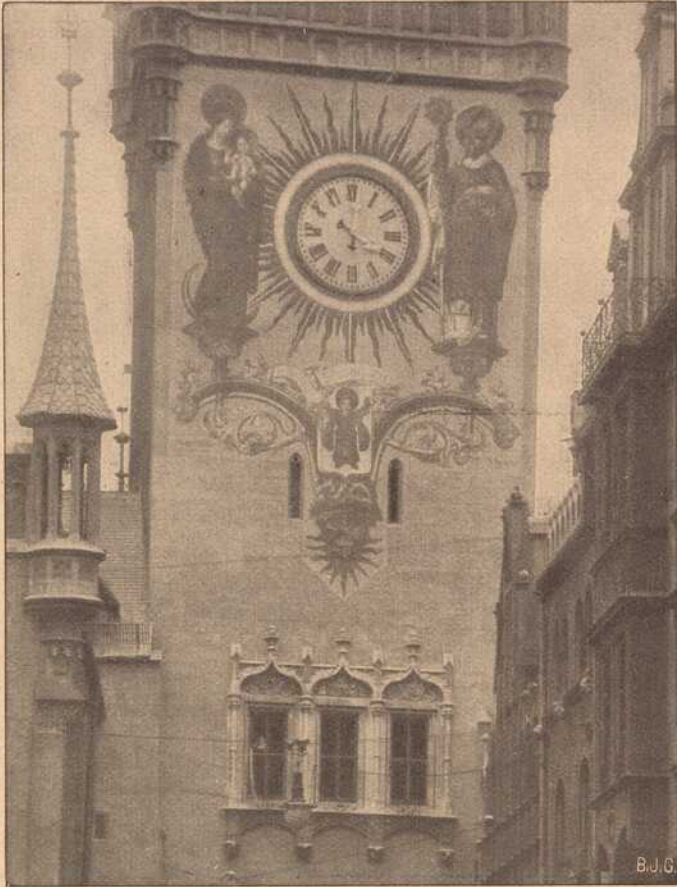
„Der dumme Kerl war ich!“ brummte er verärgert, und zur Bekräftigung dieser endlich gefundenen Erkenntnis bestellte er sich eine frische „Maß“ . . .



Das neue Gebäude des Lebensmittelvereins in Zürich, das kürzlich dem Betriebe übergeben wurde.

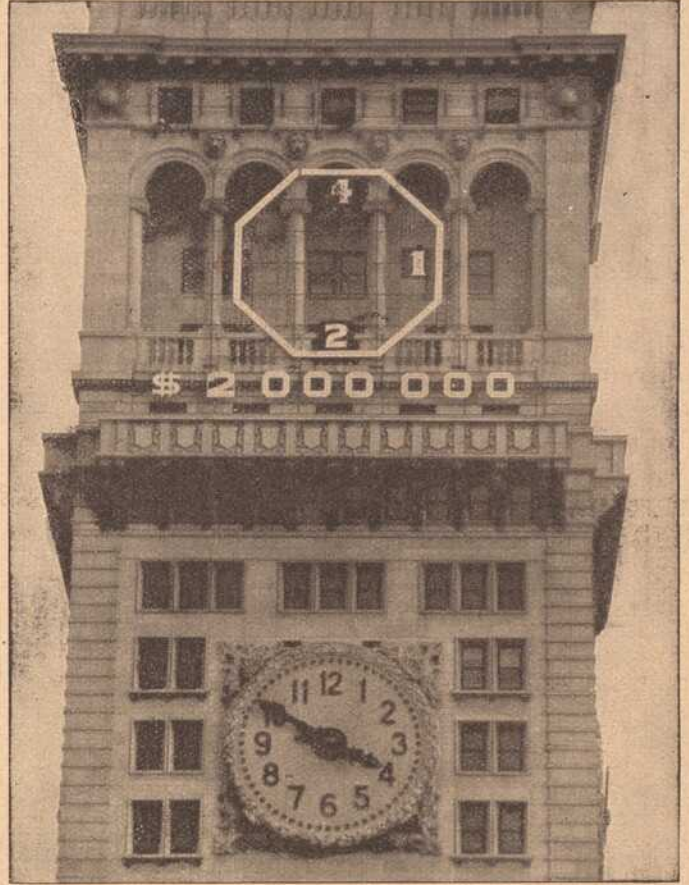
Das Gebäude kam inklusive Bauplatz auf 5,1 Millionen zu stehen.

Phot. Peyer & Stöhl, Zürich.



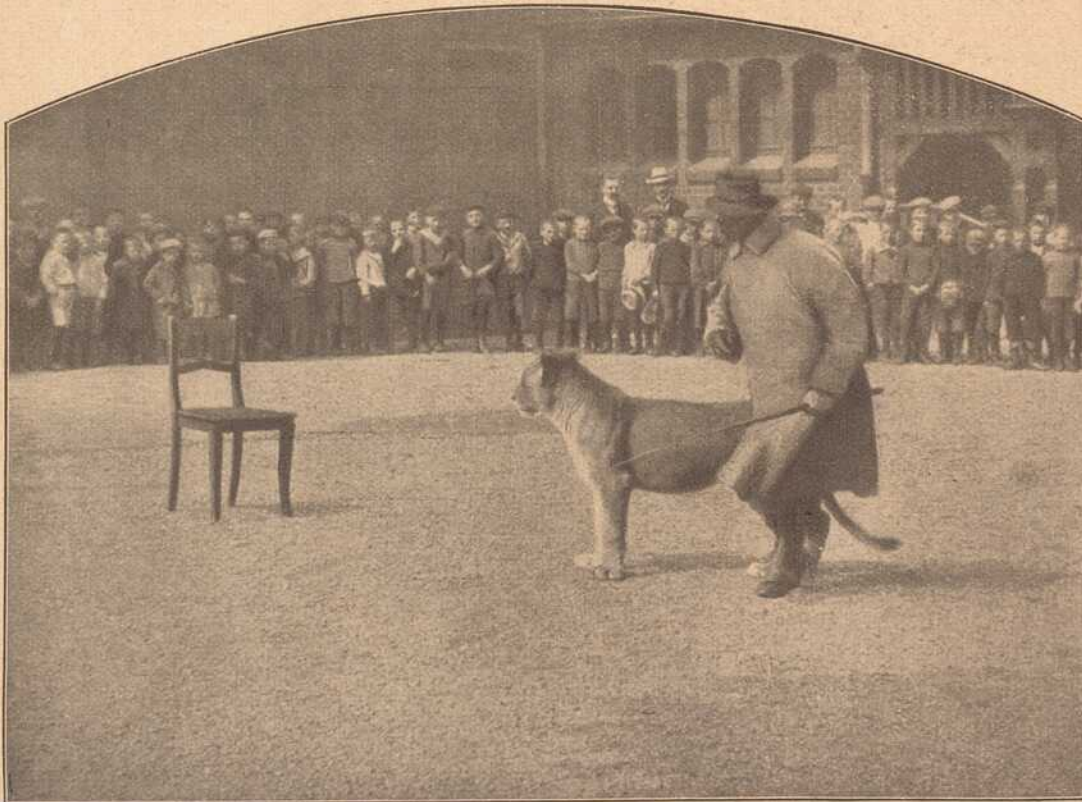
Das Mosaikgemälde am alten Rathaus zu München.

Am alten Rathaussturm zu München ist kürzlich eine neue Mosaik-
uhr fertiggestellt worden. Um das Mosaikgemälde dem Stil des
Baues anzupassen, wurde demselben ganz der Charakter und das
Aussehen eines Freskogemäldes gegeben. Damit ist gleichzeitig
eine neue Maltechnik für wetterfeste Fassadenbemalung geschaffen.



Die Dollaruhr am Rathaus von Newyork.

Mr. George Perking hat es übernommen, für Arbeiterwohlfahrt
innerhalb einer bestimmten Zeit 4 Mill. Dollar zu sammeln. An
dem Newyorker Rathaussturm ist nun über der Rathaus-Uhr ein
Apparat angebracht, der jeweilig die eingegangenen Beträge in
Mill. anzeigt. In 14 Tagen hat Mr. Perking 2 Mill. gesammelt.



Der Neger-Tierbändiger mit der „zahmen“ Löwin, die die Schreckensszene in der Volksschule
in Köslin verursachte.

Die Löwin griff einen Knaben an und verletzte ihn durch Prankenhiebe.

Schreckensszene in Köslin.

Die Leipziger Löwenjagd
scheint nicht nur unter den
Menschen, sondern auch
unter den Löwen eine große
Nervosität hervorgerufen zu
haben. Gerade in den
letzten Wochen hörte man
von mehreren Fällen, in
denen Löwen entwichen
wären oder sonstwie sich
unliebsam bemerkbar ge-
macht hätten. Kürzlich er-
eignete sich in Köslin ein
Unfall, der glücklicherweise
kein Menschenleben forderte,
aber doch ernst genug ab-
lief. Ein Dompteur führte
eine Löwin, ein junges,
aber fast erwachsenes Tier,
in einer Volksschule vor.
Die Löwin sollte angeblich
ganz zahm und harmlos
sein und lief frei umher.
Sie beschnupperte einige
Kinder, die ängstlich davon-
liefen. Dabei trat ein Kind
der Löwin auf die Pranke,
das Tier wurde wütend,
sprang den Fliehenden nach
und riß einen 7-jährigen
Knaben auf der Treppe
nieder. Das Kind erlitt eine
schwere Verletzung der Kopf-
haut durch einen Lakenhieb.

Seit der junge Doktor Burmeister die Praxis des Sanitätsrats Zeising übernommen hatte, war es in der sonst so gemütlichen Himmelstorstraße richtig ungemütlich geworden. Dieser Doktor Burmeister war nämlich ein „Neumodischer“, wie Frau Sponnageln, die bei Frau Major von Lodenack die Aufsicht besorgende Pantoffelmacherswitwe, mit einem deutlichen Groll in ihrer ewig heiseren Stimme feststellte. Alles an ihm war anders als bei dem alten, niemals haßenden Sanitätsrat gewesen, den leider auf seine alten Tage noch das Reisetieber gepackt hatte, und der nun, weiß Gott, wo, bei den Türken oder Mohren, vielleicht gar in den Eisgebirgen der Eskimos umhertrudelte und sich die Welt besah. Genau wußte das die Sponnageln nicht. Aber das eine wußte sie: gefallen konnte ihm das auf die Dauer unmöglich, so immer aus einem Bett ins andere und manchmal womöglich gar nur in einem Bett unter groben Wolldecken. Ebensovienig wie ihr in Haldenburg sein „neumodischer“ Nachfolger gefiel, der dem guten Sanitätsrat so wenig ähnlich war, wie etwa eine Nebelkrähe ihrem goldgelben Kanarienvogel daheim sein konnte.

Wenn sich die Sponnageln zu solchen Vergleichen verstieg, mußte es schon ziemlich arg sein. Und in der Tat waren gewichtige Unterschiede zwischen den beiden Ärzten auch nicht wegzuleugnen. Mit dem Alter fing's an. Was konnte dieser junge Mensch von all den verschiedenen Sorten von „Reißen“ zum Beispiel verstehen, die ihren Seligen seinerzeit geplagt hatten? Selbst der alte Sanitätsrat Zeising hatte zu mancher von Sponnageln stöhnend gezeichneten Abart manchmal ungewiß den Kopf schütteln müssen. Und der hatte doch eine vierzigjährige Erfahrung!

Das Bild von der Krähe und dem Kanarienvogel hatte also seine Berechtigung. Die jungen, naseweisen Dienstmädchen in der Nachbarschaft meinten zwar, der schmutzige, junge Doktor mit seiner straffen Haltung und dem flotten, braunen Schnurrbart unter

Gegenteil. Und das knüpfte sich bei ihr an eine ganz bestimmte, wohl zu berücksichtigende Vorstellung.

Sie hatte nämlich den neuen Doktor bei seinem Einzug im Oktober zum allerersten Male in einem grauschwarzen, ledernen Ueberrock gesehen, der beinahe bis an die Erde gereicht hatte und nach ihrem sachverständigen Urteil viel zu weit war. Dazu hatte er eine großschirmige Mütze auf dem Kopf getragen, die ihr wie ein schwarzeblechener Kochtopf vorgekommen war. Und die Handschuhe erst an den Fäusten! Wie alte, unförmliche Tabaksbentel hatten sie ausgehoben! Auf der Nase aber hatte ihm ein Ungetüm von Brille geessen, wie es die Steinklopfer draußen an den Chaussees zu tragen pflegten. Nur war die seine noch viel größer und abschreckender gewesen. Selbst der Gendarm hätte sich vor ihm gefürchtet.

Dieser Neumodische hatte sich nämlich ein Automobil mitgebracht, um seine Krankenbesuche in der Stadt und draußen darin schneller erledigen zu können.

Man denke: so einen Höllenkasten von Automobil in der Himmelstorstraße! Tagtäglich fauchte er aus der breiten Einfahrt des großen, altmodischen Patrizierhauses auf die stille, schmale Straße hinaus, gab dabei Töne von sich wie ein vorlautstüchtiges Unfirt und verbreitete neben einem ganz abschrecklichen Benzingeruch allerlei Aengste, Schrecken und Enttäuschung. Nicht nur bei der Sponnageln! Die ganze Himmelstorstraße war sich so ziemlich darüber einig. Und die arme Frau Major hatte bei dem schrecklichen Getöse im Anfang jedesmal ein nervöses Zittern bekommen!

War das, im Vergleich zu den früheren, ruhigen Zeiten, nicht wirklich im höchsten Grade ungemütlich? Wie still und friedlich war es gewesen, wenn Almanfor, der brave Schimmel des alten Sanitätsrats, aus demselben Torweg herausspazierte, vorsichtig, wie ein Käselein bei nassem Wetter, und die kleine Kalesche hinter sich herzog. Alle Welt kannte Almanfor und seine unbedingte

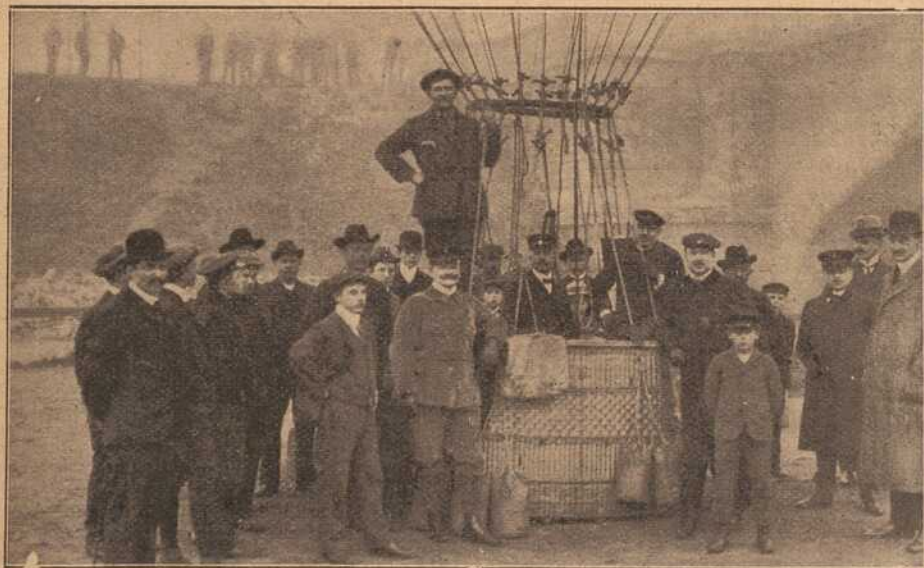
kannten Gesichter alle grüßen. Und wie vergnügt lächelnd hatte der alte Sanitätsrat in seinem hellen Paletot auf den schwarzen Lederpölkern gesessen und die Zügel geführt. Sein weißer Vollbart hatte etwas Patriarchalisches gehabt, und die blühenden Gläser seines goldenen Aneifers mit den schalkhaften, gütigen Augen dahinter hatten die Sponnageln immer an die schönen, blanken Unterscheiben des goldglänzenden Vogelbauers erinnert, von dessen Erwerb für ihr Mäuschen sie manchmal kühn zu träumen pflegte.

Für sie also war der alte Sanitätsrat der Kanarienvogel und der „Neumodische“ war die Nebelkrähe. Darüber gab's für sie keinen Zweifel! —

Und sie sorgte dafür, daß ihre Auffassung im Kreise der Majorsfamilie, zu der sie als unentbehrliches Faktotum nun einmal gehörte, mit Ueberzeugung geteilt wurde. Keinen Tag ließ sie vergehen, an dem sie nicht von irgend einem kaum noch zu verhüten gewesenen Unglücksfall berichtete, den dieser rücksichtslose junge Doktor mit seinem teuflischen Behälter angerichtet hatte, und wenn draußen der Warnruf laut wurde, und Frau Major nicht wenigstens ein kleines Zeichen von Angst merken ließ, so sagte sie, auf den dumpfen Ton hinweisend, vorwurfsvoll: „Da fährt er wieder los mit seinem wilden Drachen! Gott behüte die kleinen Kinder und die alten Leute!“

Das genügte natürlich, um bei der schreckhaften Dame sogleich das nötige Gruseln mit den dazu gehörigen schweren Seufzern hervorzurufen. Diese Seufzer waren wiederum hinreichend, um bei dem jungen Töchterchen der Frau Major das Gefühl jener reizenden Besorgnis zu alarmieren, das bei ihr gleichsam auf Posten stand, um alle Behaglichkeitsstörungen von dem zarten, kränklichen Mamachen nach Möglichkeit abzuwehren. Es war ein Verhältnis rührendster Art zwischen dieser kleinen, blaffen, dem Witwentum frühzeitig verfallenen Frau und ihrer schönen, hoch gewachsenen, in der ganzen Stadt für Größe, ja wohl gar hochmütig geltenden Tochter, das die Beziehungen von der Mutter zum Kinde in anmutigster Weise umgekehrt zeigte, indem Fräulein Aspasia in tausend Dingen die Rolle des fürsorglichen Hausmütterchens übernommen hatte. Auch der zärtliche Respekt, den gut erzogene Kinder selbst im reiferen Alter nie vor den Eltern verlieren, war in dem Herzen des Mädchens trotz aller Hausfrauenpflichten und Wirtschaftsjorgen fest eingewurzelt geblieben, und jede kleine Plage, über die sich Mamachen beklagte, kränkte sie heftiger, als irgend eine wirkliche Unbill, die ihr widerfuhr.

So kam es natürlich, daß auch ihr der Besitzer des „Drachens“, Doktor Burmeister, nach und nach wie ein böswilliger Störenfried erschien und der Groll gegen ihn und sein Fahrzeug mit jedem Warnungssignal zunahm. Obgleich sie sonst ein sehr lebendiges Gerechtigkeitsgefühl hatte, dachte sie in diesem Falle merkwürdigerweise gar nicht darüber nach, ob der junge Arzt nicht ganz nüchterne Gründe dafür gehabt hatte, sich mit diesem modernen Reisewagen auszurüsten. Noch viel weniger fiel ihr ein, daß es eigentlich niemand auf der Welt, die sämtlichen Bewohner der Himmelstorstraße nicht ausgeschlossen, etwas anging, ob sich der junge Doktor zu seinen Patienten von wirklichen oder künstlich erzeugten Pferdekraften befördern ließ.



Mitglieder des Luftschiffervereins Würzburg in der Gondel des Ballons „Franken II.“

der fein geschnittenen, aber eine ziemlich derbe Schlägermarbe aufweisenden Nase müsse dann zum mindesten der Kanarienvogel sein. Die Sponnageln indes behauptete zähe das

Zuverlässigkeit. Niemand brauchte ein Unglück zu fürchten, wenn er in gemütlichem Trott, sanft nickend, die Straße hinaufkletterte, als müsse er rechts und links die be-

Sie nahm es wie etwas Persönliches, wie eine gewollte Rücksichtslosigkeit der Strafe gegenüber, in der bisher das behagliche Gefühl der Sicherheit geherrscht hatte. Denn zu den leisen Klagen des empfindsamen Mütterchens gesellte sich sehr oft eine heimliche Angst um den dritten und letzten im Bunde der kleinen Familie, den bald achtjährigen Wildfang Kolf, der nach Erledigung seiner Schulpflichten mit den Kameraden aus der Nachbarschaft irgendwo draußen Kriegsspiele inszenierte, die ihre Vorbilder bald auf den kalten Gefilden der Mandschurei, bald auf dem heißen Boden Deutschafrikas suchten.

Kolf war ein so wagehalziger Junge, der jedem Gefahr erst aus dem Wege ging, wenn es nach seiner Schwester Meinung eigentlich schon zu spät war. Daß er trotzdem noch alle seine gesunden Gliedmaßen und nicht mindestens ein Duzend Löcher in seinem Kopfe hatte, war ein Wunder! Wenn das feste Schlingelchen einmal dem hechtgrauen Ungetüm mit den blitzblanken, messingumranderten Laternenaugen vor die Räder käme: das Unglück war gar nicht auszudenken!

Selbstverständlich stimmte auch Kolf zunächst in die allgemeine Mißbilligung über den „Drachen“ und seinen ahnungslosen Besitzer ein. Schon aus angeborenem Familiengefühl. Aber er konnte es doch nicht hindern, daß seine Augen manchmal mit schreckhafter Neugier zu den Hebeln und Ventilen, dem schnurrigen Steuerrad und dem wie mit einem Kürass gepanzerten Brustkasten des Ungetüms hinüberwanderten. Wenn dann das unheimliche Surren begann und gleich danach die ersten Bewegungen an dem Automobil sichtbar wurden, steigerte sich die Neugier zu einer gruseligen Bewunderung. Nicht allzulange dauerte es, und er ging mit dem jungen, munteren Chauffeur des Doktors ein kleines Schwagverhältnis ein, wobei sich das Gruseln vor dem „Drachen“ auffällig schnell verflüchtete und dafür ein ganz ungetrübter Enthusiasmus zutage trat, der selbst seine stürmische Neigung zu dem gefangenen Eickhäzchen seines Freundes Hans Erich für ganze Stunden zu verdunkeln vermochte. Die Hupe, die das surrende Signal verursachte, verkündete sich ihm mehr und mehr zu einem wirklich musikalischen Instrument, und der Duft des Benzins bekam sogar etwas Faszinierendes für ihn.

Natürlich erschien auch der große Tag, an dem ihm die atemberaubende Freude zuteil wurde, ein paar Straßen weit in dem neuen Wunderwagen mitzufahren.

Aber da er seiner Mutter hatte versprochen müssen, dem „Drachen“ überall und unverzüglich aus dem Wege zu gehen, so hütete er sich, diese Fahrt schon in der Himmelstorastraße anzutreten. So viel zarte Rücksicht auf Mutter und Schwester wohnte in ihm, daß er diese Lustfahrt nicht vor ihren entsehten Augen anzutreten gewillt war. Er wartete also an der nächsten Straßenecke auf seinen neuen Freund, der das Steuer führte, und kletterte herzklappend dort hinein. Ehe Doktor Burmeister erschien, der zu einer längeren Tour abgeholt werden sollte, hatte er seinen Sitz wieder verlassen. Da sich aber diese heimlichen Freuden, die noch süßer waren als verbotene Früchte, in der Folge wiederholten, geschah es eines Tages, daß Doktor Burmeister früher kam, als ihn die beiden erwartet hatten, und den jungen, wie eine Tomate rot gewordenen Passagier im Wagen überraschte.

„Wen haben wir denn da?“ fragte er erstaunt, aber nicht ohne Wohlwollen an dem verlegenen, kleinen Prachtkerl, der höflich sein

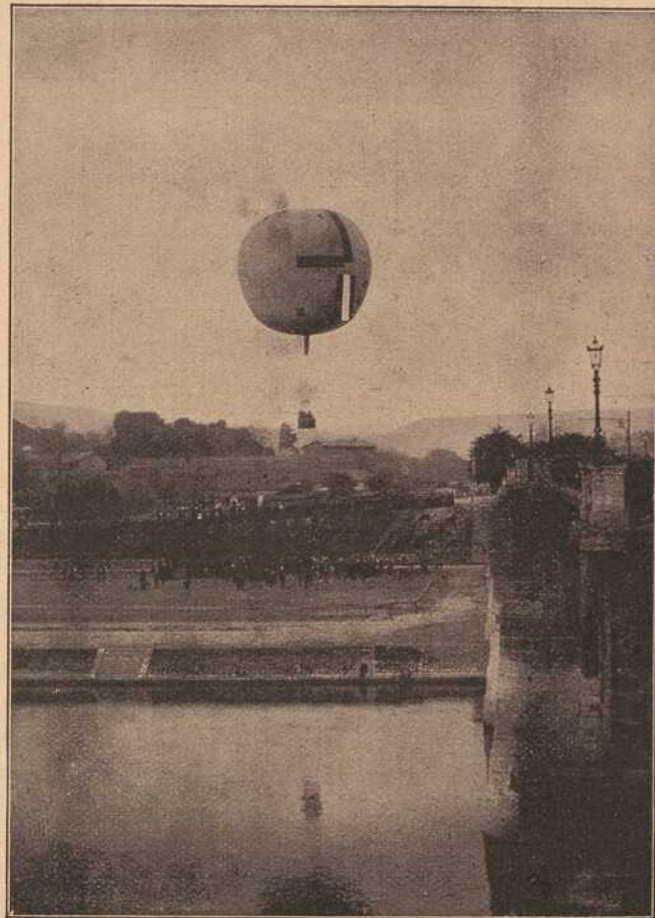
Schülermützchen gezogen hatte, und ängstlich zu ihm aufschaute. „Sind wir nicht halbe Neckbaräleute?“

„Wir wohnen gegenüber von Ihnen!“ sagte Kolf verlegen.

Kolf lugte glücklich zu ihm hinüber. Das Wort Freund hatte ihn sehr stolz berührt.

„Spaz?“ erklärte er dann. „Spaz ist meine Schwester!“

„Na, höre mal, das ist ja ein merkwürdiger



Der Ballon „Franken II“ bei einem Aufstieg.

„Richtig! Und eine große Schwester hast du auch, die immer noch sitzt am Fenster, selbst wenn es schon ganz dämmrig ist! Nicht wahr?“

Kolf nickte, zutraulicher werdend. Dieser Doktor gewann bei näherer Bekanntschaft nicht weniger als sein Automobil. Das stand im Herzen des Jungen sogleich fest.

„Wie heißt du denn, kleiner Mann?“ erkundigte sich Doktor Burmeister und drückte das Häubchen auf den Sitz zurück.

„Kolf von Lodened!“ gab er zur Antwort.

„Sehr angenehm!“ quitierte der Doktor und nahm den Platz neben ihm ein. „Du darfst noch ein bißchen mitfahren, wenn du willst. Es geht bald nach Hause!“

„Aber nur bis an die Ecke von der Himmelstorastraße!“ hat er ein wenig beklommen.

„Dort muß ich aussteigen!“

„Warum?“ fragte der Arzt lächelnd.

„Daß Mama mich nicht darin sieht! Und Spaz! Und die Spomageln!“

„Und weshalb dürfen die dich alle nicht sehen?“

„Weil sie so große Angst haben vor dem „Drachen!““ pläzte er offen heraus.

Doktor Burmeister lachte belustigt.

„Das ist ja ein netter Name für unser schönes Automobil!“ sagte er. „Aber erzähle mir doch mal, wer der „Spaz“ ist, der dich auch nicht sehen darf, Freund Kolf!“

Name! Läßt sie sich denn das von dir gefallen?“

„Wir nennen sie immer so, Mutterchen und ich!“

„Aber so kann sie doch unmöglich heißen?“ „Nein, sie heißt Aspasia, wie unsere Urgroßmutter geheißt hat. Daraus hat Väterchen „Spaz“ gemacht, weil ihm das zu lang gewesen ist, sagte Mutterchen!“ plauderte der Kleine.

„Um, dann empfehl' mich nur deinem Mutterchen und dem Fräulein Schwester und bestelle ihr, sie möchte ihre Augen besser schonen. Der Arzt ließe es ihr sagen! Verstanden?“

„Ja!“ erwiderte Kolf bedrückt. „Aber wenn ich ihr das bestelle, so weiß sie gleich—“

„Richtig. Das geht also nicht. Dann werd' ich's ihr also schon selber sagen müssen!“ sagte Burmeister lachend und nahm sich vor, die nächste Gelegenheit zu benutzen, sich dem schönen, stolzen Geschöpf endlich zu nähern und dabei für Kolf eine Aufhebung des Freundschaftsverbots mit seinem Auto zu veruchen.

Fräulein von Lodened war ihm nämlich schon in seinen ersten Halbenberger Tagen angenehm aufgefallen. Der schlichte Ernst, der in einem lieblichen Gegensatz zu ihrer frischen Jugend stand, erschien ihm überaus sympathisch. So sehnte er sich schon lange

danach mit ihr bekannt zu werden, doch es bot sich ihm keine Gelegenheit. Auch am Fenster saß sie selten zu den Tageszeiten, wo er seinen Gruß hätte anbringen können. Sie war eben eine vornehme, zurückhaltende Natur. Der Ruf, hochmütig und eingebildet zu sein, den sie bei den Referendaren und Rechtsanwältinnen seines Stammtisches genoss, erfüllte ihn zwar mit einiger Unruhe, die ihn äußerst vorsichtig sein ließ, aber es freute ihn doch auch, weil es ihm ein Beweis dafür war, wie apart sie sich hielt, und wie ihr die landläufige Oberflächlichkeit im Verkehr der Haldenberger Jugend zuwider war.

Die Gelegenheit, ein paar erste leichte Fäden von sich zu ihr zu spinnen, wollte indessen lange nicht kommen. Der November verging und der halbe Dezember, und es war keine Aenderung in seinen Beziehungen zu den Lodenecks eingetreten. Nur der kleine Rolf hatte die schnell geknüpften Freundschaft ganz verstoßen weitergepflegt und beteiligte sich daheim nicht mit einer einzigen Silbe mehr an den Entrüstungskundgebungen gegen den „Drachen“. Aber eine offene Parteinarbeit wagte er doch auch nicht.

Da geschah es eines Tages, daß eine Kusine des Doktors den Haldenberger Bahnhof passierte und sich zu dem viertelstündigen Aufenthalt ihren Kusine als Ritter hinstellte. Sie hatte Auftrag von der Verwandtschaft, sich den Vetter anzusehen und über ihn zu berichten, da ein paar alte Tanten des Glaubens lebten, er könne in dem fernen Haldenberg so ohne alle weibliche Aufsicht arg verbummeln.

Heinz Burmeister war wenig erfreut über diesen Besuch. Die Kusine war ihm viel zu schnippisch und selbstbewußt. Aber so ungalant war er doch nicht, daß er sie deswegen vergeblich hätte warten lassen. Und seine Selbstüberwindung wurde belohnt. Denn als er in die Vorhalle des Bahnhofs trat, sah er zu seiner freudigen Ueberraschung auch Fräulein von Lodeneck dort. Artig zog er den Hut. Kühl und nicht ohne einen Stich von Erstaunen im Anblick dankte sie. Seine Augen ruhten aber mit so offenbarem

Wohlgefallen auf ihr, daß das Erstaunen leise von dannen huschte und einem verlegenen Erröten das Feld räumte. Natürlich folgte dicht hinterher der Groll über ein so albernes Verfärben und die Entrüstung über das „Anstarren“. Hastig wandte sie sich ab, dem Automaten zu, um eine Bahnsteigkarte zu lösen; doch in ihrer Bewirung schluckte boshafterweise nicht der Kartenautomat den einzigen Nickel ihres Geldtäschchens, sondern der nichtsnutzige Stollwerfische Schokoladenautomat dicht daneben. Als sie unten am Griffe zog, fiel ihr statt der erwarteten Bahnsteigkarte ein mit Farbendruck und Goldschrift geziertes Schokoladenkarton in die Hand, während nebenan der Nickel des jungen Doktors herausfordernd klirrend durch den richtigen Apparat spazierte.

Verärgert steckte sie das Schokoladentäschchen in die Kleider Tasche und suchte nach einem weiteren Nickel, obgleich sie genau wußte, nur noch Silbergeld in ihrem Portemonnaie zu haben. Heinz hatte sie beobachtet.

„Darf ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er lächelnd; und es schwebte ihr schon auf der Zunge, ein zusagendes Dankeswort zu sprechen. Aber dann fiel ihr die Himmeltorstraße ein, mit ihrem gehörten Frieden, und sein „Anstarren“ von vorhin. Wahrscheinlich galt sein Lächeln ihrem kleinen Irrtum, über den er sich lustig machte. Wie konnte sie auch nur daran denken, von einem solchen Menschen eine Gefälligkeit anzunehmen?

„Ich danke,“ sagte sie reserviert. „Ich löse mir schon eine Karte am Schalter!“

Das Lächeln wich von seinen Lippen, und seine Augenbrauen zogen sich ein wenig zusammen.

„Wie Sie denken!“ murmelte er und schritt verlegen an ihr vorüber zum Bahnsteig hinaus, wo der Zug eben einlief, der das Kusinechen bringen sollte. Durch die Dezemberluft wirbelten die ersten leichten Schneeflocken des Winters, der sich diesmal böse verspätet hatte, und die Menschen alle sahen mit frohen Augen in das sich langsam entwickelnde weiße Gewimmel hinein, als wäre jedes glitzernde Schneeförnchen einen blanken Taler

wert. Das war die alt eingewurzelte Freude an der langsam aufdämmernden Weihnachtsstimmung.

Kusine Hedwig steckte das dunkle Lockenköpfchen schon suchend aus dem Krübe heraus, noch ehe der Zug hielt. Sie wartete auch nicht auf den Schaffner, sondern öffnete sich gewandt die Tür selbst, kletterte munter auf den Bahnsteig hinaus und rief den Vetter an, der sich durch eine Gruppe von etwas unbeholfenen Landleuten erst durcharbeiten mußte.

„Grüß Gott, Heinz!“ sagte sie, ihm die Hand kameradschaftlich schüttelnd, und überflog mit einem schnell musternden Blicke seine stattliche Gestalt, an der auch nicht die leiseste Spur einer junggesellenhaften Nachlässigkeit zu entdecken war. Die Tanten hatten sich also durchaus überflüssigen Befürchtungen hingegeben.

„Du siehst ja brillant aus! Dein Beruf scheint dir gut zu bekommen!“

„Ich danke, ja!“ entgegnete er lakonisch. „Ist alles mobil bei euch?“

„Alles tipp-top!“ bestätigte sie, die gern mit modernen Schlagwörtern in die Unterhaltung fuhr.

„Na, das freut mich! — Und nun möchte ich wissen, ob du eine Erfrischung nötig hast!“

„Nein, Vetter!“ erklärte sie, an ihm vorüberlugend, als suche sie jemand. „Aber ich hatte einer Pensionsfreundin gleichfalls geschrieben. Es wäre schade, wenn sie nicht Zeit gehabt hätte!“

Nun aber ging ein fröhliches Aufleuchten über ihre Züge.

„Hallo, da kommt ja das Girl!“ rief sie befriedigt und telegraphierte mit ihrem Batisttischchen zur Perrontüre hinüber. Und wie Heinz, von einer leisen Ahnung beschlichen, ihren Blicken folgte, sah er wahrhaftig Fräulein von Lodeneck etwas zögernd und besangenen, aber doch lächelnd zu ihnen herüberschreiten. — Und noch einmal zog er den Hut.

„Ihr kennt euch hoffentlich schon, Herrschaften!“ erkundigte sich die Kusine.

„So halb und halb wenigstens!“ sagte Heinz, während das Fräulein korrekt erklärte: „Ich hatte noch nicht das Vergnügen!“

(Fortsetzung folgt.)

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Überflüssige Frage.

„Sag' mal, Karl, was tätest du denn, wenn du die 30 000 Mark fändest?“
— „Gar nix mehr.“

Auf der Festwiese. Menageriebesitzer (zum Ausrufer): „Seien Sie mal einen Augenblick ruhig, Müller, die Herrschaften möchten die Tiere brüllen hören!“

Ein Fremder fragte einen Kellner in Wien, welches der beste Fisch der Donau sei, worauf jener zur Antwort gab: „Der beste Fisch der Donau, das ist halt Rheinslachs.“

In einem Hutladen in Newyork liest man in großen Buchstaben: „Wer steckt bis über die Ohren in Schulden? — Jeder, der seinen Hut nicht bar bezahlt.“

Beleidigt. Graf: „Aber eins muß ich mir verbitten, mein lieber Pastor, daß sie die Gemeinde in der Kirche nicht mit „du“ anreden, wenn ich darunter bin.“

Nette Familie. Richter (zu einem jugendlichen Angeklagten): „Warum wohnen sie nicht bei ihren Eltern?“ — „Ja, sehen Sie, das trifft sich immer so schlecht; wenn ich mal draußen bin, sitzen sie im Gefängnis, und wenn sie draußen sind, bin ich drin!“

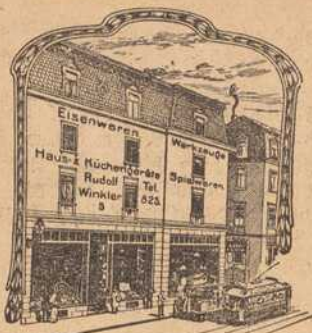
Ueberführt. „Diese Bauern sind doch eben solche Schurken, wie unsere Milchmänner in der Stadt,“ sagte die schöne Sommerfrischlerin entrüstet. — „Ja, aber wieso denn?“ — „Denken Sie sich, heute morgen habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie

der Bauer den Kühen Wasser gab, gerade bevor er sie melkte.“

Dexierbild.



Wo ist die Dame, der das Bild gehört?



Touristen-, Wandervögel-, Wehrkraft-Ausrüstungen

Rudolf Winkler, Würzburg

Brücknerstr. 5

Franko-Versand

Fernruf 825



Eine gute Uhr

kauft man nur beim Fachmann, gründlich abgezogen mit Garantie.

Solche erhält man im

Total-Ausverkauf

mit **20%** Rabatt

bei **Chr. Michels, Uhrmacher**
5 Schönbornstrasse 5

NB. Für jede Uhr wird nach wie vor garantiert.

Neuzeitliche Photographien

empfeht für

Weihnachten

Hofphotograph Otto Bolbrinker
Würzburg

Domerschulstrasse 1/3

Telefon Nr. 1016.

Würzburger Spielwarenlager

Georg und Emma Büchs

Domstraße 68 1/2 :: Telephon 1060



Zur gefl. Besichtigung unseres

erstklassigen Spielwaren-Lagers

wird ein titl. Publikum von Stadt und Land höflichst eingeladen.

W. Klier, Würzburg

Erste Wiener Dampfwasch-Bügel- und Dampf-Bettfedern-Reinigungs- und Desinfektions-Anstalt „EDELWEISS“

Maisstraße 10 Telefon 819
nahe der Randersackererstraße

== SPEZIALITÄT: ==

Stärkwäsche und Vorhangappretur. Annahme sämtl. Wäsche. Jeden Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag werden Bettfedern und Rosshaare jeder Art gereinigt und desinfiziert.

F. Jos. Kurz Söhne

:: Inh.: Joh. N. & Fritz Kurz ::

Würzburg-Zellerau

Kupfer- und Kesselschmiederei,
Metallwarenfabrik, Wasserleitungs-
bauanstalt, Installation

Projektierung und Ausführung voll-
ständiger Wasserversorgungs-,
Pumpen- und Widder-Anlagen

Bäckerei und Weinwirtschaft

Hugo Schlotter, M. Grieb's Nachf.

Würzburg, Brücknerstrasse 19

Angenehmes Verkehrslokal mit
Vereinszimmer

Naturreine Weine und Möste

Bier aus der Frhrl. von Thüngen'schen
Brauerei

Die Frankenwarte



Illustrierte Wochen-Chronik für aktuellste Tagesfragen mit spezieller Berücksichtigung des Frankenlandes.

Nr. 5

Würzburg, 13. Dezember 1913

1. Jahrg.

Die „Frankenwarte“ erscheint wöchentlich einmal am Samstag und ist durch sämtliche Papier- und Schreibutensilien-Handlungen sowie durch die Kolporteurs zum Preise von 10 Pfennig pro Nummer zu beziehen.

Jeder Abonnent der „Frankenwarte“ ist mit **500 Mk. auf den Todesfall**, herbeigeführt durch Unfall, bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg versichert. Jeder Unfall ist unverzüglich nach Eintritt desselben der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank anzuzeigen, auch muss sich der Verletzte innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall in ärztliche Behandlung begeben. Todes-

fälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt der Bank telegraphisch (Telegrammadresse: Lebensbank Nürnberg) zur Anmeldung gebracht werden. Ueber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluss, die vom Verlage der „Frankenwarte“ (Würzburg, Petrinistrasse 18) oder von der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank A. G. in Nürnberg zu beziehen sind.



Die Würzburger Sanitätskolonne anlässlich der Ehrung vier ihrer Mitglieder für 15jährige Dienstzeit.

Die ältere Schwester der Universität — wie häufig das Juliuspital in Würzburg genannt wird — ist durch ihre Geschichte, durch ihre Baulichkeiten und ihre Einrichtung, trotzdem manches heute veraltet erscheinen mag, so interessant, daß das kgl. Juliuspital als eine der größten und bedeutendsten Lebenswürdigkeiten nicht bloß Würzburgs, sondern des ganzen Frankenlandes gelten darf. Einen mächtigen Komplex mitten in der Stadt decken die Bauten dieses „Spittels“, mit dessen Errichtung sich der mächtige Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn kein geringeres Denkmal schuf, als mit seiner Hochschul-Gründung. Auf dem alten Judentempelhof von Würzburg entstand der ursprüngliche Bau, zu dem der Fürstbischof im Jahre 1576 den Grundstein legte und der vier Jahre später eingeweiht ward. Der Stiftungsbrief des Hospitals vom 12. März 1579 widmete den Bau für das „arme, abgearbeitete und unvermögende Volk, für alte, kranke, breithafte und verlassene Leute der Stadt und des Hochstiftes Würzburgs“. Freilich, von den alten Gebäuden aus Juliuszeiten steht heute nur wenig mehr.

Wie das alte Juliuspital aussah, zeigt noch ein vielfach erhaltener Kupferstich: Danach bestand das Juliuspital aus einem länglichen Viereck von Gebäulichkeiten um einen Hof, in welchem schon damals mehrere Fontänen plätscherten. Die beiden Längsflügel gegen Süden und Norden waren teilweise mit altfränkischen Giebeln und schönen Torbauten geschmückt; die Spitalkirche war an dem charakteristischen spitzen Turm, wie ihn die „Julius-Kirchen“ fast durchweg zeigen, kenntlich. Vom vorderen Bau (Südflügel) ist nur noch der Portalstein erhalten, über den wir an anderer Stelle ausführlich berichten. Im übrigen war der alte Juliusbau des Spitals jedenfalls ein Fachwerkbau in der Art, wie so viele Häuser aus jener Zeit jüngst wieder aufgedeckt wurden. Diese Eigenschaft war leider der Brandgefahr sehr günstig, und auch die allgemeine Haltbarkeit war nur eine beschränkte. Schon 120 Jahre nach der Grundsteinlegung und

Errichtung war darum der Bau des Juliuspitals ziemlich hinfällig, und ein großer Brand von 1699 legte den rückwärtigen Längsflügel ganz nieder. An seiner Stelle entstand der jetzige „Fürstenbau“. Der vordere Flügel hielt nahezu 100 Jahre länger; er wurde 1791 auf Geheiß des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal durch den Baumeister Idelsheimer ersetzt.

I.

Der „Fürstenbau“.

Der alte Hofbau des Juliuspitals war, wie erzählt, schon zu Ende des 17. Jahrhunderts baufällig geworden; das alte Fachwerkbauwerk war dem Einsturz nahe. Das Domkapitel beschäftigte sich darum bereits mit Plänen, um das Gebäude einlegen und wieder neu aufzuführen zu lassen. Inzwischen starb aber am 14. Dezember 1698 der damalige Fürstbischof Johann Gottfried von Guttenberg. Sein Nachfolger, Fürstbischof Johann Philipp von Greifenklau, war ein überaus baulustiger und prachtliebender Herr. Die Pläne für den Neubau, der nach der Feuersbrunst von 1699 unbedingt nötig wurde, nahmen denn auch sofort größere Dimensionen an. Diese Pläne rührten von dem italienischen Architekten Petri ni (dem „wälschen Baumeister“, wie er in Würzburg hieß) her. Dieser bedeutende Architekt hat in Würzburg enorm viel geleistet; er baute die Neuenerkirche, die großen Festungswerke um den Marienberg und die Stadt, viele Domherrn- und Adelshöfe, die großartige Kirche von Stift Haug, das alte, jetzt niedergerissene Mainbrückentor und schließlich auch den Fürstenbau des Juliuspitals. Die Vollendung dieses letzten Werkes, das zugleich eine seiner reifsten Schöpfungen ist, hat Petri ni nicht mehr erlebt. Andere große Architekten, wie sein italienischer Kollege Pezani, dann Balthasar Neumann, waren die Vollender dieses großartigen Baues. Immerhin gab Petri ni beim Fürstenbau den Stil an: der prächtige offene Bogengang, die massige Ausführung des untersten Geschosses, die Masken an den Schlusssteinen, das sind alles Eigentümlich-

keiten, die stark auf die Tätigkeit Petri nis hinweisen.

Der Fürstenbau war schon 1704 in Benutzung genommen, also damals äußerlich sicher fertig. Eine große Umwandlung erfuhr er aber sicherlich nach einem weiteren Brand vom 20. November 1745, der den Mittelbau zerstörte. Der damalige Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn hatte damals gerade den Rohbau des herrlichen Residenzschlosses in Würzburg vollendet. Sein genialer Architekt, der Artillerieobrist Balthasar Neumann, der zwar noch die glänzende Innenausstattung zu besorgen hatte, war doch einigermaßen für eine größere Aufgabe frei, und so entstand der jetzige großartige Mittelbau, das Glanzstück des ganzen Spitals. Mächtig erhebt sich dieser Teil aus der langgestreckten Hoffront. Der Torbogen im Erdgeschoß zeigt noch das Wappen des Fürstbischofs Johann Philipp von Greifenklau, umgeben von reichem figürlichen Schmuck. Die beiden Obergeschosse, welche die Kirche enthalten, gehen über die Stöckwerke des Flügels hinaus. Das hochgelegene Hauptgesims ist mit mächtigen Figuren (allegorischen Darstellungen) geschmückt. Der Gesamtanblick ist wahrhaft fürstlich und somit dem Namen „Fürstenbau“ entsprechend; wohl kein Beschauer wird diesen imponierenden Anblick so rasch vergessen.

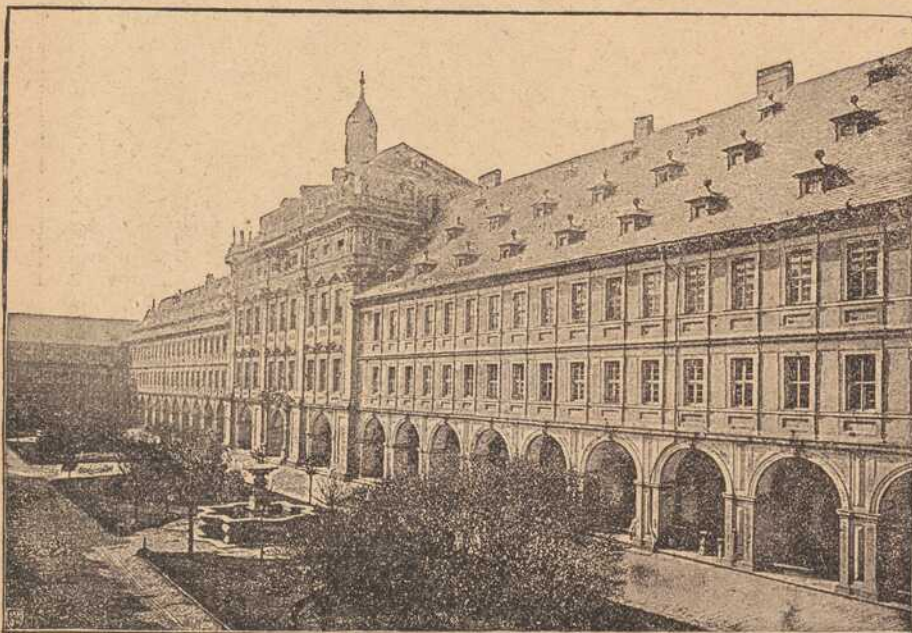
Nicht verkümmert sei hier, noch besonders auf das Innere der Juliuspitalkirche hinzuweisen, die ein ganz eigenartiges Gepräge hat. Die Kirche ist erst zu Ende des 18. Jahrhunderts neu eingerichtet worden und trägt den Stil des „Klassizismus“. Wer in die Kirche tritt, wird ganz verwundert sein über diese eigentümliche Art der Kirchengestaltung, die sich von den herkömmlichen Kirchenbauten weit unterscheidet. Es ist eigentlich gar keine Kirche, sondern ein großartiger Festsaal, ein viereckiger Raum von ziemlich gleichseitiger Ausmessung, auf allen vier Seiten von Gallerien umgeben; der Altar steht mitten in diesem Viereck, die Kanzel unter einer der Gallerien, die Bänke und Bestühle sind hüben und drüben gegen den Altar gerichtet. Die ganze Dekoration ist ungemein zurückhaltend und vornehm in gelblichen und weißen Tönen gehalten. Recht eigenartig ist auch das „ewige Licht“, das nicht wie sonst in einer Ampel hängt, sondern auf einer Säule steht, neben welcher eine ideale Frauenfigur (Vestal) sich befindet.

Fürstenbau und Kirche sind jedenfalls die ersten und wichtigsten Schönheiten und die bedeutendsten Bauwerke des Spitals; sie sind dem Besuche der Einheimischen und Fremden angelegentlich zu empfehlen.

II.

Der Juliuspital-Garten.

Da das Juliuspital auf einem israelitischen Friedhof, dem sog. „Juden Garten“ angelegt wurde und da offenbar freier Raum nach außen verblieb, lag von Anfang an die Anlage eines Gartens nahe. Schon der Hof mit den beiden plätschernden Springbrunnen war sicherlich schon in alter Zeit teilweise bepflanzt, wie er auch heute noch alte Gartenformen zeigt. Hinter dem Spital war wohl teils Küchengarten, teils auch eine Anlage für erholungsbedürftige Kranke. Im 18. Jahrhundert, als die Gartenkunst so ge-



Fürstenbau (Hofansicht).

waltige Fortschritte machte, erfuhr — offenbar im Anschluß an die Errichtung des Fürstenbaues — auch der Garten des Juliusspitals eine großzügige Umgestaltung im Stile der damaligen Gartenkunst. Ein Kupferstich des bekannten Frankfurter Künstlers Kleiner zeigt ganz großartige Gartenanlagen mit reichem Figurenschmuck, schönen Laubgängen und feingegliederten Beeten — alles im sog. französischen Gartenstil, wie ihn Le Notre, der Schöpfer des Versailler Schloßparks, ausgebildet hatte. Von diesen herrlichen Gartenanlagen ist freilich wenig geblieben; sie mußten wieder den im „englischen“ oder „natürlichen“ Stil gehaltenen Baum- und Buschgruppen, die in ihrer Art gewiß auch sehr schön sind, weichen. Dennoch aber verraten einzelne Teile die alte Anlage; es sind dies die Hausterrasse auf der Rückseite des Fürstenbaues, ferner der Brunnen inmitten des Gartens und endlich der sog. historische Pavillon.

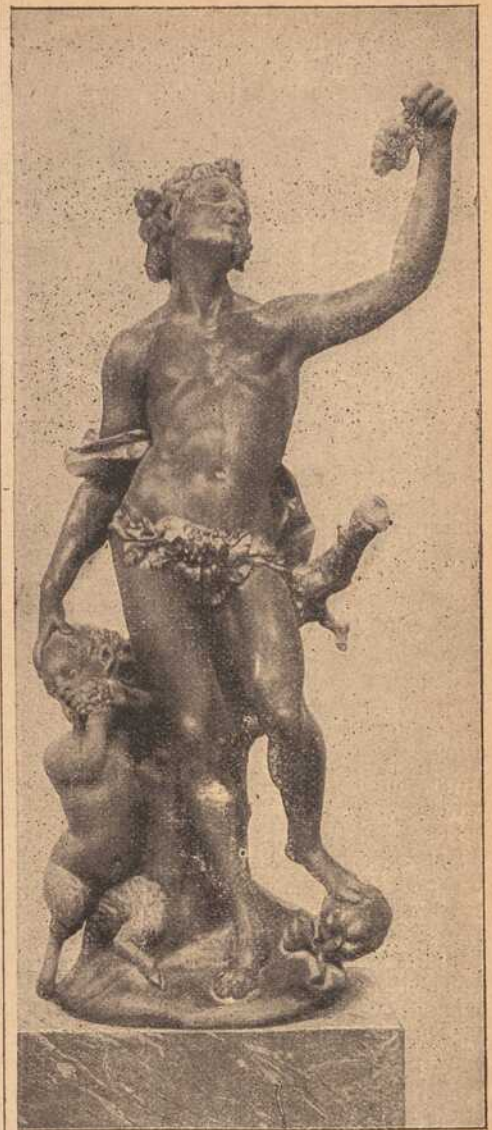
Die Hausterrasse auf der Gartenseite des Fürstenbaues gibt gerade dieser Front ein überaus großartiges Gepräge. Sie zieht sich längs des ganzen nördlichen Flügels hin und trägt eine mächtige Stein-Ballustrade. Vielfach ist von neueren Architekten (z. B. von Schulze-Naumburg in seinem Ergänzungsband zu „Gärten“) auf dieses Musterbeispiel einer Gartenterrasse hingewiesen. Die Ballustrade ist von einer schönen Freitreppe im Durchgang des Mittelbaues unterbrochen. Hier betreten die meisten Besucher den Garten des Juliusspitals, der tagsüber stets zur Besichtigung offen steht und den Kranken oder Genesenden wohlthätigen Aufenthalt im Freien bietet.

Direkt von der Gartentreppe gelangt man zum Brunnen, dem zweiten wohl erhaltenen Plastikwerk des Gartens. Seinem Stile nach ist der Brunnen wohl zur gleichen Zeit entstanden, wie der Fürstenbau, nämlich unter der Herrschaft des Fürstbischofs Johann Philipp von Greifenklau zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Das Becken ist in den damals üblichen zierlichen Formen gestaltet. In der Mitte erhebt sich über einer felsigen Partie und einem Delfin ein „Greif“, das Wappentier des baulustigen Fürstbischofs; dieser Greif ist der Wasserspeier des Springbrunnens. Um diesen Mittelpunkt gruppieren sich vier allegorische Figuren, die offenbar Flußgestalten verkörpern. Man hat sie zum Teil als jene Flüsse, welche das Bistum Würzburg durchströmen, gedeutet, nämlich als Main, Saale, Sime und Tauber. Eine andere nicht unwahrscheinliche Auslegung sieht in den Flußfiguren die Vertretungen des fränkischen Kreises, nämlich den Main für Würzburg, die Rednitz für Bamberg,

die Regat für Ansbach und den Roten Main für Bayreuth.

Das größte und reizendste der alten Gartenbauwerke aber ist der sog. historische Pavillon. Er ist ein köstliches Musterbeispiel des deutschen Hochbarocks, eine „Vorahnung des Dresdener Zwingers“, wie C. Gurkitt ihn nennt. Ganz merkwürdig ist seine Anlage und Dachkonstruktion, über welcher sich zwei turmartige Laternen erheben. Die Pläne zu dem reizenden Bauwerk stammen wohl ursprünglich ebenfalls von Petrucci. Der Bau wurde aber erst nach des Meisters Tod errichtet und hat darum viele Eigentümlichkeiten, die dem italienischen Frühbarockmeister fremd sind. 1705 entstand das Bauwerk, das zunächst als Gartenpavillon diente; im Innern ist es mit großartigen Stuckarbeiten geschmückt; das Wappen des Fürstbischofs Johann Philipp von Greifenklau gibt auch hier die Zeit der Entstehung an. Neugierlich und wohl auch innerlich fanden aber mehrfache Veränderungen an dem Bau statt, wozu wahrscheinlich auch die veränderte Zweckbestimmung Anlaß gab. Im Jahre 1724 wurde nämlich der Pavillon zu einer Stätte der Wissenschaft erhoben; es wurde in ihm ein „anatomisches Theater“, d. h. ein Experimentier- und Hörsaal für Anatomie eingerichtet. Diese Bestimmung ist sowohl durch eine Inschrift wie auch durch die Figuren zweier Ärzte oder Anatomen links und rechts vom Haupttor gekennzeichnet. Als Schöpfer dieser Figuren ist kein geringerer, als der Bildhauer Johann Peter Wagner, der Schöpfer der herrlichen Hofgarten-Figuren in Würzburg und Beitzhöchheim, nachweisbar. Die kleinen Tonmodelle zu den genannten Anatomiefiguren befinden sich im Luitpoldmuseum zu Würzburg unter der reichen Sammlung Wagnerischer Modelle dortselbst.

Der historische Pavillon hat seine Bestimmung als Stätte der anatomischen Wissenschaft bis 1853 beibehalten. In diesem verhältnismäßig kleinen Raum lehrten und wirkten die größten deutschen Autoritäten der Anatomie, so u. a. Virchow und Kölliker, und aus diesem Pavillon gingen weltbewegende Gedanken und Entdeckungen hervor, so die Lehre von der Entwicklungsgeschichte und der Cellularpathologie. Erst mit dem Bau des medizinischen Kollegienhauses 1853 zog die Wissenschaft aus dem Gartenpavillon aus; er stand dann lange Zeit leer. Vorübergehend zog lustiges, feucht-fröhliches Leben in ihn ein, da hier zeitweise (z. B. beim 300jährigen Universitätsjubiläum 1882) die juliuspitalische Weinstube eingerichtet wurde. Damals stand an der Wand des Pavillons der weinfröhliche Spruch:



Statuette des Herbstes im Juliusspital in Würzburg.

„In alter Zeit ward hier in diesem Haus Die Anatomie sehr gründlich getrieben! Die Anatomen, die wanderten aus, Die „Gründlichkeit“, die ist geblieben. Drum kam nicht „Nippen“ in diesem Saal Dir frommen, Stets auf den „Grund“ — im Becher mußt Du kommen.“

Die Neuzeit hat den Pavillon zu einem neuen idealen Zweck bestimmt; er wird das höchst interessante Archiv des kgl. Juliusspitals bergen; dieses Archiv wird gegenwärtig von Archivar Dr. Fridolin Solleder neu geordnet.

III.

Die Apotheke des Juliusspitals.

Ein Schmuckkästlein allerersten Ranges, das viel zu wenig bekannt und gewürdigt ist! Man findet ja häufig in alten Apotheken reizende Einrichtungsgegenstände, und darum gehört eine schöne alte Apotheke auch meist zum Bestand eines Museums. Eine der köstlichsten Apothekeneinrichtungen und noch dazu im alten Raum und an richtiger Stelle ist die des Juliusspitals. Diese Apotheke liegt im Fürstenbau, rechts vom Torübergang und verdient die ganz besondere Beachtung der Besucher.

Gleich beim Eintritt sieht man an den Stukkaturen und Gemälden der Decke, daß hier ein altes Apothekergewölbe aus der Rokokozeit gegeben ist. (Die Gemälde des Gewölbes sind allerdings ziemlich rauchge-



Gartenpavillon im Juliusspitalgarten.

schwärzt, so daß ihre Darstellungen nur schwer erkennlich sind.) Den Hauptreiz des Raumes bilden der Rezepturtisch und die Wandschränke.

Der Rezepturtisch ist bekrönt von

Apothek und ihre Schränke waren der Tradition nach ehemals in Weiß und Gold gefaßt, während sie jetzt braune Naturfarbe des Holzes zeigen. Die beigegebene Abbildung des „Herbstes“, eine schwärmerische

noch hat das Juliuspital eines der bedeutendsten Weingüter in ganz Franken mit einem Areal von rund 60 Hektar und zwar namentlich in der Gemarkung Würzburg (am Stein, Schalksburg, Leisten, Neuberg, Abtsleite und Pfaffenberg), dann am Rühlben in Randersacker, in Eßernsdorf und Altheim, endlich in Iphofen und Rödelsee — durchweg erstklassige Lagen, die von einem eigenen Weingutsinspektor sachkundig und muster-gültig bebaut werden.

Prächtig sind die Kellereien des Juliuspitals, die sich namentlich unter dem Fürstenbau, sowie unter dem Kelterhaus hinziehen und vielfach noch alte sehenswerte Fässer bergen. Auch in Altheim bei Eßernsdorf besitzt das Spital eine eigene große Kellerei.

Den Hauptanziehungspunkt bildet für weinfrohe Besucher vor allem auch die Trinkstube des Juliuspitals im Torweg. Dort unten hat mancher Einheimische und Fremde sich Begeisterung für die edlen Gewächse der fränkischen Nebenberge gewonnen, und er hat auch die rechte Form des Genusses gelernt, wie dies ein dort entstandener Weinspruch doziert:

„In vino puro sanitas“
 Schon Julius Echter wußte das,
 Darum hat er von edlen Neben
 Auch Zehnten dem Spital gegeben.
 Willst führen Du des Weines feurigste
 Funken,

Gieß nicht das edle Raß in Strömen ein!
 Erst auf der Zung' erprobt, dann langsam
 getrunken,

So will's der rechte, ächte Frankenwein.“



Kunstschmiedegitter in der Apotheke des Juliuspitals.

einem großartigen Kunstgitter. Auch ohne daß die Initialen des fürstbischöflichen Hofschlossers Johann Georg Degg in dem Geranke der Kunstschlosserei zu finden wären, würde man dieses reizende Kunstwerk als Schöpfung des Meisters erkennen, der die Würzburger Hofgartentore schuf. Das Gitter zeigt das Wappen des Fürstbischöfs Adam Friedrich von Seinsheim und die Jahrzahl 1762. Die Formen sind schönstes Rokoko. Ursprünglich war das Gitter wohl zum Teil verguldet, was die Wirkung wohl noch erhöhte.

Im reizendsten Rokokostil sind auch die Schränke und Regale der Apotheke an den Wänden gehalten; vielfach mit Muschel- und Stalaktiden-Motiven geschmückt sind die Beispiele hervorragender kunstgewerblicher Fähigkeiten von Meistern des 18. Jahrhunderts. Besonders schön sind auch einige Figürchen, die wohl dem Würzburger Rokokokünstler Johann Peter Wagner zuzuschreiben sind und die vier Jahreszeiten in eleganten Gestalten darstellen. Man hat beim Betrachten das Gefühl, als ob man gar nicht Bildhauerarbeiten, sondern Porzellanfigürchen vor sich habe, und dieser Eindruck war wohl früher, als die Apotheke Farbe trug, noch stärker als jetzt, denn die

Bacchus-Figur mit Trauben und einem kleinen Satyr gibt eine Probe dieser entzückenden Kunst, die von einer unvergleichlichen Anmut durchströmt und auch technisch vollkommen ist.

Auch unter den Gefäßen der Juliuspitalapothek finden sich noch viele alte Stücke, so namentlich schöne messingene Mörser mit fürstbischöflichen Wappen, Arzneischalen, Salbennäpfe, Gewichte und dergl. Jedemfalls ist ein Besuch der originellen Apotheke für Kunstfreunde höchst empfehlenswert.

IV.

Die Juliuspital-Trinkstube.

Zwar nicht bildlich, wohl aber durch das Wort soll noch auch die Eigenschaft des Juliuspitals als Musterweingutsverwaltung hingewiesen werden. Schon der Gründer des Spitals, Fürstbischof Julius, bedachte seine Stiftung nicht bloß reich mit Geld und Gut, sondern auch mit Weinbergen. Bereits die Fundations-Urkunde von 1579 verzeichnet mehrere Weinzeihen. Bald erscheint auch eigener Weinbergsbesitz des Spitals; 1580 erhielt es einige Weingärten am Stein, und schon 1605, also 25 Jahre nach der Einweihung, besaß das Spital auf Würzburger Markung 185 Morgen Weinberg. Auch heute

Fünfzehnjährige Dienstzeit bei der Würzburger Sanitätskolonne.

Am Freitag, den 5. Dezember konnten die Herren Johann Blattner, Direktionsdiener, August Czeguhn, Städt. Kranenführer, Georg Spignagel, Tapeziermeister und Friedrich August Hirsch, Universitätsdiener auf eine 15jährige Dienstzeit bei der Würzburger Sanitätskolonne zurückblicken. Aus diesem

Anlasse wurde Genannten von Herrn Bürgermeister Brand in feierlicher Weise je ein Ehrendiplom überreicht. Im Verlaufe der Feier brachte Herr Bürgermeister Brand ein Hoch auf den Protektor des Roten Kreuzes, König Ludwig III., Herr Kolonnenführer Oberstleutnant Lang ein solches auf die Stadt

Würzburg aus. Ein gemütliches Beisammensein im Vereinslokal „Köhlerei“ bildete den Abschluß der Feier. Unser Titelbild zeigt die Mitglieder der Sanitätskolonne mit ihrem Führer Herrn Oberstleutnant Lang, sowie Herrn Bürgermeister Brand. Die Jubilare sind kenntlich an den Ehrendiplomen.

Touristen-, Wandervogel-, Wehrkraft-Ausrüstungen

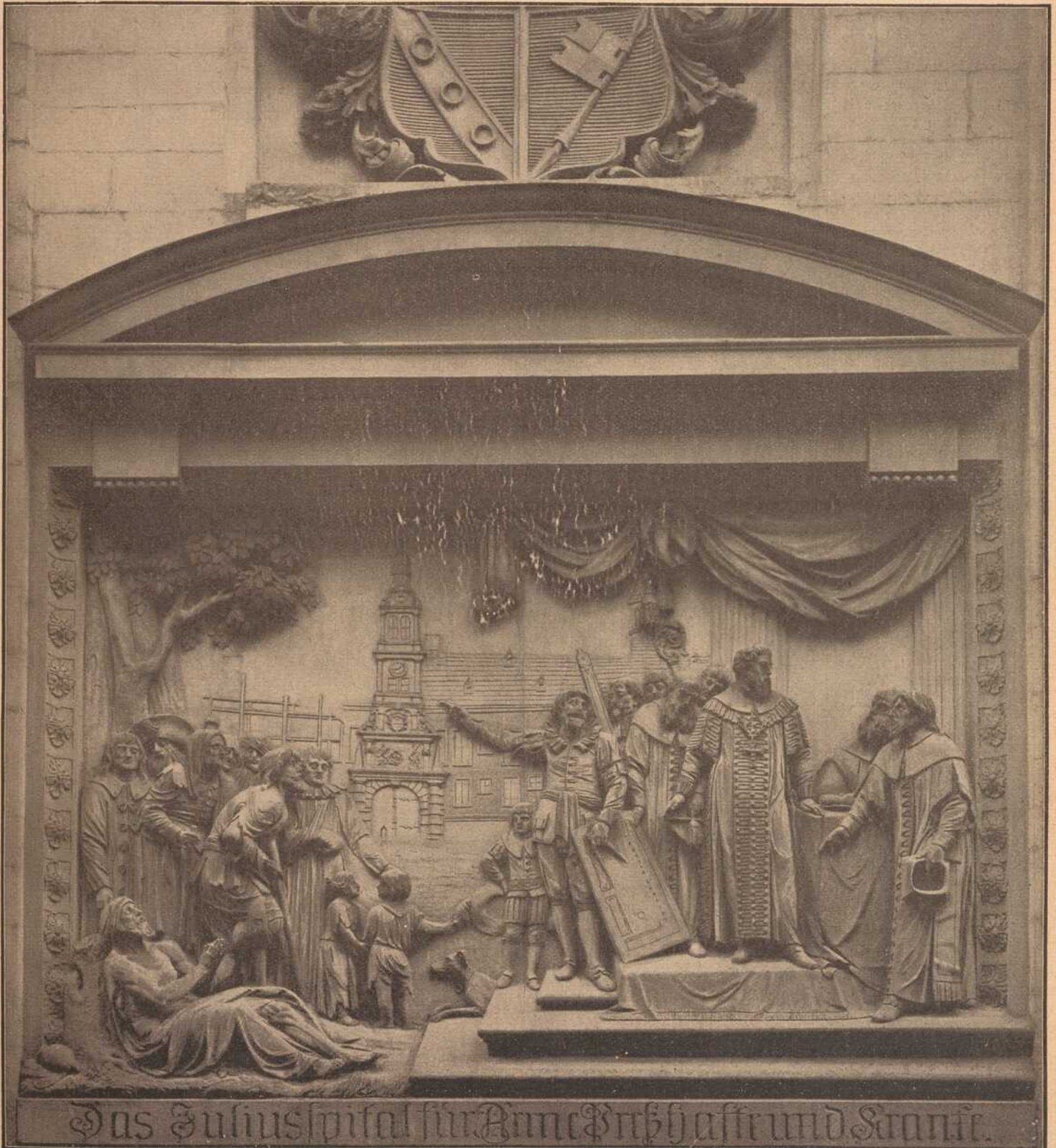
Rudolf Winkler, Würzburg

Brücknerstr. 5 Franko-Versand Fernruf 825

Die Frankenwarte

erscheint wöchentlich und bringt neben den aktuellsten Tagesereignissen aus aller

Welt speziell Begebenheiten aus unserem Frankenlande in Wort und Bild. Die in der „Frankenwarte“ zum Abdruck gelangenden Romane und Erzählungen sind sittenrein und nach jeder Richtung hin einwandfrei. Neben raschster Veröffentlichung der Tagesereignisse bezweckt die „Frankenwarte“ noch die Förderung und Verbreitung der Heimatkunst und -Geschichte. Beiträge in Wort und Bild an unsere Redaktion sind willkommen. 1919



Jüngerer Portalstein des Juliuspitals in Würzburg von 1791.

Harmonie 999.

Nachdr. verb.
Eine tragikomische Geschichte von Thekla Edenfeld.

Rriegsjahre zählen bekanntlich doppelt, und so dünkte denn Richard Moser die stürmische Zeit seiner dreijährigen Ehe eine unendlich lange. Nun aber, wo der so folgenschwere, ihm die Freiheit verkündende Brief seines Rechtsanwalts vor ihm lag, versiel er doch in wehmütiges Nachdenken. Warum auch hatte das alles so kommen müssen? Wurde doch ihre Ehe seinerzeit aus reiner Neigung geschlossen! In ihrer Brautzeit fehlten nur noch die lieblichen Flügel, und Laura hätte getrost als Engel-Modell stehen können, so lieblich und sanft war die junge Dame anzuschauen. Aber ach, im heiligen Ehestande entpuppte sie sich nach wenigen Monden schon in ihrer wahren Gestalt: ein an Liebe so bettelarmes, an Bosheit und Streitsucht dagegen so unendlich reiches Wesen. Das zarte Persönchen verstand die Kunst des Pantoffelschwingens in beinahe unheimlichem Grade. Abgesehen von ihren Gardinenpredigten, die ein Lamm in Harnisch, einen Mann aber zur Verzweiflung bringen konnten, verbitterte sie ihm durch ihre ewigen Nörgeleien — gepaart mit bissigen Bemerkungen — dermaßen das Leben, daß Moser einst seinem besten Freunde gestand: „Meine Ehe ist ein gelinder Vorgeschnack des Fegefeuers!“ — Ein stichhaltiger Grund zur Scheidung lag allerdings nicht vor, und so mußte denn wieder einmal das „höswillige Verlassen“ erhalten. Als Moser eines Abends vom Geschäft heimkam, fand er statt seiner Gattin folgendes lakonische Briefchen:

„Ich gehe zu meinen Eltern, versuche nicht, mich unzufindnen. Alles meine Rechtsanwaltschaft.“

* * *

Seit diesem Ereignis waren schon 13 Monate entschwunden und der verlassene Gatte konnte auf eine — was sein Gemüt anbelangt, zwar ruhige — äußerlich sehr bewegte Zeit zurückschauen. Wenige Tage nach seiner Gattin hatte auch das seitherige Mädchen für alles sein Bündel geschnürt, und so mußte denn Moser ins Hotel ziehen, bis er einen Ersatz gefunden. Dieser hieß Franziska und stellte sich unter dem vielversprechenden Namen „Haushalterin“ vor; sie

näherte sich mit Riesenschritten den Jahren, von denen der Psalmist singt: „Sie gefallen uns nicht!“ Uebrigens paßte ein Zitat aus der Bibel vorzüglich auf ihre werthe Persönlichkeit, denn Frömmigkeit war ihre vornehmste und — leider — einzige Tugend. Daß sie jeden Morgen zur Kirche pilgerte, genierte Moser wenig; bedeutend mehr je-

tilgen, Moser aß beständig im Wirtshaus und kam nur noch zum Schlafen heim. — Bald darauf hielt Nummer Zwei ihren Einzug, ein freundlich blickendes Wesen, das Susanna gerufen wurde.

Im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin kochte sie zwar famos, aber auch ihre Achillesferse hatte der Hausherr gar bald herausgefunden. Sie hegte eine große Scheu vor Wesen und Scheuerlappen und, ihrem Aussehen nach, auch vor dem Wasser! Fingerdicker Staub lagerte auf den Möbeln, in der guten Stube hatte sich ein Mottenheer eingenistet; am schlimmsten sah es aber in der Speisekammer aus. An der Decke konnte man die zierlichen Netze einer fleißigen Spinne bewundern, während auf dem Boden sich eine mehrköpfige Mäusefamilie von den zahlreichen Speiseresten ernährte. Nach wenigen Wochen kündigte Susanna ihren — ihrer Aussage nach allzustrengen — Dienst auf, gerade ehe Moser total im Schmutz erstickt war.

Die „Mädche“ war sauber an sich und kam im allgemeinen ihren Verpflichtungen nach, aber auch sie bot hinlänglich Grund zu Tadel. Sie stammte nämlich aus einer weitverzweigten Familie, die zumeist am Plage wohnte und deren Glieder seltsamerweise nur männliche Vertreter aufwies. Der eine „Bettler“ war ein schneidiger Mann und jeden Sonntag Mittagsgast bei Herrn Moser. Der zweite „Aufhäng“ diente als Schaffner bei der Trambahn und versäumte die findige Maid nie die Zeit, wenn ihn sein Wagen am Hause vorbeiführte. Ferner erschien allabendlich ein „Landsmann“, der als



Dr. Arthur Hoffmann, der neugewählte Bundespräsident der Schweiz.

doch verdroß ihn der Umstand, daß die fromme Jungfrau in der Küche stets das Gebetbuch studierte, vom Inhalt des Kochbuchs dagegen kaum einen blaffen Dunst besaß. Zahlreiche angebrannte, versalzene oder sonstwie verdorbene Speisen tischte sie dem Hausherrn mit ihrer demütigsten Miene auf, und wenn dem Aermsten hin und wieder die Geduld plagte und ein halbblauer Fluch seinen Lippen entschlüpfte, faltete sie sanft die Hände und betete für das Seelenheil dieses Sünders. Und gerade in der Küchenregion war die verfloffene Laura Meisterin gewesen! Schließlich mußte Franziska ihre schwer zu enträtselnden Gerichte allein ver-

Schlosser in der Nähe arbeitete. Die beiden sahen dann friedlich und gemüthlich in der hinteren Stube und lachten und schwatzten so laut, daß sich die Hausbewohner darüber beschwerten und Moser ein Mahnwort sprechen mußte. Tiefgefränkt zog die Vielbegehrte am Ersten des folgenden Monats von damen. Moser jedoch hatte die Junggesellenwirtschaft satt. Er gab seine Wohnung auf, ließ die Einrichtung zu einem Möbelhändler schaffen, sich selbst aber mietete er in einer bekannten Familienpension ein. Daß aber auch hier nicht nur eitel Gluck und Freude herrschte, sollte Moser bald genug erfahren. Bei den Mahlzeiten machten

sich die teuren Zeiten recht bemerkbar, und dann die Gesellschaft!

Da war z. B. Herr Mäschle, ein behäbiger Rentier und ehemaliger Schlächtermeister. Beim Essen schob er beständig das Messer in den Mund; auch beglückte er seine Tischgenossen vom ersten Löffel Suppe bis zum letzten Bissen der süßen Speise mit einer schmagenden Melodie. Ferner die nahezu stocktaube Zimmernachbarin zu Mosers Rechten! Die Dame, eine alte Generalwitwe, litt an Schlaflosigkeit und unterhielt sich



Dr. A. von Planta,
Präsident des Schweizerischen Nationalrats.

daher nachts stundenlang mit ihrer Jose. Letztere mußte förmlich brüllen, um von ihrer Herrin verstanden zu werden, ein Umstand, der nicht gerade zur Erheiterung der Nachbarschaft beitrug.

Mehr wie je dachte Moser jetzt an seine frühere, stets so geordnete Häuslichkeit, in welcher alles wie am Schnürchen gegangen. Ja, öfters sogar ertappte er sich bei dem Gedanken: „Wie mag es wohl Laura gehen?“ Er war ihr seit ihrer Scheidung niemals begegnet, und so vermutete er sie bei einer ihrer auswärtig verheirateten Schwestern. Die Zeit heilt bekanntlich manche Wunde, und so kamen Moser fast nur die Lichtseiten seiner Ehe in Erinnerung.

* * *

Wieder einmal weilte er auf seinem Zimmer und las die Zeitung. Da plötzlich blieb sein Blick auf einer langen Reihe Heirats-

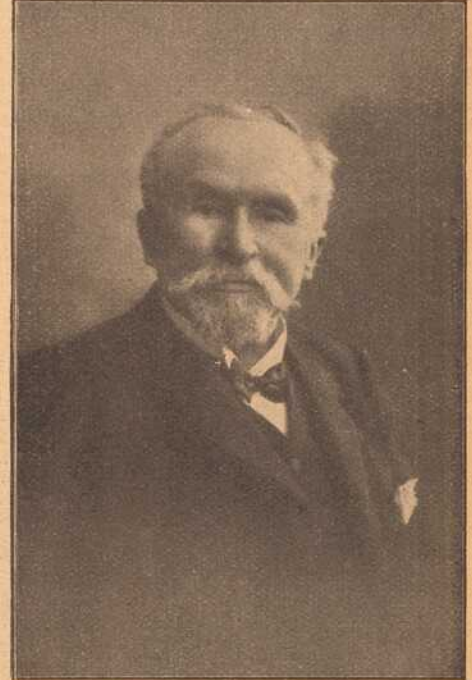
offerten haften. Wie Schuppen fiel es von den Augen. Ja, eine Heirat war auch für ihn das einzig Richtige! Nachdenklich ließ er die jüngeren Damen seiner Bekanntschaft vor seinem geistigen Auge Revue passieren, aber er mußte sich gestehen, keine unter ihnen gefiel ihm besonders. So mochte denn auch bei ihm statt Schelm Amor der freundliche Zufall den Vermittler spielen.

Unter den heutigen Anzeigen fand er die typischen Angebote des Heiratsmarktes: Das reizere Mädchen mit dem ansehnlichen Vermögen, die junge unbemittelte, aber sehr musikalische und häusliche Jungfrau usw. Sie alle ließen ihn kühl. Doch siehe da! Die letzte der Ankündigungen gefiel ihm schon besser, denn er murmelte befriedigt „hm, hm“ und las dieselbe nochmals mit steigendem Interesse. Hier handelte es sich um eine jüngere Witwe mit einem Kinde. Besagte Persönlichkeit besaß — laut Inserat — ein angenehmes Aeußere, war höchst gebildet, äußerst tüchtig im Hauswesen und augenscheinlich sehr wohlhabend. Daß die Dame Witwe war, dachte Moser für seinen Fall das Passendste, denn jedenfalls kamen die mit ihrem Seligen gemachten Erfahrungen dem zweiten Gatten wohl zu statten, eine Ehe mit ihr konnte also nur glücklich ausfallen! Und die Hauptsache: Die Betreffende schwärmte gleich ihm für Ruhe und Frieden, denn sie erbat sich die Zuschriften etwaiger Reflektanten unter dem vielversprechenden Pseudonym „Harmonie 999“. Das Kind schreckte ihn keineswegs ab, im Gegenteil! Er selbst war ein großer Kinderfreund und hatte stets bedauert, daß seine Ehe kinderlos geblieben. Ein angenommenes Kind — natürlich mußte es gut einschlagen — konnte einem dieselbe Freude bereiten wie ein eigenes. Ob es wohl ein Knabe war? Wie alt mochte es sein? Mosers Gedanken- gang hatte einen unendlich langen Faden gesponnen, als ihm schließlich die wichtigste Tatsache einfiel: Zuerst mußte er doch die Mutter des Kindes kennen lernen!!

Er schrieb nun — gleichfalls unter einem Decknamen — ein Brieflein, in dem er die Unbekannte um eine Zusammenkunft bat. Der Vorsicht halber faßte er das Schreiben mit der Maschine ab. — Den Hausgenossen gegenüber legte Moser in den folgenden Tagen eine merkwürdige Zerstreutheit an den Tag, und in seinem Geschäft gab er solch verkehrte Befehle, daß sein Buchhalter hinter seinem Rücken eine verdächtige Bewegung nach der Stirn machte. Verschiedene Male täglich lief Moser zur Post und fragte nach den postlagernden Briefen. Am Morgen des vierten Tages endlich hielt er das heiß ersehnte Lebenszeichen in Händen. Der freudiger Aufregung zitternd, riß er das ebenfalls mit der Schreibmaschine hergestellte Brieflein auf und — o Wonne! es ent-

hielt die frohe Botschaft, daß Frau Harmonie bereit war, ihn kennen zu lernen. Die heiratslustige Witwe mußte ein poetisches Gemüt besitzen, denn ausgerechnet am Schillerdenkmal sollte das Stellbilden stattfinden.

Pünktlich um 7 Uhr weilte Moser am festgesetzten Orte und wenige Minuten später sah er eine schwarzgekleidete Dame auf sich zukommen. Vom Gesicht konnte er so gut wie gar nichts erkennen, denn es war schon ziemlich dunkel, auch bedeckte ein dichter Schleier das Antlitz der Unbekannten. Er



Dr. Eugen Richard,
Präsident des Schweizerischen Ständerats.

zog höflich den Hut und wollte eine passende Einleitung von Stapel lassen, — — — da stieß „Harmonie 999“ einen lauten Schrei aus. Der bestürzte Moser betrachtete seine Gefährtin näher und entdeckte mit Staunen, daß sie und seine energische Laura ein und dieselbe Person waren! Natürlich gab es viel zu erzählen und zu erklären, besonders der Umstand, weshalb sich Laura in dem Inserat sich „Witwe“ titulierte. „Nachdem wir geschieden, warst du doch tot für mich!“ gestand sie naiv, worauf Moser fast atemlos fragte: „Aber das Kind?“ „Gehört meiner jüngst verstorbenen Schwester, ich habe es adoptiert!“ erwiderte Laura. — Das Ende vom Liede ist leicht zu erraten. Kurze Zeit darauf schloß unser Pärchen zum zweiten Male den Ehebund, und soviel ich bis jetzt erfahren, hat der Name „Harmonie 999“ den Wiedervereinigten ein günstiges Omen bedeutet.

Das Tal. Von Ludwig Uhland.

Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Tal?
Nur in den frühesten Jugendjahren
Erschienst du so mir manchenmal.
Die Sonne schon hinabgegangen,
Doch aus den Bächen klarer Schein;
Kein Lüftchen spielt mit um die Wangen,
Doch sanftes Rauschen in dem Hain.

Es duftet wieder alte Liebe,
Es grünet wieder alte Lust;
Ja, selbst die alten Liebertriebe
Beleben diese kalte Brust.
Natur, wohl braucht es solcher Stunden,
So innig und so liebevoll,
Wenn dieses arme Herz gesunden,
Das welkende genesen soll.

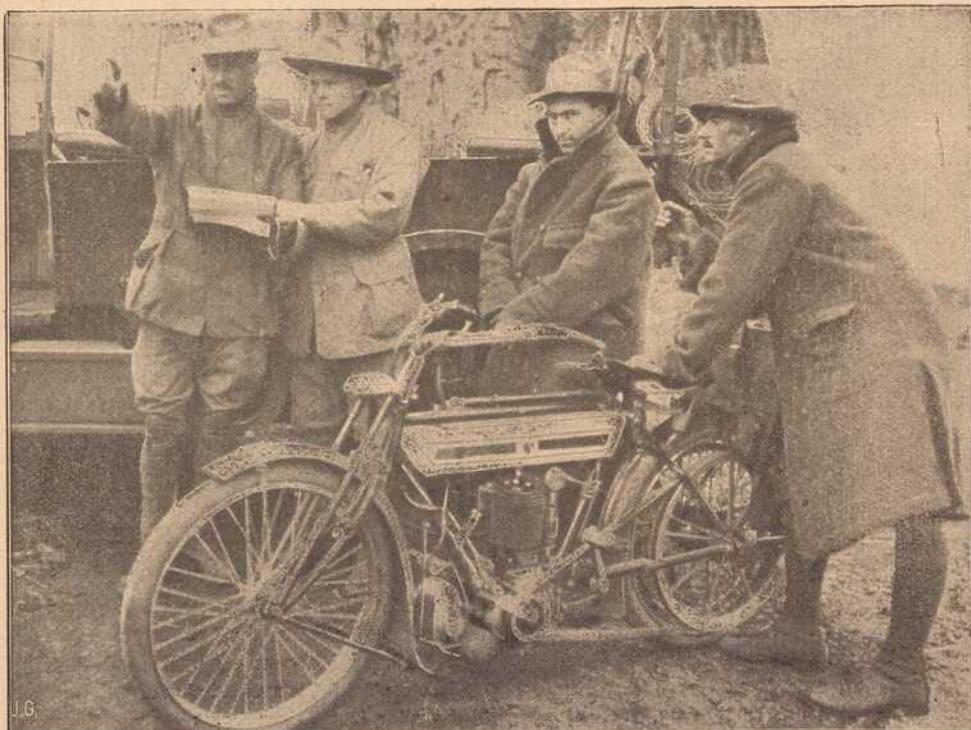
Bedrängt mich einst die Welt noch bänger,
So such' ich wieder dich, mein Tal!
Empfange dann den kranken Sänger
Mit solcher Milde noch einmal!
Und sink' ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund
Und nimm mich auf und schließ ihn wieder
Und grüne fröhlich und gesund!



Der Flieger Viktor Stoeffler, der den 100 000 Mark-Preis der Nationalflugspende für den längsten Tagesflug erhielt.



Die modernste Waffe.
Aeroplan mit Schnellfeuerkanone, die der Mittflieger bedient.



Auf Motor-Zweirädern von Kapstadt nach Kairo. Unter Führung des Kapitän N. A. Kelsey wurde kürzlich von 3 Engländern eine Forschungs-Expedition durch Afrika auf Motor-zweirädern unternommen. Es gelang ihnen, unter großen Schwierigkeiten Afrika zu durchqueren.

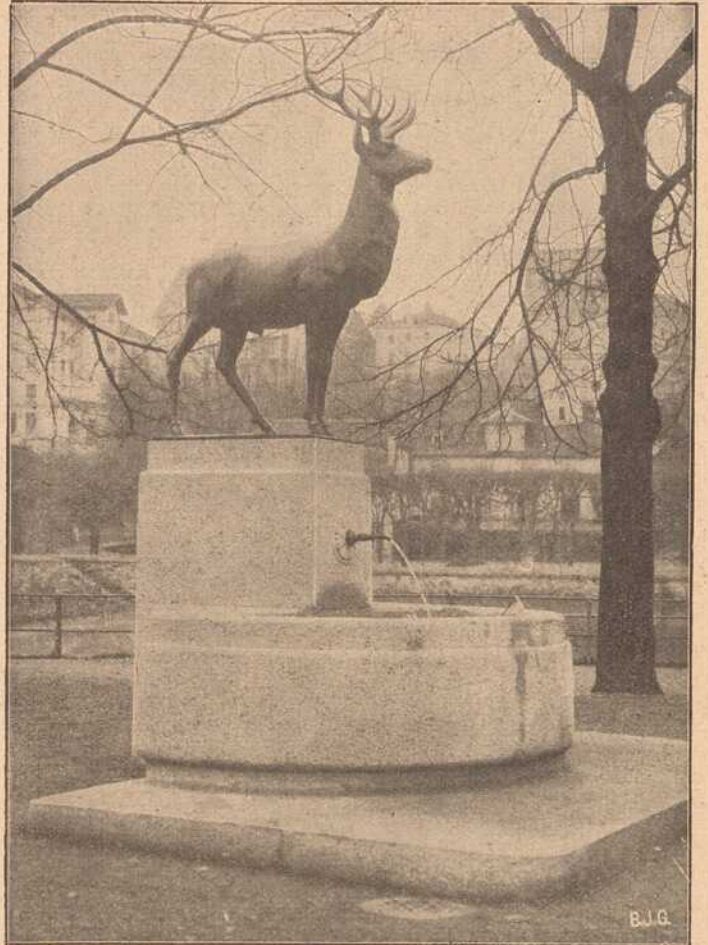
Ein neues Aeroplangeschütz.

Ein neues Aeroplangeschütz ist kürzlich auf dem Truppenübungsplatz von Bisley in England militärischen Sachverständigen vorgeführt worden. Es handelt sich um ein nach dem belgischen System des Obersten Lewis konstruiertes Maschinengewehr, das sowohl von der Erde aus als auch vom Flugzeug herab erprobt wurde. Gewöhnlich ruht die Waffe auf einem Dreifußgestell, kann aber im Bedarfsfalle auch von der Schulter abgefeuert werden. Die Versuche ergaben, sofern sie unter normalen Verhältnissen erzielt worden sind, höchst beachtenswerte Resultate; denn dem belgischen Offizier Stellingwerf, der mit einem Flugzeug aufstieg, soll es bei erheblicher Geschwindigkeit gelungen sein, aus der allerdings nicht sehr beträchtlichen Höhe von 120 Meter bei zwanzig abgegebenen Schüssen elf Kugeln in eine Zielscheibe von 2,70 Meter Durchmesser zu schleudern. Weitere Versuche dürften in nächster Zeit folgen. Auf Grund ihrer Ergebnisse dürften sich für die Verwendung des Flugzeugs als Kampfmittel neue Wege erschließen.



Ein Meisterwerk althamburgischer Schmiedekunst.

Vor dem Kunst-Gewerbe-Museum zu Hamburg steht eine schmiedeeiserne Gartenpyramide. Dieselbe stammt aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und hatte s. Zt. ihren Platz in einem Hamburger Patrizierhaus. Das Eisenwerk hat sich trefflich gehalten.



Ein interessantes Denkmal in Zürich: Der neue Hirschbrunnen auf der Platzspitz-Promenade in Zürich.

Zu den schönsten Plätzen Zürichs gehört die Parkanlage hinter dem Landesmuseum, der sog. Platzspitz, wo Limmat und Sihl zusammenfließen. Eines der interessantesten Denkmäler dort ist der Hirschbrunnen.



Geheimrat Professor Summers, Breslau,

dem es gelungen ist, Kohle zu verflüssigen. Nach langjährigen Versuchen und nachdem man manche andere Forscher für diese Sache verkannt hat, ist es dem verdienstvollen Breslauer Gelehrten gelungen, seine Erfindung und die Wichtigkeit seiner Theorie vor einem Gelehrten-Auditorium vorzuführen.



Zu den Vorgängen in Zabern.

Zabern steht gegenwärtig im Brennpunkt des innerpolitischen Interesses, denn die bedauerlichen Vorfälle, die sich in den letzten Wochen und Tagen dort abgespielt haben, waren geeignet, auch über die Grenzen des Elsaß hinaus Aufsehen hervorzurufen. Unser Bild zeigt das Schloß Chateau Imperial de Saverne, Napoleons III. Sommer-Residenz, das jetzt die Kaserne des dort garnisonierenden Inf.-Regts. ist, und in dessen Kellerräumen die Verhafteten untergebracht wurden.

GROSSER od. STILLER OZEAN

PANAMA



Das gewaltigste Werk, das Menschenhände jemals schufen: Der jetzt vollendete Panama-Kanal.

Die Portalsteine des Königl. Juliusspitales in Würzburg.

Die großartige Wohltätigkeitsstiftung, welche der Fürstbischof Julius Echter von Wespelbrunn im 16. Jahrhundert zu Würzburg machte, indem er das seinen Namen tragende weltberühmte Hospital gründete, wirkt heute noch fort. Unzählige Kranke und Dürftige genießen die Pflege des Spitals, das über ein Stiftungsvermögen von nahezu 10 000 000 M. verfügt. In den großen Gebäulichkeiten des Spitals fallen einige Reliefs auf, die in lebendigen Gruppen die Tätigkeit und die Aufgaben des Spitals schildern. Es sind das die alten Torsteine, zwei interessante Reliefplatten, von denen die ältere noch vom Gründer des Spitals Fürstbischof Julius selbst, die jüngere hingegen über 200 Jahre später von dem Würzburger Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal stammt.

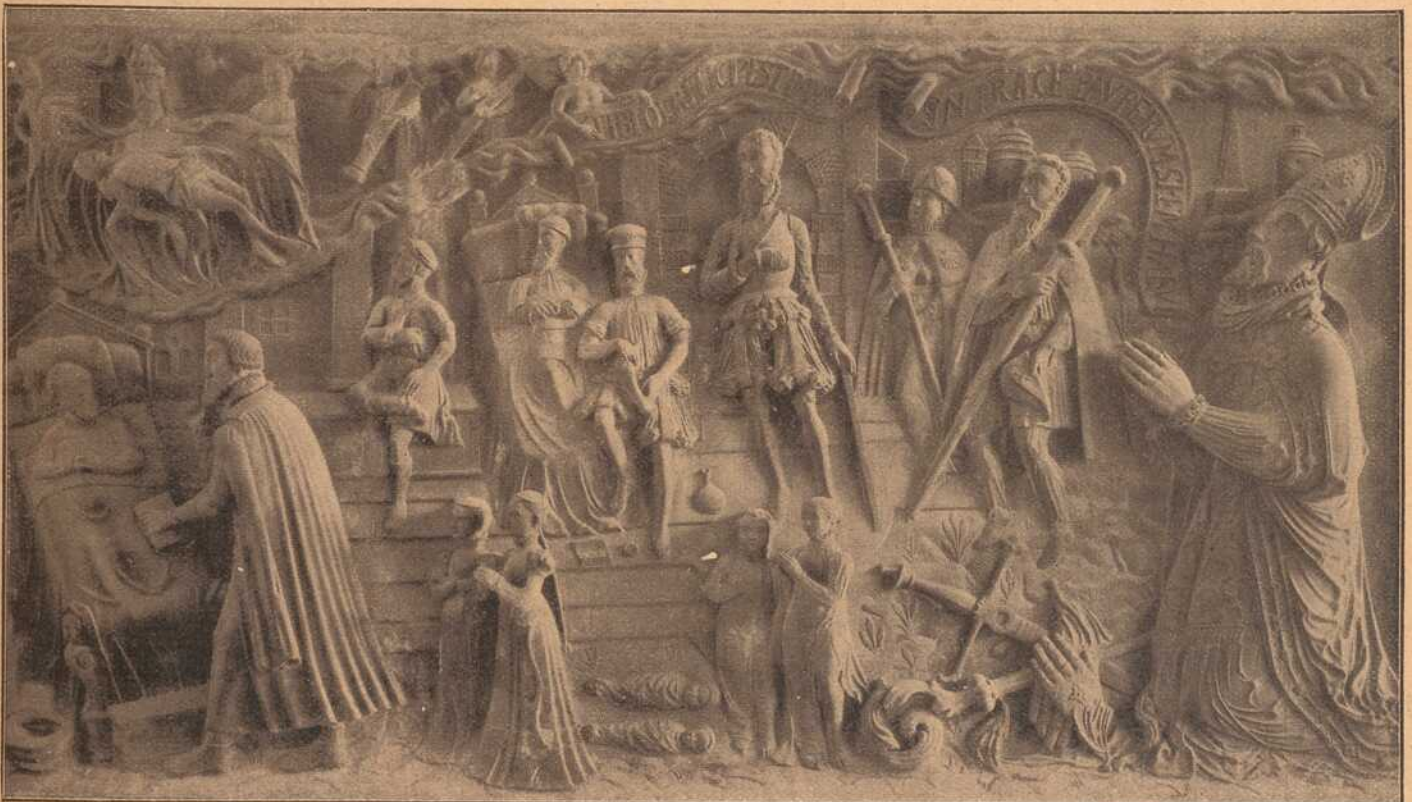
Der ältere dieser Portalsteine wurde wohl gleichzeitig mit der Einweihung des ersten Spitalbaues am 10. Juli 1580 enthüllt. Sein Meister ist unbekannt; aber die Darstellung ist eine hochoriginelle, anscheinend bewußt naive und etwas archaisierende. Fast wie in der gotischen Zeit sind Gruppen und Szenen, teilweise ohne richtige Proportion, aber in lebendigem Wechsel nebeneinander gestellt. Im Hintergrund schwebt auf Wolken der sog. „Gnadenstuhl“ (Gott Vater, Sohn und Hl. Geist), sowie Engel mit den Leidenswerkzeugen und Spruchhändlern. Die Gebäude darunter stellen offenbar zum Teil das alte Spital dar und geben außerdem einen Blick auf die alte Feste Marienberg und die dem Spital benachbarte Pleicherkirche und Stadtumwallung von Würzburg. Den Vordergrund be-

leben die Figuren der Greise, für welche das Spital nach dem Stiftungsbrief bestimmt ist, nämlich „allerhand Sorten arme, kranke, unvermöglige und schadhafte Leute, die Wund- und anderer Arznei notdürftig seien, desgleichen verlassene Waisen und dann fürüberziehende Pilgram und dürftige Personen“. Links steht an einem Krankenbett ein Seelsorger zu geistlichem Zuspruch. Die nächste Szene rechts zeigt einen Kranken mit verbundenem Arm und abgenommenem Fuß. Ein Wundarzt führt sodann eine chirurgische Operation am Krankenbett aus. Vor ihm liegt ein Instrumentenbesteck und ein Salbennapfchen, neben ihm aber ein leibhaftiger Bozbeutel, die bekannte Originalflasche des Frankenweines, dessen Anbau und Pflege bekanntlich auch wichtige Aufgaben der Spitalverwaltung in Würzburg sind. Unterhalb dieser Szene liegen die verlassenen Waisen, deren Mütter unbekümmert abgehen (eine köstlich naive Gruppe). Der große Mann in der Mitte des Bildes vor dem Tore wird nach alter Tradition als der Baumeister des Spitals bezeichnet, als welchen ihn auch der Maßstab in seiner Hand kenntlich macht; er soll nach der Ueberslieferung vom Bau gestürzt sein, weshalb er den Arm in der Schlinge trägt. Zwei weitere Gestalten werden durch ihre Stäbe, Mäntel und Muschelhüte als Pilgrime charakterisiert. Im Vordergrund rechts kniet Fürstbischof Julius in betender Haltung; vor ihm liegen die Zeichen seiner geistlichen und weltlichen Würde, die Inful des Bischofs und das Schwert des Herzogs von Franken.

Gegenüber dieser strengen und naiven Darstellung bringt der jüngere Torstein,

der jetzt noch das Hauptportal des Juliusspitals schmückt, eine überaus malerische und wahrhaft edle Komposition von klassischer Schönheit. Der Bildhauer dieses Reliefs ist bekannt; er hieß Balthasar Heinrich Kiesel und stammte aus Bamberg. Als Zeitpunkt der Bildhauerarbeit ist wohl die Periode nach 1791 anzunehmen, da in diesem Jahre der vordere Teil des Juliusspitals im Auftrag des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal durch den Baumeister Felsheim neu aufgeführt wurde; Kiesel, ein tüchtiger Plastiker der klassizistischen Stilrichtung, starb 1799 in Würzburg. Den Hintergrund des Reliefs bildet der alte Spitalbau. Die Gruppe rechts zeigt den Fürstbischof Julius, umgeben von seinen Räten und mit dem Architekten seiner Schöpfung; links sind wiederum typische Figuren der Stiftungsberechtigten in malerischer Gruppe vereinigt. Ueber dem Portalstein ist das mächtige Wappen des Fürstbischof Julius angebracht.

Welcher künstlerische und stilistische Unterschied zwischen beiden Portalsteinen! Und doch sind, wie wir bei genauen Vergleichen der Figurengruppen gesehen haben, die Grundgedanken beider Kompositionen genau dieselben. Auch heute noch, nach über 330 Jahren ist die Stiftung des Fürstbischofs Julius von Würzburg, das Juliusspital im wesentlichen noch den gleichen Richtungen gewidmet wie zu des Gründers Zeiten, es versorgt alte und erwerbsunfähige Personen als Pfürnder; außerdem aber fungiert die Verwaltung des Juliusspitals auch als vorbildliche Leiterin eines Musterweinguts.



Älterer Portalstein des Juliusspitals in Würzburg von 1580.



Der Enkel des Uhrmachers Naundorff aus Spandau, der das Recht erhalten hat, sich als Nachkommen Ludwigs XVI. Naundorff-Bourbon zu nennen. Der Delfter Uhrmacher Naundorff behauptete, ein Sohn Ludwig XVI. zu sein. Die holländischen und Pariser Gerichte haben die Abstammung anerkannt.

Die Kinnstütze für gerade Körperhaltung beim Schreiben.

Um den Kindern beim Schreiben eine gerade Körperhaltung anzugewöhnen, wird jetzt vielfach ein Kinnstützer verwendet. Durch denselben wird der Kopf des schreibenden Kindes stets in gleicher Entfernung von der Arbeit gehalten und somit vermieden, daß das Kind beim Schreiben eine schlechte Körperhaltung hat, wodurch vielfach Kurzsichtigkeit und Rückenverkrümmungen entstanden sind.

Friedrich Wilhelm Weber. Am 26. Dezember sind es 100 Jahre, daß in Alhausen bei Driburg in Westfalen der Dichter Friedrich Wilhelm Weber geboren wurde. Er studierte in Greifswald und Breslau Medizin und alte Sprachen, bereiste Frankreich und Italien und ließ sich dann als Arzt in Driburg, später in Bad Lippspringe bei Paderborn nieder. 1894 starb er in Nieheim im Kreis Höxter. Er gab Uebersetzungen Tennysonscher Ge-



Königin Mary von England bei den Bergleuten in Durham.

dichte, dann eigene „Gedichte“, „Marienblumen“ etc. heraus. Allgemein bekannt wurde er durch sein Epos „Dreizehnlinden“, das 1901 die 100. Auflage erreichte, eine poetische Verherrlichung der Verbreitung des Christentums im Sachsenlande. Seine Sprache hat männlichen Klang, festen Kern und Echtheit.

Königin Mary von England bei den Bergleuten in Durham. Das Durhamische Kohlenbergwerk ist eines der bedeutendsten und größten Schottlands. Auf Veranlassung der Königin Mary von England wurden dort mustergültige Arbeiterhäuser errichtet. Die Königin besuchte persönlich die neuen Arbeiterhäuser und befragte einzelne Familien über die Beschaffenheit ihrer neuen Wohnstätten.



Das Sterbehaus F. W. Webers in Nieheim, in welchem der Dichter am 5. April 1894 starb und welches noch von seiner Tochter bewohnt wird.



Zum 100. Geburtstage F. W. Webers.

Das verursachte ihr zwar ein sehr zwiespältiges Empfinden, weil es nicht ganz der Wahrheit entsprach; denn sie wußte ja ganz gut, wer der schreckliche Mensch war. Aber er sollte sich doch nicht etwa einbilden, daß sie bisher irgendwelches Interesse für ihn gehegt hatte! Und vorgestellt waren sie sich nirgendwo, also —?

Hedwig Nordmann war darüber sehr verwundert.

„Mein Gott, und ihr wohnt doch in einer Straße!“ rief sie lachend. „Dann muß ich euch also in aller Form miteinander bekannt machen? Gut! Wird besorgt! Zunächst hier mein teurer Kusine, Herr Doktor Bürmeister, gräßlich ernsthaft und unglaublich gelehr!“ — Heinz machte eine anerkennende Verbeugung! — „Und hier: meine liebe Pensionsfreundin, Fräulein Aspasia von Lodened; wegen ihres fabelhaften Fleißes der Liebling sämtlicher Lehrerinnen des Instituts, angestammt von ihren Mitschülerinnen und verehrt von — na, das geht dich ja weiter nichts an, Better! Und nun spazieren wir zu dreien ein bißchen vor dem Buge auf und ab, bis er weiterdampft! Dabei erzählst du mir, Liebste, wie es dir hier geht, in diesem schrecklichen Nest, wo ich nicht einmal im Photographenkasten hängen, viel weniger begraben sein möchte!“

„Dein Mundwerk scheint noch immer das alte zu sein, Hedwig!“ warf Doktor Bürmeister trocken hin.

„Ja, Gott sei Dank!“ erklärte sie. „Aber unterbrich mich nicht fortwährend, alter Mörgler. Vorläufig ist meine Freundin an der Reihe. Also, Darling, beichte: Was treibst du? Singst du? Tanzt du? Läufst du Schlittschuh? Und bist du noch immer nicht verlobt?“

„Aber, Hedwig, Hedwig! Welche Fragen!“ rief Aspasia unwillig und fühlte, wie ihr die Röte wieder bis in den blonden Scheitel hinaufstieg. „Du bist doch wahrhaftig ganz die Alte geblieben.“

„Und du bist noch immer das holde Blümlein Küchmichnichtan!“ lachte sie. „Es kommt eben so leicht niemand aus seiner Haut heraus! Hältst du es denn für etwas so Fürchterliches, sich zu verloben? Ich kann dir sagen, es ist ein geradezu himmlisches Gefühl!“

„Das weißt du doch selbst noch gar nicht, Hedwig!“ spottete der Better.

„So, du Kluger?“ wandte sie sich spitzbübisch lächelnd an ihn. „Was denkst du denn eigentlich, weshalb ich mitten im Dezember auf der Eisenbahn sitze und in die Welt hineinfahre, he?“

„Das ist mir vorläufig noch ein Rätsel. Aber ich hoffe, du wirst mir die Lösung schon verraten!“

„Wert bist du's kaum! Trotzdem will ich dich nicht länger zappeln lassen.“

„Ich zapple gar nicht, Kusinchen.“

Aber sie fuhr fort, ohne den Einwurf zu beachten: „Erfahre also, daß ich auf dem Wege nach Meiningen bin, wo meine künftigen Schwiegereltern wohnen. Uebermorgen feiern sie silberne Hochzeit und am selben Abend noch wird unsere Verlobung öffentlich bekannt gegeben.“

„Da gratuliere ich von Herzen!“ sagte Aspasia und drückte der jungen Braut die Hand. Bürmeister aber fragte mit der bei Brüdern und Kusins so oft zu beobachtenden Offenheit: „Und wer ist der Unglücks Mensch, der das mit dir riskieren will?“

„Gott behüte dich vor solchen Kusins, liebe

Aspasia!“ rief Hedwig in drohlicher Empörung und zeigte dem Doktor lustig drohend die Faust. „Mein Bräutigam heißt Eduard Weidenau und ist ein zehnmal besserer Mensch als du!“

„Dann trifft ihn das umso unverdienter!“ lachte er.

„O, du boshafter Giftpilz!“ sagte sie. „Der Himmel schütze jedes arme Ding vor solch einem Ehemann! Gott sei Dank, daß deine Liebste vier Räder hat und als Herz einen Motor, und statt Blut Benzin. — Oder hast du dein Auto nicht mehr?“

„Gewiß habe ich es noch, zum Entsetzen aller Philister! Aber ganz so intim ist das Verhältnis zwischen uns denn doch nicht, wie du es schilderst.“

„Es macht dir wohl manchmal Verdruß? O, das gönne ich dir von Herzen!“

„Da irrst du dich sehr. Es wird mir mit jedem Tage lieber.“

„Und wieviel Patienten hast du dir damit schon zugerichtet?“ forschte sie neckend. „Aber natürlich, das wirst du mir gerade verraten. Da werde ich einmal anderswo nachfragen. Wieviel Opfer hat er mit seinem Auto schon auf dem Gewissen, Aspasia?“

Fräulein von Lodened war sehr verlegen bei dieser Frage.

„Ich kann darüber, Gott sei Dank, keine Auskunft geben!“ sagte sie endlich.

„Na, das läßt tief blicken!“ meinte Hedwig spottend, während der Schaffner zum Einsteigen mahnte. „Ich komme auf der Rückreise noch darauf zu sprechen. Bis dahin halte doch bitte einmal Umfrage. Adieu, Aspasia! Vielen Dank dafür, daß du gekommen bist. Lebe wohl, Heinz! Gute Besserung und frohe Weihnachten euch beiden!“

Damit schüttelte sie jedem die Hand und schwang sich dann elastisch zu ihrem Kupee hinauf. Der Schaffner schloß die Türe. Die Lokomotive tat einen kurzen Pfiff und einen langen Seufzer, und mit behaglichem Tempo fuhr der Zug aus der Bahnhofshalle hinaus, in den flimmernden Floccentanz hinein.

Die beiden Zurückbleibenden wehten noch eine halbe Minute mit den Taschentüchern, bis eine Schienenkrümmung den Wagen ihren Blicken entzog; dann schritten sie langsam, von demselben Gefühl törichter Verlegenheit beschlichen, dem Ausgang des Bahnhofs zu, ohne ein Wort miteinander zu sprechen.

Draußen, wo der Weg sich teilte, zögerte der Arzt einen Augenblick, während Fräulein von Lodened am liebsten sich schnell entfernt hätte, um das stumme Nebeneinandergehen zu enden.

„Wollen Sie mir gestatten, Sie heimzubegleiten, mein gnädiges Fräulein? Wir haben doch nun einmal denselben Weg!“ sagte er, wie um Entschuldigung für seine Vermessenheit bittend.

„Führt Sie Ihr Weg denn auch jetzt heim?“ erkundigte sie sich.

Er bejahte und blieb nunmehr an ihrer Seite.

„Sie sagten vorhin so eigentümlich „Gott sei Dank“, als Sie über meine Automobilopfer Auskunft geben sollten!“ begann er lächelnd und musterte dabei heimlich ihr entzückendes Profil mit dem feinen, geraden Näschen und der kurzen Oberlippe darunter. „Wie war das eigentlich gemeint?“

„Nun, das war doch kaum mitzuverstehen!“ entgegnete sie mit leisem Spott. „Ich war froh darüber, von all Ihren Unglücksfällen so wenig wie möglich erfahren zu haben.

Man spricht bei uns gern über angenehmere Dinge!“

„Glauben Sie denn wirklich, daß ich schon so viel Unheil mit dem bösen „Drachen“ angerichtet habe?“ fragte er schalkhaft.

Sie fuhr betroffen mit dem Kopf herum. Das Wort „Drachen“ stammte doch aus dem Wortschatz der Spinnageln, die es in den Kreis der Lodenedschen Familie getragen hatte. War ihm das hinterbracht worden? Oder hatte es ihm nur ein Zufall auf die Zunge gelegt?

Doktor Bürmeister war über die Wirkung des ihm von dem kleinen Kolf kolportierten Automobilbeinamens heimlich amüsiert. Aber er zeigte sein harmlos-ernsthaftes Gesicht, um seinen kleinen Freund ja nicht verraten zu müssen, als sie sich jetzt, ein wenig stotternd, zu orientieren suchte:

„Drachen? — Meinen Sie damit Ihr Automobil?“

„Was denn sonst?“ entgegnete er ohne alle Verlegenheit. „Die ganze Stadt nennt es doch so! Weshalb soll ich mich ausschließen?“

„Wir auch!“ sagte sie darauf kampflustig. „Wir gehören nämlich auch zu den Philistern, die die Automobile nicht leiden mögen!“

„O — das bedauere ich aber sehr! Sie sollten nur einmal probieren, wie wundervoll es sich in solch einem flinken, gut gepolsterten „Drachen“ fährt!“

„Ich danke!“ entgegnete sie abweisend. „Ich habe an dem Duff genug und an dem nervenzerreißenden Tuten! Meine Mutter ist schon ganz krank davon geworden!“

„Von den paar Warnungssignalen?“ fragte er ironisch.

„Sie gehen einem nervösen Menschen, der immer an Kopfschmerz leidet, durch Mark und Bein!“ erklärte sie feindselig. „Gerade der Ruhe wegen sind wir damals in die Himmeltorstraße gezogen, und nun —“

Sie vollendete den Satz nicht.

„Ja, wenn ich das Haus nicht gekauft hätte, könnte ich ja ausziehen!“ sagte er allen Ernstes. Doch sie vermutete seinen Spott dahinter und versetzte herb:

„Seien Sie unbesorgt! Wir räumen Ihnen das Feld! Mama kündigt zu Neujahr!“

„Meinetwegen?“ entfuhr es ihm befürtzt.

„Ihrer Nerven wegen!“ bemerkte sie, und da sie just an einem Geschäft angelangt waren, in dem sie mitunter Einkäufe zu machen pflegte, so benützte sie die Gelegenheit, sich von ihm zu verabschieden.

Ziemlich verärgert küstete er den Hut auf ihren reservierten Abschiedsgruß und schritt allein weiter durch den sich leise verdrachtenden, schönen, weißen Dezemberschnee.

Als er in die Himmeltorstraße kam, leuchteten ihm die Stufen und Schneckenornamente der alten Barockgiebel, alle mit kleinen Schneehäubchen geschmückt, entgegen, als hätten sie die Absicht, seine Blicke auf sich zu ziehen und ihm das Stillose seiner Automobilwirtschaft in der altväterischen Straße einmal ernsthaft zu Gemüte zu führen. Es war wirklich ein bißchen schmal und hoch hier, so daß sich der Schall des Warnsignals wohl ärger als in den breiten Straßen des neuen Viertels verding! Aber er konnte doch nicht wie ein Bärenführer vor seinem Automobil herlaufen, um den Weg frei zu machen! Signale waren einmal nicht zu umgehen!

Wenn er noch einen Hinterausgang gehabt hätte! Doch nach der anderen Seite zu

stand eine hohe Gartenmauer mit einer schmalen, niedrigen Notpforte! Aber konnte er die denn nicht einfach erweitern lassen, um eine Fahrbahn nach der kaum bewohnten Wiesenstraße zu gewinnen? Daß ihm das nicht schon längst eingefallen war! Und in der Himmelfahrtstraße brauchte er sich nicht mehr als Ruhestörer betrachten und — verachten zu lassen!

Die herbe Zurückhaltung Fräulein Aspasia hatte ihm doch recht wehe getan! Er hatte ihr nicht einmal mitteilen können, daß er tatsächlich auch noch nicht den geringsten Unglücksfall mit seinem Auto herbeigeführt hatte! Wie eine beleidigte Prinzessin war sie von ihm gegangen und näherte nun in ihren Vorstellungen die Ansicht weiter, daß er als Automobilist so etwas wie ein gewissenloser Massenmörder sei!

Das konnte er unmöglich auf sich sitzen lassen! Und ohne sein Haus betreten zu haben, kehrte er um und fragte nach dem nächsten Maurermeister des Ortes.

„Nun, Spätschen,“ sagte die kleine Frau Major, als ihre Tochter vom Bahnhof zurückkehrte, „wie hast du deine Freundin gefunden?“

„Forsch und lustig wie immer! Sie verlobt sich übermorgen!“ berichtete Aspasia.

„Und war doch wohl noch ein halbes Jahr jünger als du!“

„Was ist denn dabei?“

„Frag' nicht so! Du weißt ganz gut, daß es Zeit ist für dich, einen Mann zu bekommen!“

„Aber, Mutterchen!“ sagte sie leise und warf einen Blick zu Kolf hinüber, der am Tische saß und eifrig auf einem Briefbogen herumkratzte.

„Kolf ist sehr beschäftigt!“ flüsterte die

Frau Major. „Er schreibt seinen Wunschzettel für das Christkind!“

„Das bringt alles der Schnee zustande!“ sagte lächelnd das junge Mädchen. „Mir ist auch schon etwas Weihnachtliches eingefallen. Wir müssen ein neues Bäumchen für den Tannenbaum kaufen. Unser altes hat nur noch drei Äste!“ Damit ging sie in ihr Zimmer hinüber, um sich umzu- ziehen.

„So!“ sagte Kolf aufatmend, als sie hinaus war. „Mein's habe ich alles drauf! Was soll es nun dir bringen, Mutti?“

„Mir? Ach Gott, Kolf, einen recht ar- tigen Jungen, der Ostern verfest wird! Sonst nichts!“ antwortete freundlich lächelnd die blasse Frau.

„Den hast du doch schon!“ bemerkte er etwas unsicher und betrachtete die er- staunlich großen Tintenspuren an seinen Fingerchen.

„Na, na!“ drohte sie schelmisch.

„Aber, Mutti!“ klagte er vorwurfsvoll, „mache ich nicht alle Tage meine Schul- arbeiten? Und lese ich dir nicht die Zei- tung vor? Und vertrage ich mich nicht viel besser als früher mit Spaß und mit der Spinnageln?“

„Das tuft du allerdings, Kolf!“ sagte sie begütigend.

„Dann mußt du dir also was anderes wünschen!“

„Schön, so wünsche ich mir einen Hy- azinthentopf!“

„Hyazinthentopf?“ murmelte er nachdenk- lich und dehnte das Wort, so lang er konnte. „Hyazinthentopf? Ach, Mutti, wünsch' dir doch was anderes,“ forderte er dann treuherzig, „Hyazinthentopf kann ich nicht schreiben!“

Die blasse Frau fuhr aus einem leich-

ten Grübeln auf. Die Nachricht von der Verlobung der Freundin Aspasia hatte alte Sorgen in ihr wach gemacht.

„Was anderes,“ sagte sie versommen. „So wünsch' ich mir einen Schatz für den Spaß!“

„Einen Schatz für den Spaß?“ wiederholte er, den Wunsch zu ergründend suchend. „Ach, ich weiß schon!“ rief er plötzlich, den „Schatz“ in seiner materiellen Bedeutung erfassend, „das sind goldene Ringe und Ketten und Edelsteine, wie sie die Räuber in „Tausendundeine Nacht“ zusammenges- chleppt haben! Sag' mal, Mutti, wird das dem Christkind auch nicht ein bißchen zu — zu teuer werden?“

„Wenn du für dich selbst nicht zu viel verlangt hast, Kolf? Was soll es dir denn bringen!“

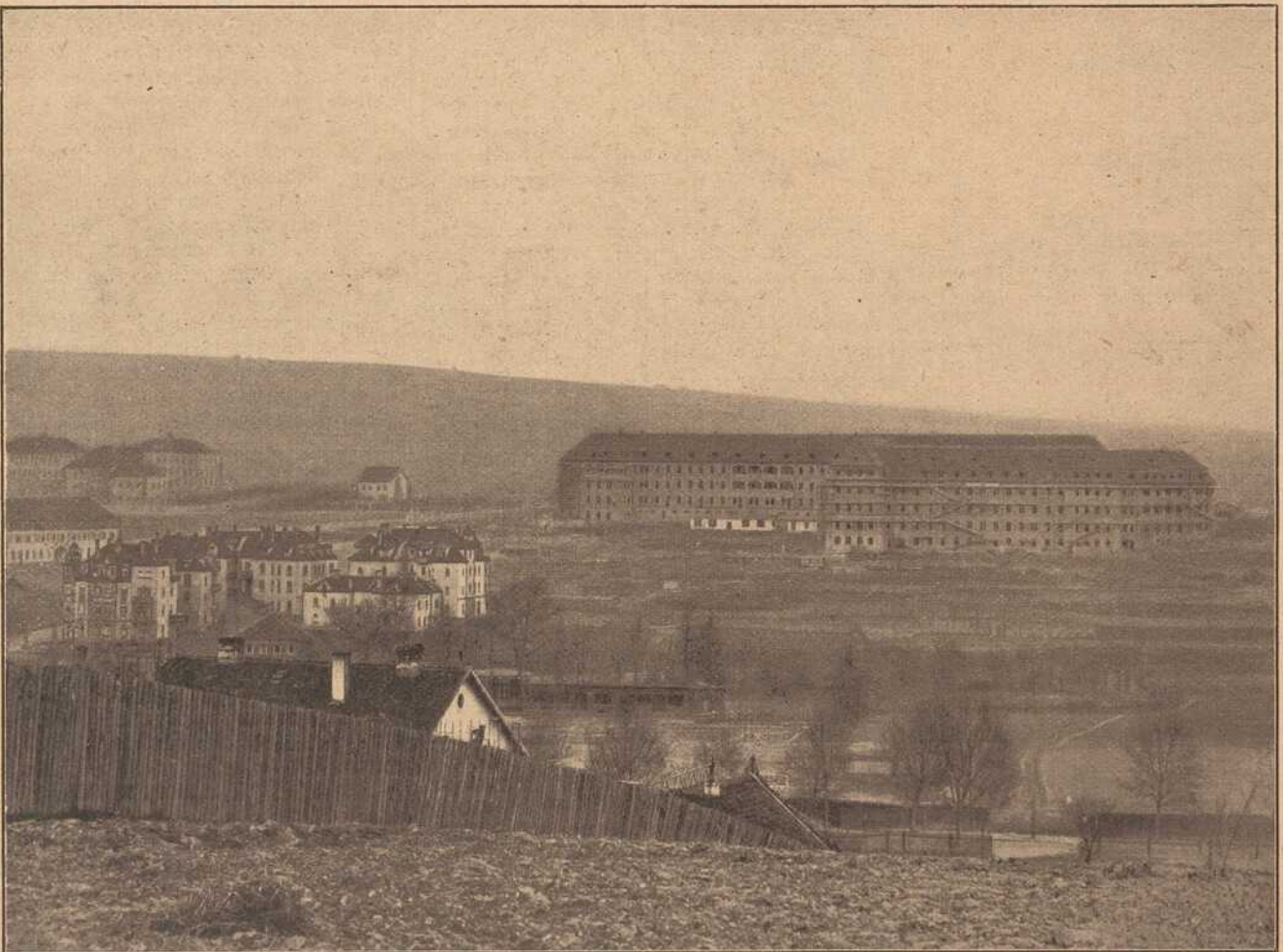
Kolf bekam einen allerliebsten Glutkopf und beugte sich tief auf seinen Briefbogen hinunter.

„Das sag' ich nicht vorher, Mutti!“ er- klärte er dann bestimmt. „Wenn's das Christ- kind wirklich bringt, wirst du es schon sehen.“

Lächelnd ließ sie ihn gewähren. Wenn er heute Abend schlafen gegangen war, würde sie mit Aspasia schon Einblick in den so mühsam zustande gekommenen Wunschzet- tel nehmen. Und belustigt schaute sie ihm nach, als er mit dem endlich fertig ge- wordenen Brief, in einem gewissenhaft adressierten Kuvert: „An das liebe Christ- kind im Himmel!“ das Zimmer verließ.

Indessen suchte sie mit ihrer Tochter am Abend vergeblich alle Schubläden, Fenster- bretter und Türspalten ab. Auch in seiner Schulmappe war der Brief nicht zu finden. Er hatte offenbar eine neue Beförderungsmethode ausfindig gemacht, die ihnen ver- borgen blieb.

Als ein paar Tage später der Brief-



Der Neubau des städt. Krankenhauses in Würzburg.

träger einen Brief Apasias an eine im Süden wohnende Verwandte als „unbestellbar“ zurückbrachte, stand Kolf sehr interessiert dabei und erschöpfte sich in allerlei forschenden Fragen.

„Warum bekommst du den Brief an Tante Marietta wieder?“ erkundigte er sich.

„Weil die Post sie nicht hat finden können!“

„Bekommt man alle Briefe wieder, wenn der Briefträger nicht hinsindet?“

„Gewiß, Kolf!“

„Dauert das lange?“

„Je nachdem. Vielleicht eine Woche!“

Er nickte befriedigt und achtete von dem Tag ab gespannt auf den Briefboten. Aber es kam kein weiterer Brief als „unbestellbar“ ins Haus zurück, was ihn mit heimlicher Freude erfüllte. Er hatte seinen Brief an das Christkind nämlich dem großen, blauen Briefkasten am letzten Hause der Himmelststraße anvertraut. Und die Post schien den Adressaten in diesem Falle ja glücklicherweise gefunden zu haben.

* * *

Am abendlichen Stammtisch des Doktor Burmeister hatte an jenem ersten, schneewirbelnden Wintertage der Postdirektor Scheffer schmunzelnd in die Tasche ge-

griffen und einen Brief hervorgeholt, als der Doktor, sich die Kloden vom Paletot schüttelnd, sich gefest hatte.

„Ich habe einen Liebhaber für Ihr Automobil gefunden, lieber Doktor!“ sagte er und hielt ihm das Kuvert hin, „Wenn Sie wollen, können Sie es billig los werden!“

Burmeister hatte verwundert aufgeschaut. „Lesen Sie nur!“ hatte der andere ihm vergnügt zugeklitzelt und war dann tief in seinen Dedelkrug mit dem Posthornbedel gestiegen. Gespannt hatte der Doktor einen mit großen, ungelieferten Buchstaben bemalten Bogen aus dem Kuvert genommen und den Inhalt entziffert. Eine gläubige Kinderseele hatte da geschrieben:

„Liebes Christkind!

Ich wünsche mir zweierlei. Bring mir doch ein Automobil. So eins wie Doktor Burmeister hat. Bloß nicht so groß. Und ein Siebörndchen mit einer Trommel. Aber ein rotes. Und für Spaß einen Schatz. Bitte, bitte!

Dein Kolf.“

Der Doktor hatte lächeln müssen und ganz glänzende Augen bekommen.

„Ist das nicht ein drolliges Briefchen?“

hatte der Postdirektor gefragt und sich den Bierschaum aus dem großen Schnurbart gewischt. „Wir haben's heute in einem der Stadtbriefkästen gefunden und viel Spaß daran gehabt. Schade, daß man den kleinen Kerl von Absender nicht kennt.“

„Sehr schade!“ war Burmeisters nachdenkliche Antwort gewesen, obgleich er sofort gewünscht hatte, wer der Briefschreiber war.

„Darf ich den Brief behalten?“ hatte er gebeten.

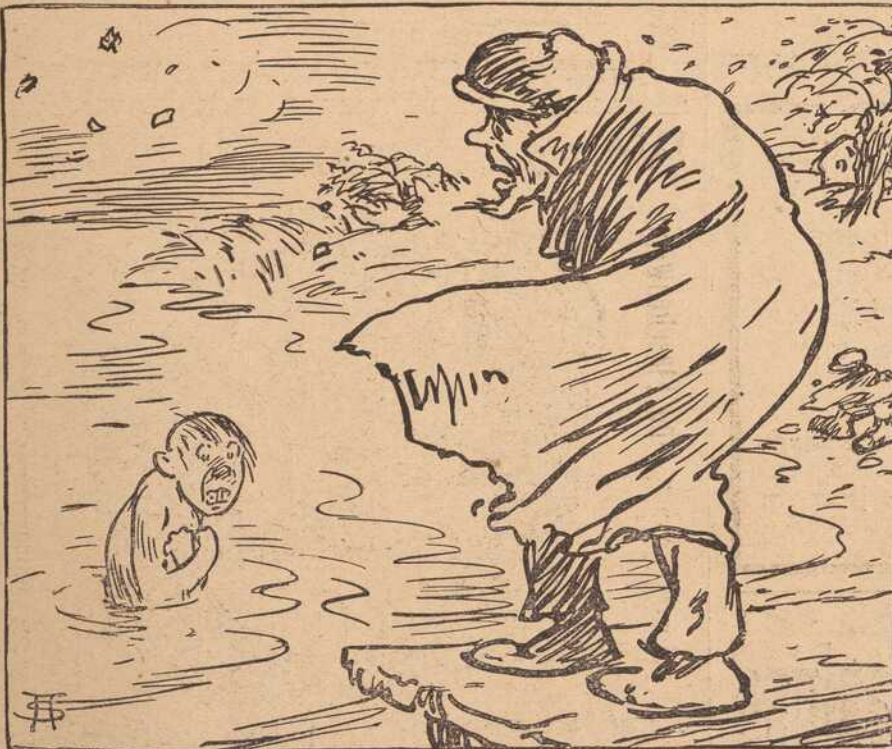
„Dem Reglement nach müßte er eigentlich vernichtet werden; aber ich denke, man darf in diesem Falle einmal eine Ausnahme machen!“ Und Heinz Burmeister legte die Weihnachtswünsche seines kleinen Freundes sorglich in seine Brieftasche, den Kopf schon mit allerhand schalkhaften Plänen voll. Draußen in einem der Walddörfer wußte er einen Forstmann, der Kols's zweiten Wunsch leicht erfüllen konnte. Für den „Spaß“ freilich — hm! — das war eine Sache, die reichliches Nachdenken erforderte. — Ob er imstande war, diesen Wunsch so ohne weiteres zu erfüllen? — —

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. B. Kittel, Würzburg. Telefon 2782. — Verantwortlich für die Inserate: A. Ch. Hüniger in Würzburg. — Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim A. S., Würzburg u. Zürich. Telefon 933.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



„Sag' mal Junge, ist denn das Wasser nicht zu kalt zum Baden?“
 „D ja, mächtig kalt, i bad' bloß weils Vater verboten hat!“

Fein abgewendet. Herr: „Mein Fräulein, geniert Sie das Rauchen?“ — Dame: „Ich weiß es nicht; bis jetzt hat noch nie ein Herr in meiner Gegenwart geraucht.“

Ver Schnappt. Verteidiger: „Die Geschichte wird Ihnen unter diesen Umständen drei Monate Gefängnis eintragen. Wenn Sie allerdings ein Alibi nachweisen könnten...“ — Klient: „Werd' mich hüten... da krieg' ich mindestens sechs!“

Kunstverständiges Publikum. Zuschauer: „Was ist das, Herr Direktor,

den dritten Akt haben Sie ja ganz ausgelassen?“ — „Berraten Sie nichts, Sie sind der einzige, der's gemerkt hat, hier haben Sie fünfzig Pfennig zurück!“

Ueberraschung. Weinbauer: „So, die Körbe wären mit Trauben gefüllt; weil es schon spät ist, werde ich sie über Nacht im Freien stehen lassen. Stehlen wird sie heuer doch niemand.“ Am nächsten Morgen waren zwar die Trauben noch da, aber die Körbe waren gestohlen.

Durchschaut. Richter (zur Zeugin):

„Wie alt sind Sie, Fräulein?“ — Zeugin: „In die Dreißig bin ich gekommen.“ — Richter: „Ah, und da wollen Sie nicht wieder hinaus?“

Passend. In einem Möbelgeschäft bestellt sich eine Dame neue Möbel. „Und aus welchem Holz wünschen Sie den Damensalon?“ — „Ja, was paßt da wohl am besten?“ — „Bappelholz,“ fällt ihr Mann ein.

Klein Elschen hat Prügel bekommen und weint bitterlich. Als in einer Pause Mama die Tränen abwischen will, sagt klein Elschen: „Noch nicht abwischen, ich wein' ja gleich weiter!“

Im Mietsbureau. Hausfrau: „Das Mädchen gefällt mir, aber so hohen Lohn, wie sie verlangt, zahle ich nicht!“ — Vermieterin: „Natürlich, — Sie wollen ein Mädchen für alles für nichts!“

Vexierbild.



Wo steckt denn der Kleine?

Eine gute Uhr

kauft man nur beim Fachmann, gründlich abgezogen mit Garantie.

Solche erhält man im

Total-Ausverkauf

mit **20%** Rabatt

bei **Chr. Michels, Uhrmacher**
5 Schönbornstrasse 5

NB. Für jede Uhr wird nach wie vor garantiert.

Würzburger Spielwarenlager

Georg und Emma Büchs
Domstraße 68½ :: Telephon 1060

Zur gefl. Besichtigung unseres
erstklassigen Spielwaren-Lagers
wird ein titl. Publikum von Stadt und Land höflichst eingeladen.

W. Klier, Würzburg

Erste Wiener Dampfwasch-Bügel- und
Dampf-Bettfedern-Reinigungs- und
Desinfektions-Anstalt „EDELWEISS“

Maistraße 10 Telefon 819
nahe der Randersackererstraße

== SPEZIALITÄT: ==

Stärkwäsche und Vorhangappretur. Annahme sämtl.
Wäsche. Jeden Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
Freitag werden Bettfedern und Rosshaare jeder Art
gereinigt und desinfiziert.

Neuzeitliche Photographien

empfiehlt für

Weihnachten

Hofphotograph **Otto Bolbrinker Nachf.**

Inh.: **Wilhelm Schatt**

Würzburg

Domerschulstrasse 1/3 Telefon Nr. 1016.



Spezialinstitut für moderne Augengläser

Otto Wiegand

Theaterstrasse 12 Würzburg Theaterstrasse 12

Optische Anstalt

General-Depot fotogr. Apparate u. Bed.-Artikel

Pelzwaren Hüte Mützen Stöcke Schirme

== in grösster Auswahl zu auffallend billigen Preisen. ==

E. Himmelseher Nachf.

Grombühl :: Wagnerplatz

— Tel. 2127. —

== Rabattmarken. ==

Weinrestaurant „Zur Harfe“

Prima Schoppen- und Flaschenweine



Prima Schoppen- und Flaschenweine

Textorstraße 16
5 Minuten vom Bahnhof.

Lorenz Schäfer.

F. Jos. Kurz Söhne

:: Inh.: Joh. N. & Fritz Kurz ::

Würzburg-Zellerau

Projektierung und Ausführung voll-
ständiger Wasserversorgungs-,
Pumpen- und Widder-Anlagen

Die Frankenwarte



Illustrierte Wochen-Chronik für aktuellste Tagesfragen mit spezieller Berücksichtigung des Frankenlandes.

Nr. 6

Würzburg, 21. Dezember 1913

1. Jahrg.

Die „Frankenwarte“ erscheint wöchentlich einmal am Samstag und ist durch sämtliche Papier- und Schreibutensilien-Handlungen sowie durch die Kolporteurs zum Preise von 10 Pfennig pro Nummer zu beziehen.

Jeder Abonnent der „Frankenwarte“ ist mit 500 Mk. auf den Todesfall, herbeigeführt durch Unfall, bei der Nürnberger Lebensversicherungsbank in Nürnberg versichert. Jeder Unfall ist unverzüglich nach Eintritt desselben der Nürnberger Lebensversicherungsbank anzuzeigen, auch muss sich der Verletzte innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall in ärztliche Behandlung begeben. Todes-

fälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt der Bank telegraphisch (Telegrammadresse: Lebensbank Nürnberg) zur Anmeldung gebracht werden. Ueber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluss, die vom Verlage der „Frankenwarte“ (Würzburg, Petrinistrasse 18) oder von der Nürnberger Lebensversicherungsbank A. G. in Nürnberg zu beziehen sind.



Anbetung der Hirten.

Aischaffenburg.

Aischaffenburg, in der äußersten Nordwestecke des Königreichs Bayern gelegen, führt seinen Namen nach dem Aischaffbache, der, aus dem Speßart kommend, unterhalb der Stadt sich in den Main ergießt. Die Stadt liegt auf etwa 130 Meter Höhe und hat das milde Klima der Rhein- und Mainebene. Gegen Norden und Osten ist die Stadt durch die vorgelagerten Speßart Höhen geschützt. Im zentralen Hochspeßart steigen die Berge um 450 Meter höher an.

Zum Wahrzeichen der Stadt ist das in beherrschender Stellung über dem Main gelegene, aus rotem Speßart sandstein gebaute, prächtige Kgl. Schloß geworden. Das Werbeplatat der Stadt zeigt das Schloß und den Mainstrom im Scheine der dunkelrot untergehenden Sonne eines Hochsommertages. An solchen Tagen kommt auf dem durch Alter nachgedunkelten Rotsandsteinbau das Widerspiel des scheidenden Lichtes wunderbar zur Geltung und der tote Stein gewinnt Leben. — Der Reisende, der von Frankfurt a. M. oder Darmstadt kommend, sich mit der Bahn der Stadt nähert, kann von dem Schlosse kaum einen Blick erhaschen, doch auf den Wanderer, der von Westen auf der Darmstädter Landstraße über die Mainbrücke oder vom Süden her das Maintal herab oder aus dem Odenwald mit der Bachgaubahn sich der Stadt nähert, kann es in seiner freien Lage über dem Main als stattlicher, von vier Ecktürmen bewehrter Bau voll wirken. König Ludwig I. hielt sich mit Vorliebe in Aischaffenburg auf. Später diente das Schloß seiner Kgl. Hoheit dem Prinzregenten Luitpold mit den anderen Mitgliedern des Kgl. Hauses meist nur zu vorübergehendem Aufenthalt, wenn der Regent auf seiner Rückkehr von

den Wildsaujagden im Speßart in Aischaffenburg einige Stunden verweilte. Im November dieses Jahres hat König Ludwig III. auf dem Wege zur Jagd in den Speßart das erstmal als bayerischer König seinen Einzug in das Aischaffenburger Schloß gehalten. Die Einwohnerschaft Aischaffenburgs hofft, ihren König noch recht oft in ihren Mauern begrüßen zu dürfen.

Das Schloß wurde in den Jahren 1607 bis 1614 im Stile der deutschen Renaissance auf Befehl des Mainzer Erzbischofs Johann Schweikard von Kronberg aufgeführt; dem seit 982 gehörte das Aischaffenburger Gebiet zu Kurmainz. Im Jahre 1914 aber sind 100 Jahre verflossen, daß Aischaffenburg und mit ihm das Gebiet des gleichnamigen Fürstentums an die Krone Bayerns kam, und 300 Jahre sind dann auch vergangen seit der Vollendung des Schloßbaues.

Vom Schloß und Schloßgarten aus bieten sich prächtige Ausblicke auf den an dieser Stelle aus der nördlichen in die westliche Richtung abbiegenden Mainstrom. Im Vordergrund fällt der Blick auf die ebenfalls aus Rotsandsteinquadern erbaute Straßenbrücke über den Main. Dahinter erhebt sich der als ein Ausläufer des Speßarts an den Main scharf herantretende Bischofberg, auf der anderen Seite gleitet das Auge über die hier sich bereits breit ausdehnende Mainebene, begrenzt im Südwesten von dem dunkel herübergränzenden Vorbergen des Odenwaldes. Im Westen erblickt man in 1/2stündiger Entfernung den Kgl. Park Schönbusch, eine Schöpfung aus kurmainzischer Zeit. Zwischen diesem Park aber und dem stromab gelegenen, im Jahre 1901 eingemeindeten Vorort Leider werden sich nach Fortführung der Mainkanalisation nach

Aischaffenburg die künftigen Hafenanlagen befinden.

Nördlich vom Schloß, ebenfalls auf dem hohen Mainufer gelegen, steht das Pompejanum, die Nachbildung eines in Pompeji ausgegrabenen vornehmen römischen Hauses. Eine breite Anlagenstraße zieht sich von dort um den Kern der Altstadt bis zum Herkalltor, findet ihre Fortsetzung in dem Kgl. Park „Schöntal“ und leitet durch die Fasanerie allmählich in den Speßartwald über. An dem ehemals mit Flankentürmen geschmückten Herkalltor spielte sich 1866 ein Kampf zwischen preussischer und österreichischer Infanterie ab. Unter dem Mißbrauch des Gedankens einer notwendigen Straßenverbreiterung hat man später das Tor bis auf einen der Flankentürme niedergelegt, und so steht nur noch einer von diesen da, fast verdeckt von den Bäumen des Schöntals, eine Warnung vor künftiger unüberlegter Zerstörung und eine Mahnung, das Historische treulich zu behüten. Gegenüber dem übriggebliebenen Torturm am Ende der Anlage steht das im Jahre 1907 errichtete Kriegerdenkmal, eine Siegfriedsgestalt auf hoher Säule. Ein kleineres Denkmal für die im Kriege gegen Frankreich gefallenen Korpsstudenten der ehemaligen forstlichen Hochschule befindet sich ebenfalls in den Anlagen, in der Nähe des Landgerichts, und dem Andenken König Ludwig I. ist ein Brunnendenkmal mit dessen Wüste, der Ludwigsbrunnen, gewidmet.

Außer dem Schloß und den Kirchen, vor allem der romanischen Stiftskirche mit ihrer Doppelfreitrepppe, sprechen jüngst freigelegte Gebälke alter Wohnhäuser von der Vergangenheit der Stadt. Daneben halten städtische Altertumsausgrabungen mit Funden aus keltischer, ger-



Aischaffenburg, vom Pompejanum aus.

manischer, römischer und mittelalterlicher Zeit das Andenken an die Vergangenheit wach. Funde, die leider nach der Saalburg gewandert sind, stammen aus dem

stärkeren Personen- und Güterverkehr als Aschaffenburg. Industrie und Handel bilden den Grund für die hervorragende Stellung, die Aschaffenburg im Verkehr ein-

Industriegelände mit Wasser- und Bahnanschlus erschlossen. Für die neuen Hafenanlagen sind in den Nachtragspostulat, das anfangs September an den Landtag



Schloß Aschaffenburg.

Römerlager bei Stadtsadt am Main, dicht unterhalb der künftigen Hafenanlagen gelegen.

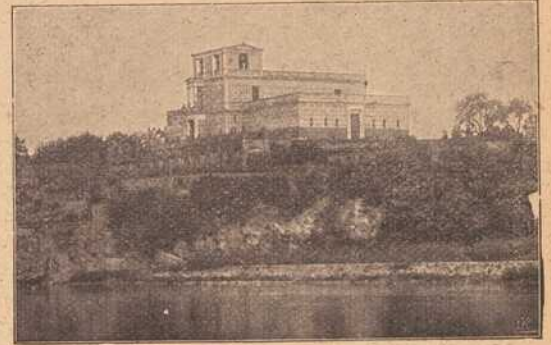
Die Gegenwart bringt sich baulich zum Ausdruck durch öffentliche Gebäude wie die Kgl. Bank, die Post am Hauptbahnhof, die höhere Töchterschule (mit dem umständlichen Titel: „Kgl. Bayer. höhere weibliche Bildungsanstalt“), die landwirtschaftliche Winterschule, die neue Realschule (errichtet auf dem Gelände der jüngst verlegten Forstlichen Hochschule), den Neubau des Töchterschulvereins, ferner durch private Gebäude wie das des Bürgervereins „Froh Sinn“, durch eine Reihe in letzter Zeit neu erstandener Geschäftshäuser im Innern und neuer Villen im Osten der Stadt. Die Bauten sprechen zu dem Fremden, der die Stadt zum ersten Male betritt, von dem Wachsen Aschaffenburgs. — Infolge seiner Lage am Rande des Spessarts und schiffbaren Main und als Stelle, an der die Straßen aus dem weiten Rhein-Mainbecken zusammenliegen und für den Verkehr nach dem südöstlichen Deutschland hinüberleiteten in das zwischen Spessart und Odenwald eng eingeschnittene obere Maintal, war Aschaffenburg schon in alter Zeit zu einem wichtigen Verkehrspunkt geworden. Die staatlichen Veränderungen, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts als Folge der politischen Ereignisse eintraten, brachten für das 1814 bayerisch gewordene Aschaffenburg eine wenig günstige Landesgrenze gegen Westen. Das trat besonders hervor, als später der Bau von Eisenbahnen einsetzte. Die Anlage des Bahnnetzes in den Nachbargebieten hart an der bayerischen Grenze zeigt den bestimmenden Einfluß, den die Landesgrenze ausüben konnte. Immerhin hat dieselbe die für Aschaffenburg von Natur gegebenen günstigen Vorbedingungen nicht völlig auszuschalten vermocht. So treffen in Aschaffenburg als Zentralpunkt fünf Bahnlinien zusammen: vom Rhein her die Linien Frankfurt—Hanau—Aschaffenburg und Mainz—Darmstadt—Aschaffenburg, vom Osten die Linie Würzburg—Gemünden—Vohr—Aschaffenburg, vom Süden die Linie Mittelnberg—Aschaffenburg mit ihren Anschlußstrecken und vom Südwesten die Linie Höchst (Odenwald)—Aschaffenburg. Das Wachstum der Stadt spricht aus folgenden Zahlen: Im Jahre 1900 hatte die Stadt etwas über 22 000 Einwohner, jetzt hat sie rund 31 000. Post- und Bahnverkehr ist ganz erheblich stärker als im Verhältnis zur Bevölkerung erwartet werden dürfte. Nur wenige Stationen im rechtsrheinischen Bayern haben einen

Aschaffenburg um 120,5 Proz., in Unterfranken um 26,2 Proz., im Königreich Bayern um 35,5 Proz.

Als die bedeutendsten Industriegruppen Aschaffenburgs sind zu nennen die Zellstoff- und Papierindustrie, die Konfektion von Herrenkleidern mit 21 Firmen und die metallverarbeitenden Industrien. Aschaffenburg Zellstoff wird an das Inland und Ausland geliefert, zum Teil auch in Aschaffenburg selbst zu Packpapieren verschiedenster Art weiter verarbeitet. Mannigfache Buntpapiere liefern die vier Aschaffenburg Buntpapierfabriken. Die Herstellung von Herrenkleidern erfolgt durch Heimarbeiter, die in Aschaffenburg selbst und in der engeren und weiteren Umgebung, im Maintal, Spessart und Odenwald ansässig sind. Die Metallverarbeitung ist vertreten durch die Fabrikation von Kochherden, Meßwerkzeugen, Kupfer- und Messingwaren, durch den Bau von Transmissionen, Pumpen u. s. w., ferner durch den Bau von Gaskraftanlagen, Rohölmotoren und von Motorpflügen. Außerdem sind noch eine Anzahl Industrien verschiedenster Art in Aschaffenburg heimisch. Städtische Kraft- und Lichtquellen sind in Gas und elektrischem Strom vorhanden. Reichsbank, Kgl. Filialbank und eine Anzahl von Privatbanken sorgen für die Geldbedürfnisse von Handel und Industrie. Aschaffenburg ist eben einer der bayerischen Plätze von größerer industrieller Bedeutung mit sehr erheblichen Auslandsbeziehungen. Um die industrielle Ansiedlung durch Vergabe preiswerten Baugrundes zu fördern, hat die Stadtverwaltung vor einigen Jahren Grundbesitz in geeigneter Lage erworben, von dem im Bedarfsfalle wiederholt Flächen abgegeben wurden. Im künftigen Hafengebiet wird weiteres

nimmt. Entprechend ist das Wachsen der industriellen Bevölkerung; sie wuchs von 1895—1907 in Aschaffenburg um 79,5 Proz., in Unterfranken um 19,8 Proz., im Königreich Bayern um 22,6 Proz.,

die handelstreibende Bevölkerung wuchs in derselben Zeit in



Pompejanum in Aschaffenburg.

kam, eine Summe von 14 Millionen vorgeesehen, für die Mainkanalisation selbst von Hanau bis Aschaffenburg 10½ Millionen. Die Bauarbeiten werden voraussichtlich im kommenden Frühjahr beginnen, sie sollen in der Hauptsache im Jahre 1917 vollendet sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Hinaufführung der Kanalisierung nach Aschaffenburg, mit der ja der langersehnte Anschluß des rechtsrheinischen Bayern an die Großschiffahrt des Rheins und damit an das Weltmeer erfolgt, durch die Verbilligung der Frachten von weittragendem Einfluß auf das Wirtschaftsleben des ganzen Landes sein wird. Bayerns Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt wird durch diese Kanalisierung ungemein gefördert werden. Daß Aschaffenburg, schon bisher auf Grund günstiger Vorbedingungen trotz mancher Hemmnungen stark fortgeschritten in seiner in-



Kriegerdenkmal in Aschaffenburg.

Errichtet im Jahr 1907.

industriellen Entwicklung, an dem Aufschwung mit in erster Linie teilnehmen wird, liegt in der Natur der Sache.



Stern-gasse 4 ——— Telefon 444

Reste! Reste!

Adam Keupp

Augustinerstrasse 7

Manufacturwaren en gros und en detail

Spezialität:

Reste und Coupons

Tanz-Lehr-Institut Hans Müller



Würzburg, Karmelitenstraße 23 I.

Flotten fischen Walzer!

Stets neueste Tänze!

Feinste Referenzen!

NB. Weitere Nebenauslagen, Unkosten usw. usw. entstehen bei mir nicht!

Drogerie H. Langsdorf

Inh.: Phil. Friedr. Kessler

Eichhornstraße 7 Würzburg Telefon Nr. 371

empfiehlt sein reichhaltiges Lager in

Weihnachts-Geschenken

wie Bürsten- und Kamm-Garnituren, Manicures, Necessaires, Haarschmuck, Toilette- und Rasier-spiegel, Rasierapparate, Zelluloid-Gegenstände, Parfüms, Toilette-Seifen, ferner Wachstum-Schürzen für Erwachsene und Kinder.

W. Friedrich, Würzburg

Martinstrasse 15.

Spezialgeschäft in Wollgarnen, Strumpf-waren, Trikotagen. :: Mech. Strickerei.

Als **Weihnachts-Geschenke**

empfehlen wir unser reichhaltiges Lager in

Taschenlampen, Nachttischlampen, Cereisen-Feuerzeuge, elektr. Bügel-eisen und Kochapparate etc. etc.

Sonnenberg & Steinhardt

Elektr. Geschäft WÜRZBURG Eichhornstr. 13¹/₂.

==== Zu ====

Weihnachtsgeschenken

gewähre 10% Preisermässigung

auf meine neuesten Filz-, Velour-, Seiden-, Klapp- und Klerikal-Hüte, Mützen etc.

Reparaturen sofort.

Hut-Stoll, Marktplatz 2

am Wittelsbacher Hof.

==== Restaurant ====

Zum Franziskaner

(Besitzer: Anton Englert)

WÜRZBURG

am Franziskanerplatz

Gut bürgerliches Restaurant

ff. Bier aus der Freiherrlich von Tucher'schen Brauerei in Nürnberg

**Prima Küche Reine Weine
Fremdenzimmer**

Die Frankenwarte

erscheint wöchentlich und bringt neben den aktuellsten Tagesereignissen aus aller

Welt speziell Begebenheiten aus unserem Frankenlande in Wort und Bild. Die in der „Frankenwarte“ zum Abdruck gelangenden Romane und Erzählungen sind sittenrein und nach jeder Richtung hin einwandfrei. Neben raschester Veröffentlichung der Tagesereignisse bezweckt die „Frankenwarte“ noch die Förderung und Verbreitung der Heimatkunst und -Geschichte. Beiträge in Wort und Bild an unsere Redaktion sind willkommen. 1919



Vom Schweizerischen Nationalpark im Engadin: Rückblick vom Eingang ins Val Gluozza auf Bernez und den Piz Vinard.

Der Dolmetscher.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

Nachdr. verb.

Es war köstlich langweilig in Bad Föhrenhall. Ganz wie mein braver Hausdoktor es für meine überanstrengten Nerven gewünscht hatte. Selbst der „gelbe“ magere Geiger, der fünf Jahre bei einem russischen Großfürsten Hauskapellmeister gewesen war und aus dieser Periode allerlei romantische Räuber geschichten zusammenzulügen liebte, konnte mich keine vierundzwanzig Stunden interessieren.

Ich vergrub mich in die Einsamkeit. Das heißt, wenn es mir gelang, den würdevollen, sich straff haltenden Fünziger zu umgehen, der mir beim Frühstück ein paar mal gegenüber gesessen hatte und sich dadurch verpflichtet fühlte, mir beim Spaziergehen Gesellschaft zu leisten. Er hatte etwas mehr Redebedürfnis, als das meinen bescheidenen Ansprüchen zusagte. Aber sein beinahe kindlich verwendendes Lächeln, sowie seine liebenswürdige Art beim Erzählen entwaffneten mich jedesmal. Er war weit und oft gereist, wußte in aller Herren Ländern so ziemlich Bescheid, plauderte von Paris und Bordeaux so orientiert wie von Warschau, Moskau oder Odessa, ja selbst Amerika war ihm nicht fremd, obgleich sein Wissen ziemlich oberflächlich anmutete, wie ich durch gelegentliche Zwischenfragen feststellte.

Eines Tages nannte er auch seinen Namen: Professor Ampeli. Ich erwiderte die Höflichkeit und fragte dann, weniger neugierig, als eine etwas gähnsüchtige Pause zu beenden:

„Geograph, Herr Professor?“

„Halb und halb das auch!“ entgegnete er lächelnd und ohne jede Verlegenheit.

„So sind Sie in der Hauptsache Philologe?“

„Wenigstens spreche ich alle europäischen Kultursprachen!“ rühmte er sich, nicht ohne Stolz.

„Das ist ja phänomenal!“ sagte ich voll Bewunderung. „Alle? Perfekt?“

Er nickte, sicherlich mit einem heimlichen inneren Lachen über mich Stümper, der von den meisten dieser Idiome keine Ahnung hatte.

Von da an hatte ich einen erhöhten Respekt vor meiner neuen Badebekanntschaft.

Eines Mittags — ich hatte in meiner Hängematte zwischen der mächtigen Föhrengruppe im Kurgarten just mein Verdauungsschläfchen beendet, traf ich vor dem Kurhaufe eine Gruppe aufgeregter Menschen, Kurgäste, Kellner, Hausdiener, den Kurhauswirt mitten unter ihnen, die dem lebhaften Rede- und Gesangsstrom einer hübschen, schwarzlockigen und glutäugigen Dame lauschten, zu jedem Satze aber, der ihren etwas sinnlich gewölbten roten Lippen entschlüpfte, ratlos die Köpfe schüttelten.

„Ach, wenn Sie uns doch helfen könnten!“ rief mich der Wirt an.

„Ja, was gibt's denn hier?“ forschte ich, nicht ohne Interesse für die hübsche Fremde.

„Die Dame ist eine Russin, die kein Wort Deutsch versteht! Aber auch kein Wort! Und von uns hier versteht wiederum kein Mensch ein Wort Russisch!“ erklärte er.

„Ich auch nicht!“ sagte ich, kleinlaut und beschämt. „Aber da ist doch der russische Geiger, der . . .“

„Der ist heute mit der Kapelle ja nach Dornstetten beurlaubt und kommt erst morgen zurück!“ Da fiel mir Ampeli ein.

„Dber, gehn Sie mal nach hinten zu den Riesenföhren,“ wandte ich mich zu dem Beherrscher der Pikkolos, „und bitten Sie den Professor Ampeli, hieher zu kommen. Der Herr spricht, Gott sei Dank, alle europäischen Sprachen!“

Und Ampeli kam. Schnell legte ich ihm die Situation klar. Er nickte nur und wurde ein wenig rot. Dann aber wandte er sich mit einem schönen Lächeln an die Fremde, machte ihr eine sehr artige Verbeugung und sprudelte darauf einen langen Satz in einem mit vielen Konsonanten gepolsterten Idiom hervor.

Das also war Russisch. Ganz ohne Zweifel. Denn das hübsche Geschöpf veränderte schon bei den ersten Worten ihren bekümmerten, halb verzweifelt gewesenen Gesichtsausdruck, reichte dem Professor die Hand und lachte glücklich.

„Großartiger Kerl!“ dachte ich, stolz auf seine Bekanntschaft und nickte dem Wirte gönnerhaft zu. Da jedoch änderte sich plötzlich das Mienenpiel des schönen Kindes. Ganz deutlich huschte ein ungemessenes Erstaunen über die eben noch strahlenden Züge.

Hatte ihr Ampeli eine Hiobsbotschaft kundgetan? Zerstörte er Hoffnungen, die sie hieher geführt haben mochten? Pausenlos redete er auf sie ein, offenbar um ihr Mut zuzusprechen, während ihre schönen Augen sich ängstlich weiteten. Unsicher flogen ihre Blicke in die Runde, um dann plötzlich wieder auf dem Professor haften zu bleiben, dessen Beherrschung des russischen Idioms geradezu unheimlich erschien.

Plötzlich überfiel sie ein schreckhaftes Zittern. Sie tat einen Ausschrei, griff sich voll Entsetzen mit beiden Händen an die Schläfen und stürzte davon, im Laufe noch grauenerfüllte Blicke auf den Sprecher zurücksendend.

„Was haben Sie ihr denn so Gräßliches mitgeteilt, Herr Professor?“ fragte ich.

Er legte behutiam den Finger an die Lippen, sah mich eine Weile geheimnisvoll an und führte denselben Finger dann bezeichnend gegen die Stirnmitte.

„Ah!“ rief man im Kreise ringsum und nickte verständnislos. Bei Föhrenhall war nämlich eine Heilanstalt für Geistesgestörte. Nun wußte man alles. Natürlich! . . . Und der Wirt telephonierte ohne Verzug an den Anstaltsleiter . . .

Es war aber trotzdem ein Irrtum gewesen.

Als der interessante Großfürstigeiger am nächsten Tage von der Geschichte erfuhr, eilte er spornstreichs in die Heilanstalt, um die ihm nachgereichte Wirtschaftselevin von den Gütern seines Großfürsten zu befreien. Denn wenn sie auch krank war, so saß es ihr doch mehr im Herzen als im Kopf und war nur durch Bärtlichkeit und nicht durch Kaltwasserdouchen zu heilen. Und am Abend gab es eine richtige Verlobung.

Der Geiger aber als Dolmetscher verriet mir, was Professor Ampeli dem hübschen Flüchtling alles vorgeplaudert hatte.

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen!“ hatte er begonnen. „Ich bin der Professor Ampeli aus Paris! Vor allerhöchsten Herrschaften schon habe ich meine Künste zeigen dürfen. Und es wird mir ein Vergnügen sein, auch Sie in die tiefsten Geheimnisse der Magie einzuführen!“ . . . Gleich hinterher hatte er ein anderes Register gezogen: ob sie ein Taschentuch bei sich habe. Es brauche nicht einmal ganz sauber zu sein. Dann hatte er in süßen Tönen um ihre Taschenuhr gebeten, um sie in einem Mörser zerstampfen zu dürfen. Zuletzt aber war er noch viel unheimlicher geworden: „Haben Sie nicht Lust, sich von mir den Kopf herunterzuschneiden zu lassen?“ hatte er sich erkundigt. „Nur, bitte, nicht ängstlich. Es tut gar nicht weh. Und nachher leim' ich ihn wieder auf, daß kein Mensch etwas merken soll.“

Da hatte sie voll Grauen die Flucht ergriffen . . .

Ich war im ersten Augenblick verduzt über diese Enthüllungen. Aber schon dämmerte auch die Erkenntnis auf in mir, was mein redseliger Professor in den verschiedenen Ländern betrieben hatte, und wie weit er aus beruflichen Gründen heraus, die sämtlichen Kultursprachen Europas beherrschte. Er hatte sich zweifellos wie weiland Doktor Faustus, „der Magie ergeben“ und die nötigen Phrasen für seinen Vorstellungszauber „mit heißem Bemühen“ eingetrichtert.

Von dieser Erkenntnis bis zu einem frischen fröhlichen Lachen war nur ein Schritt.

So heiter war ich lange nicht gewesen, und Föhrenhall war eigentlich ein ganz beliebiger Platz! . . .

Ampeli freilich war verschwunden. Ein Telegramm habe ihn nach London gerufen, ließ er mir mit seinem Abschiedsgrüße durch den Kellner mitteilen. Aber das Amüsement über sein wundervolles „Russisch“ erneuerte sich noch manchen lieben Tag.

Von rechts wegen hieß Ampeli übrigens Hampel und stammte aus Rixdorf. Ein Varietee-Direktor hat es mir unlängst verraten. Aber wer die sämtlichen Kultursprachen Europas so beherrscht, hat entschieden das Recht, sich zu italienisieren und Rixdorf gegen Paris einzutauschen. In dieser Frage stehe ich ganz auf seiner Seite!

Der Klopfggeist. Skizze von E. Preczang.

Nachdruck
verboten

Die alte Witwe Melcher bog ihren krummen Oberkörper noch mehr nach vorn: „Wie id' Ihn' sage, Frau Kunz, an jeden Abend so um zehne 'rum jeh't's los. Zuerst klopft et dreimal.“ Sie demonstrierte den Klopfggeist an der Haustür. „Vater, sage id', bist du et?“ Sie klopfte wieder an die Tür. „So bumst et denn noch dreimal.“

Die junge, blasse Frau Kunz drückte sich fröstelnd in die Küche: „Haben Se sich ooch nich jeteischt, Frau Melchern?“

„Nihibi!“ Die Alte lachte. „Id' habe zwar schonst meine Sechzig uff'n Buckel, Frau Kunz, aber wat id' höre, höre id'! Und da lass id' mir ooch nicht so vilte von abstreiten.“ Sie fuhr mit dem Zeigefinger der rechten Hand über die Spitze des linken Daumens.

Ueber den Straßendamm kam hastig, in fliegender Eile, Frau Meier gelaufen. „Nabend, Frau Melchern, nabend, Frau Kunz. Hach! hach! Schöner Abend heute, wat? Id' wollte, id' könnte noch'n Viertelstündeken hier draußen jeniesen. Aber mein Oller lauert uff' Ahmbrot. Et is schon gleich neime.“ Sie wollte ins Haus schlüpfen.

Frau Kunz hielt sie am Bispel des Umschlagetuches fest: „Haben Se't schon jehört, Frau Meiern?“

Frau Meier drehte sich mit einem Ruck herum: „Nee! Wat denn? Wissen Sie wat, Frau Kunz?“

„Wir ha'm 'n Gespenst in't Haus!“

„Nanu?“ Frau Meier wollte lachen, aber die alte Melcher sandte ihr aus den kleinen, grauen Augen einen unheimlichen Blick zu, nickte einigemal bedeutungsvoll und flüsterte: „Haben Sie denn doch nisch bemerkt? Er is doch grade unter Ihn'. Jeden Abend so um zehne rum —“

Frau Meier fiel ihr hastig ins Wort: „Ach so! Det Klop-pen, wat? Ja! Darüber ha't mir ooch schon immer jewundert. Wat mag denn det sind?“

Frau Melcher kramte umständlich ihre Vermutung aus.

Die dicke Grünkrämhändlerin, welche bis jetzt auf der anderen Seite der Straße am Eingange ihres Kellers gesessen und ihre Obstkörbe und Kohlköpfe bewacht hatte, erhob sich langsam, die neugierigen Augen auf die Gruppe der eifrigen Frauen heftend. Sie trat von

einem Fuß auf den andern, blickte unruhig die Straße hinauf und hinab, und setzte sich schließlich in Gang. So schnell es ihre Körperfülle gestattete, kam sie herübergewatschelt. Sie traf noch zur rechten Zeit ein, um in die seltsame Geschichte völlig einge-

weicht zu werden. „Jaja,“ sagte sie dann und zog die niedrige Stirn in krause Falten, „id' habe schon mal so'n Fall erlebt. Meine Schwester, was die Müllern is — Se wissen doch — die hatte ooch ihren Mann verlor'n. Namu denken Se sich! Sie kommt also von die Beerdiigung nach Hause. Id' wees't noch, als ob's heute war: et rejnete und war'n ireulicher Sturm. Also id' sitze alleen in de Stube bei meiner Schwester — id' mußte mit ihr nach Hause, weil sie sich alleine iraulte — und sie is in de Küche, uns'n Kaffee zu kochen. Namu denken Se sich! Mit eenmal kommt se rinjestürzt in de Stube — kreidebleich — und sagt: „Minna,“ sagt se, „abend war Frihe bei mir!“ „Mädchen,“ sage id', „de bist nich janz richtig.“ „Janz jewiß und wahrhaftig,“ sagt se und erzählt denn! Also der Schieber an de Maschine hätt'n paarmal janz merkwürdig jeklappert. „Frihe,“ hat se gesagt, „bist du et?“ Und da hat et nochmal so in'n Schornsteen jerasselt, det je ausjerückt is!“

Der Kreis der Zuhörerinnen hatte sich bedeutend vergrößert. Frauen und Kinder aus dem Hause und der Nachbarschaft standen mit großen Augen um die Erzählende und ließen sich angenehme Schauer über den Rücken laufen.

Nur die kleine, runde Frau Wutke lachte aus vollem Halse und tiefe Grübchen bildeten sich in den strohenden roten Wangen:

Die blasse Frau Kunz zitterte eam ganzen Leibe: „Hat et denn noch öfter bei Ihre Schwester jespukt, Frau Schwalbe?“

Die Angeredete zog sich das Umschlagetuch fester um die Schultern. „Nee. Bloß an denselbigen Abend noch. Id' bin doch denn mit 'rausjegang'n in de Küche und hab' jesagt: „Nu is jut, Frihe. Wer wissen nu, dette da bist. Nu hör aber uff und ängstige deine Frau nich mehr! Er hat ja noch'n bisken rumort, aber allmählich is et janz still gewor'n.“

Frau Melcher fürchtete für den Effekt ihres Falles und begann von neuem: „Meiner kommt jeden Abend. Id' hab's schon so vilte jebitt't: „Albert, ha't jesagt, nu laß mir zufriednen. Id' traule mir.“ Aber nee. Er kann sich nicht trennen. Abend vor Abend bumst et. Fott, wir haben doch aber ooch so glücklich zusammen jeelebt! Gene Eintracht und een Friede! Na, Sie wissen et, Frau Wutke.“ Die Alte wischte sich die Augen.

Ihre dralle, junge Nachbarin sagte lachend: „Ja id' wees't, Frau Melchern! Bei Ihn' hat et schon zu Lebzeiten von Ihr'n Mann öfter jebumst.“

Die also Gefoppte warf der Sprecherin einen giftigen Blick zu: „Wenn man zwee Jahre verheirat' is, Frau Wutken, wie Sie, denn kann ja det noch kommen.“

Die junge Frau lachte: „Nee. Bei mir haben so 'ne Feister keen Aylrecht; ob se dot sind oder nich.“

„Man soll über so 'ne Sachen nicht spotten,“ sagte eine.

Frau Melcher sagte mit gedämpfter Stimme zu Frau Wutke: „Es jiebt Sachen zwischen Himmel und Erde, Sachen, davon kriecht man erst 'ne Ahnung, wenn der Kopp jrau wird. Und wers nicht floben will, was id' sage, der kann mit mir ruffkommen — es is ja gleich zehne —, denn werd't selber hören! Sie klopfte an die Haustür. „Bist du et, Vater!“

„Ja! Id' bin't!“

Ängstlich starrten die Umstehenden auf die Alte. In diesem Augenblick hatte Frau Meier einen Mann bemerkt: „Da kommt Tobel,“ rief sie, „der muß et wissen.“

„Janz jewiß.“ Man fiel über ihn her und erzählte.

„Ihr seid wohl verrückt?“ fragte Tobel. „Id' muß doch morgens um 3/4 3 Uhr uffsteh'n, damit id' nich verschlase, klop'p'

id' des Abends erst mit de linke große Beh dreimal an de Bettstelle, det heißt: dreiviertel. Und denn noch dreimal mit de rechte Beh, und det hees't: drei!“

„Nutmacht ooch!“ Frau Wutke stürzte ins Haus. Man hörte ihr Sachen noch.



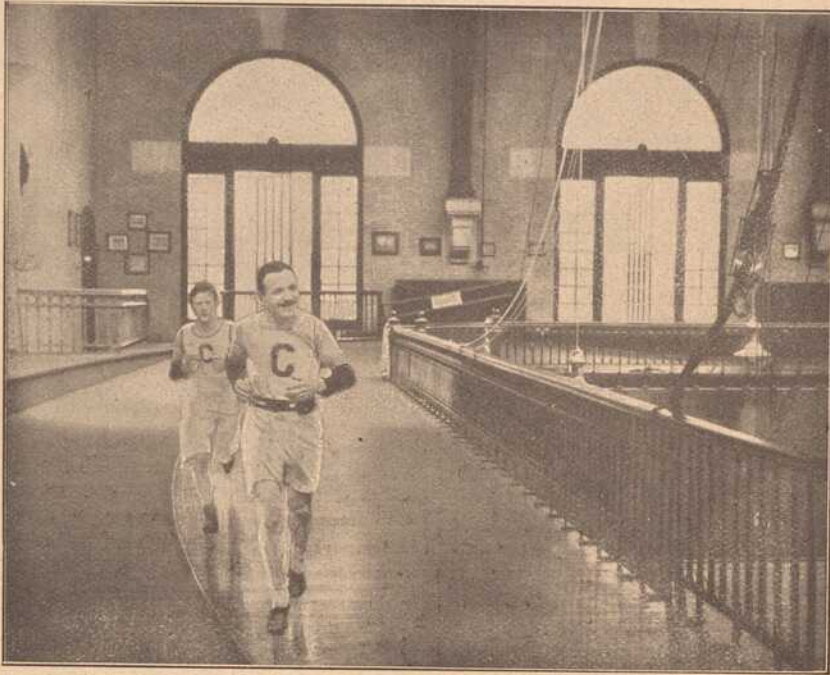
Städtischer Sportlehrer beim Unterweisen der Jüngsten

im Boxkampf auf einem amerikanischen Spielplatz.

„Det können Se ooch als Kohl verkofen, Frau Schwalbe!“

Die Grünkrämhändlerin warf ihr einen verachtungsvollen Blick zu: „Id' könnte noch janz andere Dinger erzähl'n, Frau Wutken.“

Amerikan. Sport-Enthusiasmus



Blick in die Sporthalle, wie sie jede nordamerikanische Kleinstadt besitzt.

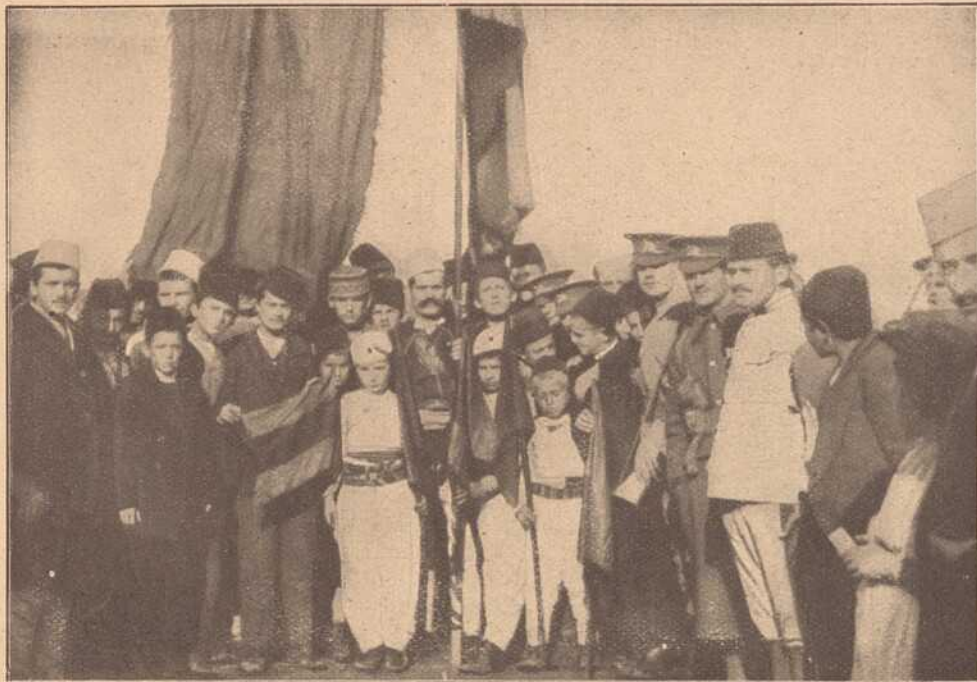
Spiel und Sport nehmen im öffentlichen und privaten Leben der Amerikaner einen so hervorragenden Platz ein, wie dies in unseren europäischen Staaten gar nicht denkbar ist. Summen werden für Park- und Sportplätze ausgegeben, die für unsere Ohren märchenhaft klingen. Nichts, keine Kosten und keine Mühe wird gescheut für Spiel- und Sportgelegenheiten. Als in Chicago beim Ausbau der Spielplätze sich zeigte, daß keine passenden Freiflächen vorhanden waren, wurden schnell entschlossen in einem Stadtviertel bebaute Grundstücke angekauft, die Häuser niedergehauen und die geplanten Spielplätze eingerichtet. Und nicht nur in der Weltstadt ist diese Hingabe an den Sport zu finden; auch in den Kleinstädten ist sicher eine Sporthalle, Sportplätze und eine tatensfrohe Jugend vorhanden, die in den verschiedensten Spielen Gelegenheit findet, Kraft, Mut und Energie, Ausdauer und Intelligenz zu erproben. Wie unser Bild zeigt, sind selbst dort die Sporthallen sehr gut eingerichtet, mit Laufbahn zc. zu Übungen bei schlechtem Wetter.



Amerikanischer Sport-Enthusiasmus: Auf die Ergebnisse eines Baseball-Spiels wartende Menschenmenge vor einer Newyorker Zeitung. Die Zeitung ist mit dem Spielfeld durch eine telephonische Leitung verbunden und zeigt auf der Tafel die einzelnen Phasen des Spiels an.

Die Hissung der albanischen Flagge in Skutari.

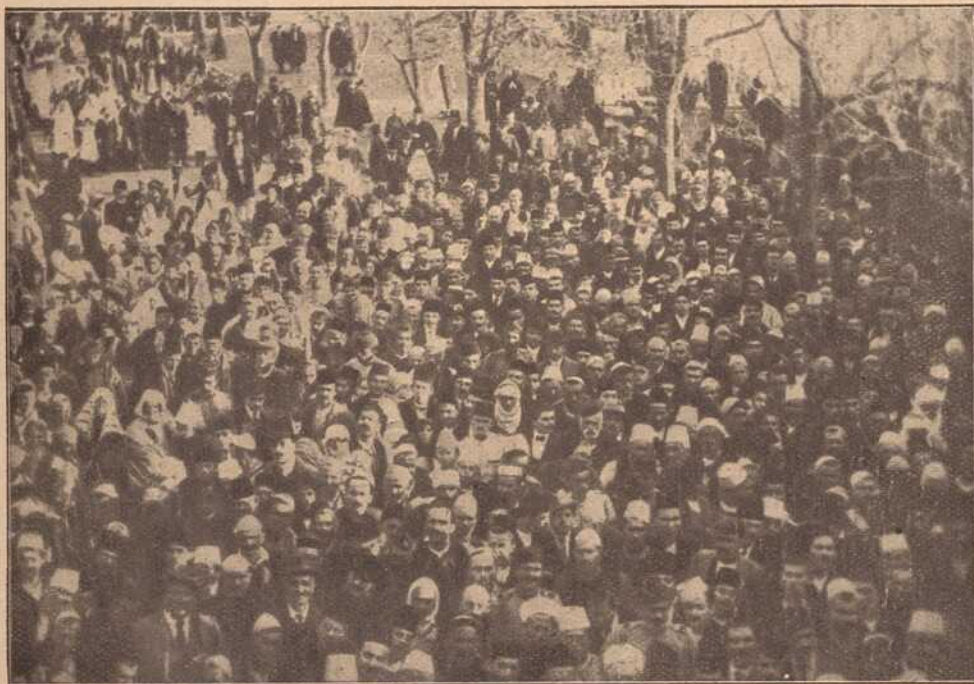
Endlich ist die seit einem Jahre vom Dreibunde angestrebte und von der Botschafterkonferenz in London beschlossene Unabhängigkeit des autonomen Albanien gesichert und Prinz Wilhelm zu Wied wird an der Seite seiner Gemahlin als erster Souverän dieses schon seit Jahrhunderten unglücklichen, nun aber befreiten Landes in Valona einziehen. Der Jubel, welcher in den Städten des neuen europäischen Staates herrscht, besonders in der volkreichsten unter denselben, dem von den Mächten den Montenegroern abgerungenen Skutari, ist unbeschreiblich. Es ist, als ob die Bevölkerung, vor allem die katholische und die mit ihr seit Jahrzehnten harmonierende mohammedanische, ein wahrer Freiheitstaumel ergriffen hätte, der überall zu glänzendem Ausdrucke



Die Hissung der neuen Flagge des unabhängigen Albanien in Skutari.

Die Rettungsmatratzenboje.

Zimmer wieder ist der Mensch bestrebt, Lehren aus den Vorkommnissen des täglichen Lebens zu ziehen. So haben die schrecklichen Unglücke auf hoher See, die mangels an genügenden Rettungsmitteln unzählige Menschenopfer forderten, Anregung gegeben zu manch' guter Arbeit auf dem Gebiete der Hilfeleistung bei Unglücksfällen im Wasser. Zu diesen zählt auch die in unserem Bilde gezeigte Rettungsboje. In der Seine zu Paris wurden dieser Tage interessante Versuche mit dem neu erfundenen Rettungsapparat für große Schiffsunglücksfälle gemacht, die glänzend gelangen. Man sieht eine auf einer solchen Boje ruhende in eiserner Wette untergebrachte Dame, die auch dann nicht unterging, als sich noch zwei Mannspersonen auf den Apparat hinaufkletterten.



Katholiken und Mohammedaner bei dem Demonstrationsfeste in Skutari.

gelaugt, unter dankenden Hochrufen auf die beiden mächtigen Beschützer des jungen Staatswesens, auf Oesterreich-Ungarn und Italien.

Demonstrationen in Skutari.

Bei dem großen Demonstrationsfeste in Skutari, das aus Anlaß der Hissung der albanischen Fahne stattfand, beteiligten sich Katholiken und Mohammedaner. Im Hintergrunde unseres Bildes sieht man die Familien der auswärtigen Konsuln mit den Damen der ersten mohammedanischen Notabeln der Stadt, letztere in weiße Schleier gehüllt, über eine Treppe herabkommen, um an der Demonstration teilzunehmen.



Die Rettungsmatratzenboje.



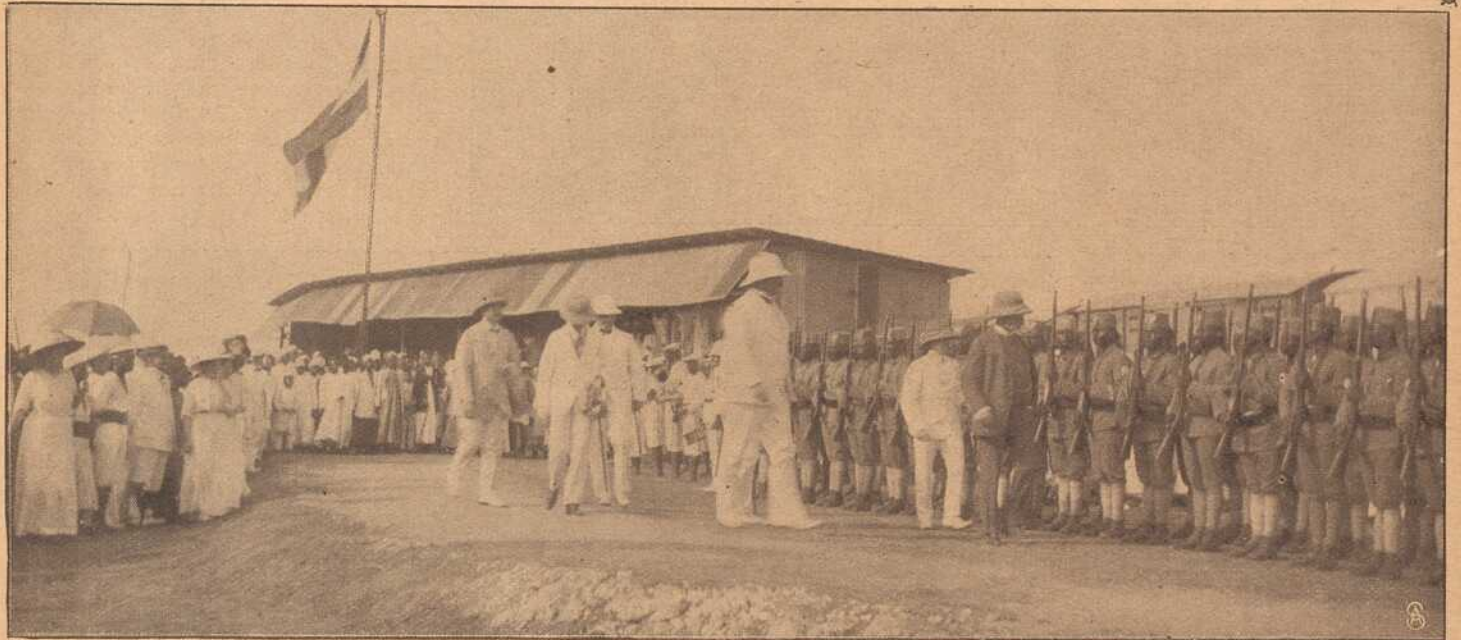
Der Siamesische Tempel in Homburg.

König Chulalongkorn von Siam, der Vater des jetzigen Königs, hat dem Deutschen Kaiser einen Siamesischen Tempel zum Geschenk gemacht, der kürzlich seine Aufstellung in Bad Homburg gefunden hat.



Zwei New-Yorker Damen als Zuchthaus-Studentinnen.

Miss Madeline V. Doty und Miss Elisabeth Watson ließen sich mit Genehmigung der Behörde vier Tage in das Zuchthaus für Frauen zu Auburn einsperren, um das Gefängnisleben zu studieren. Miss Madeline V. Doty hat sich bereits dadurch einen Namen gemacht, daß sie durch ihre Schriften eine Reorganisation des Gesetzes für die Beschäftigung von Kindern beim Senat in Washington durchsetzte.



Die bayerischen Prinzen nehmen die Parade der Polizeitruppe in Tanga ab.

Prinz Leopold von Bayern, ein Bruder König Ludwigs III., hat gelegentlich seiner Afrikareise mit seinem Sohne, dem Prinzen Konrad, auch der Hafenstadt Tanga in Deutsch-Ostafrika einen Besuch abgestattet. Die Fürstlichkeiten kamen an Bord des Reichspostdampfers „Feldmarschall“ dort an und wurden durch Vertreter der Ortsbehörden in einem besagten Boote an Land geholt, wo zahlreiche Weiße und Scharen von Eingeborenen sich eingefunden hatten. Die hohen Gäste nahmen zunächst vor dem Zollgebäude die Parade der Polizeitruppe ab und fuhren dann in festlich geschmückten Zweiradwagen, den sogenannten Nischas, zum Kaiserlichen Bezirksamtsgebäude, um die dort versammelten Europäer und eine besondere Bayernabordnung zu begrüßen. Auch die Eingeborenenschule wurde im Anschluß daran eingehend besichtigt.

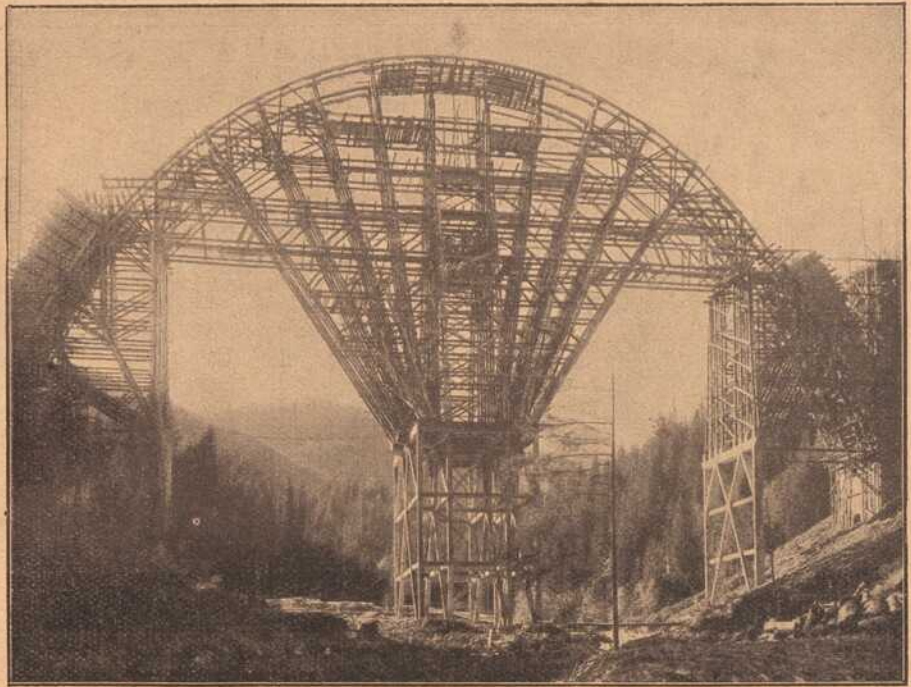
Dom Bau der Chur- Arosa-Bahn.

Raum 25 Jahre sind es her, da war der gerade im Entstehen begriffene bündnerische Kurort Arosa von Langwies, dem Endpunkt der Schanfiggerpost aus nur zu Fuße oder auf dem Rücken eines Saumpferdes zu erreichen. Waren es erst Churer und Zürcher, die die würzige Hochgebirgsluft, die freundliche Aufnahme in einigen Gasthöfen zu schätzen wußten, so folgten bald entferntere Gäste nach und seit langem rivalisiert Arosa mit Davos und St. Moritz. Nun soll eine elektrische Bahn die Verbindung mit der rätschen Kapitale herstellen; damit wird das hochalpine Gebiet den Hauptzentren des Fremdenverkehrs um ein bedeutendes näher gerückt. Im vorigen Herbst ist mit den ersten Spatenstichen zum Bau dieser neuesten der schweizer Hochgebirgsbahnen begonnen worden. Am Ende des ersten Bau-sommers tritt bereits ihre Trace längs des ganzen Schanfiggtales deutlich zu Tage. In der verhältnismäßig kurzen Strecke von etwas über 25 Kilometer wird die neue Bahn die Höhe von Arosa erreichen. Ihr Ausgangspunkt beim „Steinbock“ in Chur liegt in einer Höhe von rund 600 Meter, ihr Endpunkt am Ufer des Obersees in Arosa in 1750 Meter Höhe, die für die kurze Bahnstrecke recht beträchtliche Höhendifferenz von 1150 Metern wird nur durch eine einfache Abhänstionswirkung überwunden, allerdings unter Zuhilfenahme der elektrischen Zugförderung, die erst solche Steigungsverhältnisse zu bewältigen imstande ist. Mit Ausnahme einzelner kurzer Teilstrecken steigt die Linie fast auf der ganzen Länge an und fast durchwegs mit der maximalen Steigung von

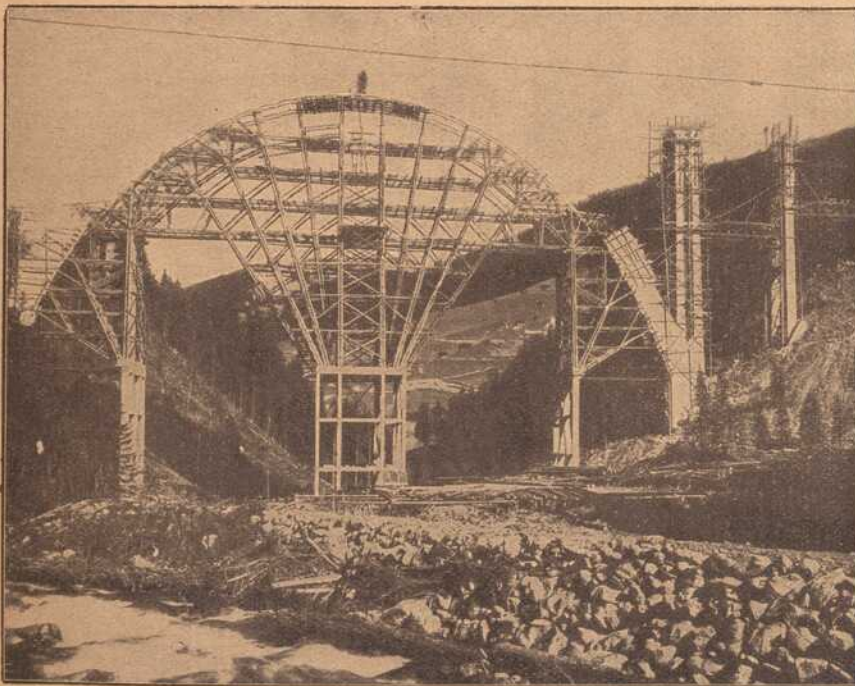
60 pro Mille, ohne Zahnrad eine gute Leistung. An bemerkenswerten Kunstbauten wird es bei der neuen Bahnlinie nicht fehlen; die tiefen Seitenschluchten des Plessurtales werden durch zahlreiche schöne Steinviadukte überbrückt. Die beiden gewaltigen Bogenbrücken, die den Gründjetobel bei Peist und das Plessurtal bei Langwies überspannen, gehen ebenfalls ihrer Vollendung entgegen. Sie werden durch die Kühnheit und Schönheit ihrer Form, über die Beachtung der engeren Fachkreise hinaus, die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit verdienen. Aus dem modernsten der Baustoffe, dem Eisenbeton entstanden, sind es die ersten großen Eisenbahnbrücken in Bogenform aus armiertem Beton; der Viadukt von Langwies, mit seiner Spannweite von rund 96 Metern dürfte zurzeit

überhaupt die größte Brücke dieser Art werden. In einer Höhe von 48 Metern wird in einem einzigen Bogen die Schlucht des Gründjetobel überbrückt, in 66 Meter Höhe die der Plessur. Das Material der bogenförmigen Gewölbe wird Eiseneinlagen enthalten, sie bilden sozusagen das unsichtbare Gerippe desselben, während der aus Kies, Zement und Sand in passender Weise hergestellte Beton selbst der eigentliche Baustoff ist. Der so ausgerüstete „Eisenbeton“ ist vielseitiger als andere Baumaterialien, z. B. Steine, er ist dem Kräftepiel, welches in seinem Innern bei der Belastung wirkt, besser gewachsen, als diese. Ebenso, wie die Knochen des Tieres den weichen Muskeln festen Halt verleihen, ist es mit den Eiseneinlagen beim Beton, ihnen hat er es zu verdanken, daß seine Festigkeit viel höher wird. Der gegossene, gestampfte Betonbogen kann wesentlich (um die Hälfte) leichter gehalten sein, als der Bogen einer Steinbrücke. Dadurch kann an Material, an Herstellungskosten gespart werden, gleichzeitig erfüllt er uns durch seine Kühnheit, nach einer schönen, das Auge befriedigenden Linie gekrümmten Form mit Bewunderung. Mit leichtem Schwung wölbt sich die mächtige Bogenöffnung über den in die Tiefe rauschenden Gebirgsfluß, seine steilen Felsufer miteinander verbindend; die zweckmäßige Verteilung des Materials, die einfachen Maßverhältnisse erzeugen das Bewußtsein völliger Sicherheit, trotz des durchsichtigen Profils des Bogenträgers und seiner in schwindelnder Höhe angebrachten Fahrbahn. Technische Wissenschaft und Kunst wetteifern hier miteinander, um in der Harmonie eines technischen Kunstwerkes ein neues Gebiet sich zu erobern.

Die großen hölzernen Leegerüste der beiden Brücken, mit ihren strahlenförmig zusammengefügt, interessanten Fachwerken, sind dazu bestimmt, das Gewicht des Bogens vor seiner Vollendung zu tragen. Die gesamten Erdarbeiten der Strecke, bis auf die Ausmauerung einiger Tunnel, sind so gut wie vollendet, so daß im nächsten Frühling mit dem Oberbau begonnen werden kann.



Vom Bau der Chur-Arosa-Bahn: Das Leegerüst zum Bogenviadukt bei Langwies. Derselbe wird die größte Bogenbrücke aus Eisenbeton, die bisher hergestellt worden ist. Spannweite des Bogens 100 Meter.



Vom Bau der elektrischen Chur-Arosa-Bahn: Die Bogenbrücke aus Eisenbeton bei Langwies.



Die deutsche Militärmission für die Türkei.

Die deutschen Offiziere, aus denen sich die für die Türkei bestimmte Militärmission zusammensetzt, haben nunmehr ihre Ausreise nach dem Orient angetreten, um ihre Tätigkeit im türkischen Heer anzunehmen. Vorher waren sie mit ihrem Leiter Generalleutnant Liman v. Sanders, zur Verabschiedung zum Kaiser befohlen, der sie im Muschelsaale des Neuen Palais zu Potsdam empfing.



Kardinal Luigi Dreglia †.

Der hochbetagte Altersvorsitzende im Kardinalskollegium ist an den Folgen einer schweren Lungenentzündung verschieden. Schon vor einigen Tagen sandte der Papst dem kranken Kardinal durch seinen Geheimkaplan Monsignor Bressan den apostolischen Segen.



Zur Zabern-Konferenz in Donaueschingen.

Im Schloßhof in Donaueschingen. Von links nach rechts: General v. Lynder, General v. Deinling, der Kaiser, Statthalter in Elz-Lothr. Graf Wedel

Burmeisters Drachen. Eine heitere Weihnachtsgeschichte von Alwin Römer.

Nachdr. verb.

Schluf.

„Das ist eine schöne Bescherung!“ jammerte die Majorin, die im Geiste schon all' den Unfug vor sich aufsteigen sah, den dieser Familienzuwachs anrichten würde. Aspasia aber bückte sich nach einem Briefchen, das beim Auspacken zu Boden gefallen war, und öffnete es.

Da stand von einer offenbar verstellten Männerhand geschrieben:

„Lieber Kolf!“

Ich habe deinen Brief durch die Post erhalten, und da Du ein so braver Junge bist, will ich dir auch deine Wünsche erfüllen. Für das Eichhörchen lege ich Dir zugleich Futter bei. Wenn Du willst, kannst Du die Haselnüsse mit ihm teilen. Das Automobil war nicht größer zu haben im Himmel. Die Engel sind alle Angsthasen und wollen nicht darin fahren. Vielleicht bekommst Du später ein größeres.

Der Schab für den „Spaz“ ist aus Honigkuchenteig. Ich weiß nicht, ob sie einen anderen mag. Grüße Dein liebes Mütterchen vom Christkind.“

Der „Spaz“ war bei der Beküre anfänglich sehr belustigt gewesen, aber plötzlich erschien das schöne Gesicht wie in Blut getaucht. Wer hatte sich unterstanden, einen solch albernen Scherz mit ihr zu treiben?

Kolf hatte unterdessen das Automobil entdeckt, ein kleines Blechspielzeug mit einem Schlüsselschen zum Aufziehen daran, das er sogleich eifrig in Bewegung zu setzen versuchte. Knarrend drang der Schall des Schlüssels durch den stillen Frieden der Weihnachtsstube, und surrend fing gleich danach das kleine Gefährt an, davonzurollen, beschrieb einen großen Bogen und verschwand dann eilig unter dem Sofa.

In dem Moment erschien die Spinnageln vor der Tür.

„Ach, du meine Güte! Da haben wir ja glücklich auch so'n Ding!“

„Ja, aber nur ein ganz kleines,“ sagte Mama Lodeneck lächelnd.

„Mit Kleinem fängt man an,“ orakelte Frau Spinnageln mißtrauisch.

„Von wem es nur sein mag?“ tuschelte die Majorin. „Ich habe keine Idee! Wo hast du denn das Briefchen, Spaz?“

„Das Briefchen?“ erwiderte sie befangen. „Ich weiß nicht — ich habe es — viel stand ja nicht darin, Mutti!“

Unterdessen brachte Kolf ein ziemlich umfangreiches Gebäck aus braunem Teig angeschleppt, das er noch im Paket gefunden hatte.

„Sieh' mal, Mutti, einen Honigkuchemann habe ich auch noch bekommen!“ rühmte er.

Mama Lodeneck betrachtete ihn lächelnd und warf dann einen vielsagenden Blick zu ihrem Töchterchen hinüber, das sich, noch immer etwas verlegen, bemühte, das Automobilchen wieder zum Vorschein zu bringen.

„Ich glaube, Kolf, der schöne Honigkuchemann ist gar nicht für dich!“ sagte sie. Aber da fuhr Spaz schon erregt vom Teppich empor.

„Für wen sonst?“ rief sie mit zornigen Augen. „Gewiß gehört er dir, Kolf! Aber sag' doch einmal, wie bist du eigentlich auf den merkwürdigen Wunsch nach einem Automobil gekommen?“

Er sah stolz zu ihr hinunter.

„Dem Automobil gehört die Zukunft!“ sagte er dann schlagfertig.

„Wer sagt denn das?“ erkundigte sich Mamachen entsetzt.

„Der Chauffeur von Doktor Burmeister!“ entfuhr es ihm stolz, aber unvorsichtig. Und eilig kehrte er zu seinem Eichhörchen zurück, um das Gespräch über die Quellen seiner Automobilweisheit nicht fortsetzen zu müssen. Aber Spätzchen ließ nicht locker. Der Brief

des rätselhaften Christkinds, den ihre Kleider-tasche barg, hatte tausend Gedanken in ihr wachgerufen.

„Also daher stammt deine plötzliche Liebe für das Automobil!“ sagte sie, ihm folgend. „Aber, woher kennst du denn den Menschen überhaupt? Hatte dir Mutti nicht verboten —“

„Ich kenne ihn eben!“ unterbrach er sie beinahe trotzig und bastelte errötend an dem Trommelgitterchen des kleinen Käfigs.

„Kolf, ich vermute —“ sagte Spätzchen verweisend, und beugte sich zu ihm herunter, um ihm besser in die Augen sehen zu können. Doch kam sie vorläufig nicht dazu, sich über den Inhalt ihrer Vermutungen näher zu äußern. Dem Kolf hatte im gleichen Augenblick durch eine unbewußte Fingerbewegung einen unerwarteten Bundesgenossen erhalten, der seiner Schwester in des Wortes verwegener Bedeutung schlant über den Mund fuhr und zwar mit seiner weichen, buschigen Rute. Das Eichhörchen hatte den unvorsichtig geöffneten Ausschlupf gefunden und fauste nun wie ein sturmgetriebenes, rotes Wölkchen zwischen den Geschwistern fort, im Zimmer umher.

Spaz hatte entsetzt aufgeschrien; Mama Lodeneck und die Spinnageln schlossen sich an. Nur Kolf bewahrte seine Fassung. Er war nicht unfroh darüber, auf solche Weise dem heiklen Frage- und Antwortspiel entgegen zu sein.

Nun aber begann eine tolle Jagd, an der sich alle vier mit Lachen und Schelten, Locken und Scheuchen beteiligten, bis das schone Tierchen mit einem flotten Satz auf den Weihnachtstisch und in den Christbaum huschte, offenbar erfreut über die wunderbaren vergoldeten Nüsse, die an allen Zweigen gewachsen waren. Leider fand es auch hier nicht die Wärme eines ungestörten Daseins. Die Lichter wurden ausgeblasen. Miß-



Weihnachtsabend. Nach einer Zeichnung von Fritz Peters-Weber.

trauisch turnte es von Ast zu Ast, bis es auf einem der am weitesten ausladenden Zweige anlangte, und das Bäumchen dabei zu bedenklichem Schwanken brachte.

„O Gott, die Tanne fällt!“ rief erschrocken Mamachen. Da griff Aspasia beherzt ins Gezweig, ohne sich um die paar Kerzen zu kümmern, die noch brannten und gierig zu ihrem Arm hinaufleckten, und mit einem kräftigen Ruck gelang es ihr, im entscheidenden Moment die bedrohte Balance wiederherzustellen.

Als sie die Hand zurückzog, tropfte das rote Blut von ihren Fingern. Das scharfe Blech eines der bunten Lichthalter hatte ihr tief den Zeigfinger geritzt und die Flamme des Christbaumlichts empfindlich ihren Arm verbrannt.

„Du blutest ja!“ rief Kolf erschrocken. „Kinder, wach! ein Unglück!“ stöhnte Mamachen. „Spomageln, holen Sie einen Arzt!“

„Es hat ja nichts zu bedeuten!“ beruhigte sie die Tochter. Aber sie blieb bei ihrem Verlangen. An dem farbigen Blech könne irgend ein Giftstoff haften, der die Wunde gefährlich mache.

„Wen soll ich denn holen?“ fragte die Spomageln. „Der drüben ist verreist seit ein paar Tagen!“

„Ist ja nicht wahr, Mutti!“ erklärte Kolf bestimmt und machte sich sink selbst auf den Weg.

„Auf keinen Fall holst du Doktor Burmeister!“ rief die Schwester ihm, von einer seltsamen Schen ergriffen, nach. Aber Kolf kümmerte sich nicht um diesen Zuruf.

„Warum nicht?“ fragte Frau von Lodeneck verwundert. „Er soll als Arzt doch sehr tüchtig sein!“

„Aber ich — ich — mag ihn nicht!“ „Er ist ja gar nicht da!“ beruhigte sie die Spomageln. „Seit drei Tagen habe ich schon kein Tuten mehr gehört. Er muß verreist sein!“

Er war aber doch da. — Einsam saß er in seinem halbdunklen Arbeitszimmer und dachte an vergangene und zukünftige Weihnachtsabende. Und dabei spazierte seine Gedanken alsbald von selbst zu Lodenecks hinüber, bei denen er für's Leben gern Zeuge gewesen wäre, wie man sein Christkindpaket aufgenommen. Ob sie wohl sehr böse gewesen war, die schöne, stolze Aspasia, über seinen Scherz mit dem Honigtuchenschag? Und gerade nun erschien Kolf auf der Bildfläche und hat ihn fliegenden Aktes, herüberzukommen.

„Du revanchierst dich schnell als Christkind!“ dachte er lächelnd und strich dem

Knaben liebevoll über das glühende Gesichtchen. Ein lieberer Ruf hätte ihn wahrlich nicht treffen können diesen Abend, so kläglich schwach seine Beziehungen zu dem geliebten Mädchen vorläufig auch noch waren. Ein paar Minuten später schon hantierte er mit Wasser, Wundwatte und Heftpflaster, kühlte die Brandwunde mit einem guten Mittel aus seiner Hausapotheke und erklärte der Frau Major, daß durchaus nichts mehr zu befürchten sei.

„Wie gut, daß Sie doch nicht verreist waren!“ sagte sie mit einem halben Lächeln, in dem noch immer die Abneigung gegen den „Drachenzüchter“ mit der Dankbarkeit für den so schnell erschienenen Notthelfer kämpfte.

„Wie kamen Sie auf die Vermutung, gnädige Frau?“

„Wir hatten Ihr Automobil schon seit drei Tagen nicht mehr gehört!“ erklärte sie.

„Das werden Sie auch künftig hier nicht mehr hören!“ entgegnete er mit einem flüchtigen Blick auf Aspasia.

„Sie haben es verkauft?“ forschte Mamachen gespannt.

„Nein. Aber ich habe mir eine Ausfahrt nach der Wiesenstraße bauen lassen, damit die alte Ruhe der Dummelstraße erhalten bleibt!“

„Das finde ich ganz entzückend von Ihnen! — Hast du es gehört, Aspasia?“ rief die Frau Major erfreut.

„Gewiß!“ sagte Spätzchen, ein wenig aus der Fassung gebracht. „Und ich danke Ihnen auch herzlich dafür, Herr Doktor!“

„Hoffentlich denken Sie nun nicht mehr daran, zu kündigen?“

„Nein,“ erklärte Mamachen, „die Sorge wären wir los! Wenn wir nur erst die andere wieder vom Halse hätten!“

„Welche denn, gnädige Frau?“ erkundigte sich Burmeister, der wohl oder übel das Feld räumen mußte, obgleich er noch gar zu gerne ein Weilschen geblieben wäre.

„Ich meine das schreckliche rote Ding, das uns irgend ein unverständiger Mensch heute für Kolf ins Haus geschickt hat!“ Er lachte belustigt auf.

„So ein Tierchen ist doch eigentlich sehr possierlich!“ meinte er.

„Zumal, wenn es solche Streiche macht!“ klagte die Majorin. „Wie sollen wir es überhaupt wieder in den kleinen Käfig kriegen?“

„D, nichts leichter als das!“ behauptete er und griff nach der Trommel. „Komm, Hänschen, komm!“ lockte er alsdann und ließ ein paar leise Pfeiflaute dazu vernehmen. Und siehe da, der Rotschwanz lugte

erst vorsichtig aus dem Gezweig hervor und sprang dann, zahm wie ein Kästchen, in sein hölzernes Häuschen hinein, das ihm Burmeister vorgehalten hatte.

„Sie sind ja der reine Hexenmeister!“ wunderte sich Mamachen, während ein forschender Blick Spätzchens auf seinem Gesicht haftete.

Unter diesem Blick wurde er rot. Und diese Röte war ihr wie ein Geständnis.

„Kolf hat sich sehr gefreut über die Erfüllung seiner Wünsche!“ sagte sie leise. „Sie können es dem Christkind bestellen!“

„Und Sie, gnädiges Fräulein? Sie sind ihm doch nicht böse wegen des kleinen Scherzes?“ bat er.

„Wenigstens nicht mehr!“ sagte sie mit einem reizenden Lächeln, das ihm wie ein erstes ferneres Dämmern der Sonne seines jungen Glücks erschien.

„Gehen Sie nicht auch noch zu einer Feier heute, Herr Doktor?“ erkundigte sich in diesem Moment Mama.

„Wie wär's denn,“ sagte sie zögernd und sah dabei fragend zu ihrer Tochter hinüber, „wenn wir den Herrn Doktor zum Dank einladen möchten, den Weihnachtskarpfen mit uns zu teilen?“

„D, ich bitte sehr, gnädige Frau —“ stotterte er, verlegen abwehrend. Und es war ihm doch nichts lieber, als bleiben zu dürfen.

„Ich weiß nicht, Mama —“ sagte Aspasia errötdend.

„Es ist in der Tat nur ein einfaches Mahl!“ erklärte die Hausfrau darauf, ein wenig in Verwirrung geratend.

Aber er wollte! Das heißt, wenn er wirklich nicht stören würde!

Sonst —! Nein, er störe durchaus nicht! — Im Gegenteil!

Und so blieb er. Wenn es auch an diesem in der Folge noch sehr fröhlichen Weihnachtsabende zu keinen Erklärungen zwischen den beiden wie für einander geschaffenen, prächtigen Menschenkindern kam, so zeigten sich doch allerhand heimliche, das aufmerksame Mutterauge beglückende Anzeichen, die diesen Tag denn auch wirklich für später zu einem Merktage des Lebens für den „Spaz“ und „seinen Schag“ werden ließen.

Frau Spomageln war „einfach platt“, wie sie verschiedentlich nachher versicherte. Aber „noch platter“ wurde sie, als die Frau Major das erstmal in des Doktors oft gewünschten „Drachen“ kletterte und nicht nur heil und unverseht wieder nach Hause kam, sondern auch vergnügt dazu erklärte: „Gott sei Dank, daß es ein Bierstiger ist!“

Ihre Nerven können die Warnungssignale des Autos seitdem ohne Zucken vertragen.

Fünf Minuten. Don Marie Troxler, Luzern.

Nachd. u. d. verboten

Wenn es Uhren gäbe, deren Werke so fein konstruiert wären, daß sie sich nach den Gefühlen und Empfindungen der Menschen richteten, und sich, je nachdem in ihren Herzen die Zeit zu fliegen oder zu zaudern schiene, bewegten, welche eine wunderbare Stundenmessung würden wir da haben!

Es sind nur fünf Minuten, eine kurze Zeit und doch wie oft wichtig und folgenreich! Wer hat den Wechsel nicht schon an sich selbst erfahren? Heute scheinen sie uns Momente und morgen — eine Ewigkeit.

Der Gerichtssaal ist ganz angefüllt. Auf der Anklagebank sitzt der Verbrecher und wartet auf das Urteil. Jedes Auge ist auf ihn gerichtet. Lautlose Stille rings im Saale. In fünf Minuten wird es entschieden sein, das Schicksal. Leben, Freiheit nach Abbüßung der Strafe oder das Beil des Henkers.

Es gibt fürchterliche fünf Minuten auf Erden. Wie würden sich diese wohl auf dem Zifferblatte unserer Uhr kennzeichnen?

Geh hinein ins Krankenzimmer. Die Gardinen sind gezogen, nur ein matter Schein der untergehenden Sonne blickt verstoßen hinein. Du siehst nur Tränen, hörst nur Schluchzen. Auf dem Krankenbette liegt bleich und matt der geliebte Vater. Seine Hand ist stierbeißig. Der Blick schon glanzlos und starr; das Wort erstorben auf den farblosen Lippen. Gattin und Kinder umstehen das Sterbelager. Sie wissen es wohl, kaum fünf Minuten noch und vor ihnen wird nur noch eine Leiche sein. — Wie liebten sich diese fünf Minuten wohl schildern. Werden sie nicht fürs ganze Leben im Herzen drinnen tief eingraviert sein!

Frage die Mutter, welche draußen im

Rebenzimmer wartet, während der zur Konsultation herbeigerufene Arzt mit seinen Kollegen am Krankenbett ihres Kindes konferiert! — Bald werden sie herauskommen. — Sie legt die Hand aufs pochende Herz. — Bald wird sie wissen, ob sie ihr einziges Kind mit neuer Hoffnung an die Brust drücken darf, oder — ob es scheiden muß von ihnen. — Wie lange glaubst du wohl, daß ihr die fünf Minuten erschienen? — Fünf Stunden — fünf Jahre — fünf Ewigkeiten!

Auf dem Perron des Bahnhofes sind verschiedene Gruppen versammelt, aber ich schaue nur auf eine von den allerkleinsten. Vater und Sohn stehen zusammen vor einem Kupee dritter Klasse. Der Vater ist alt und schwach; nur mit Mühe stützt er sich auf seinen Stock, aber man merkt es wohl, daß,

fänden ihm alle Stöcke der Welt zu Gebote, ihm doch die einzige, irdische Stütze jetzt entzogen wird. In fünf Minuten geht der Zug. Des jungen Mannes Handtasche und Schirm liegen schon sorgfältig im Wagen aufbewahrt. Gepäckchein, Fahrkarte, alles ist in Ordnung. Die letzten Handreichungen sind getan. Keine kleinen, ärgerlichen und doch so wohlthuenden Störungen leiten die Gedanken von der bevorstehenden Trennung mehr ab.

Der alte Mann sieht seinem Kind ins Auge und der Sohn dem Vater. — Es muß wohl eine weite Reise sein, die er jetzt unternimmt, das sagt uns deutlich der gegenseitige Blick.

„Bitte, einsteigen, mein Herr“ — eine lange, schmerzliche Umarmung — die Türe wird zugeschlagen — ein gellender Pfiff! — Jetzt ist's vorbei; er ist fort. — Ob diese letzten fünf Minuten ihnen kurz oder lang vorkamen? ich weiß es nicht, — ich glaube, sie wußten es selbst nicht.

Es gibt auf Erden Augenblicke, die nicht nach der Zeit gemessen werden können.

Was könnte nicht so eine alte Bahnhofsuhr für Memoiren schreiben! — Aber nicht immer wären sie so wehmütig.

„In fünf Minuten kommt der Zug!“ heißt es. O, diese wonnige Ungeduld und Erwartung! Werden diese fünf Minuten denn nie zu Ende sein? Jetzt nur noch drei,

noch zwei, noch eine! Mit lustigem Pfeifen passiert die Lokomotive schon die letzte Biegung! — Wieder ein langes Umarmen, aber kein schmerzliches. — Das waren fünf lange Minuten der Freude, des Wiedersehens, die wiegen Jahre der Trennung auf.

Nach jahrelanger Abwesenheit im fremden Lande will man sich wieder einschiffen, heimzukehren ins Land der Väter. Nur eine kurze Strecke ist es bis an Bord, wo der Dampfer bereit steht. — Horch! was ist das? Ueber die Kluten tönts wie Musik! — Man verdoppelt seine Schritte — jetzt ist der Strand erreicht. Es scheint, als ob die ganze Bevölkerung sich hier versammelt hätte, die Scheidenden nochmals zu grüßen, aber — o Schrecken! — dort steht der Dampfer schon in die hohe See. — Also vergebens — alles vorbei. — „Vor fünf Minuten ist er abgefahren.“ Ja, die fünf Minuten schmerzlicher Stimmung, die jetzt folgen! — Zurückgestellt für die nächsten Monate ist die Heimfahrt. — Was gäbe man nicht, um diese fünf Minuten zurückzunehmen!

„O Heimat!“ — klingt es wehmütvoll über des Ozeans Kluten und die ganze Bitterkeit der letzten fünf Minuten ist darin ausgedrückt. Wahrscheinlich lang, sehr lang kamen sie dem Enttäuschten vor.

„Köschen, du darfst noch fünf Minuten aufbleiben,“ sagt Papa. Köschen sieht auf

die schöne Standuhr auf dem Kammin. Könnte es sie zurückstellen! —

Worin liegt wohl für ein Kind der Zauber dieser Minuten des Aufbleibens? — Warum sind sie so unsagbar viel kostbarer als alle andern fünf Minuten des Tages?

— Nichts Außergewöhnliches ereignet sich. Die müden Neuglein fallen schon fast zu. Die Händchen liegen untätig auf dem Tische und doch wird jede kurze, hinzugefügte Frist als ein huldreiches Geschenk angesehen.

Die fünf Minuten sind um. Köschen sieht den Vater flehentlich an. Doch umsonst. Der kleine Engel wird von Mama ins Bettchen gebracht. Nicht einmal das ganze Gebetlein kann Köschen mehr sagen. Nach dem ersten Verslein schon flüftert es: „Mama, der liebe Gott wird schon das Ende wissen“ und schon liegt im süßen Traum.

Nun gibt es aber noch andere fünf Minuten, die weder ich noch du bis jetzt erlebt haben, die aber sicher alle erfahren werden; fünf Minuten, in die alle andern fünf Minuten unseres Lebens münden, während welcher Zeit und Ewigkeit ineinander verschmelzen werden. Die letzten hienieden, die ersten im Jenseits. Doch, da kann man nur still in sich versinken und betend, zitternd, glaubend — hoffen — ahnen!

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. B. Kittel, Würzburg. Telefon 2792. — Verantwortlich für die Anzeigen: A. Ch. Hunger in Würzburg. — Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim N. G., Würzburg u. Zürich. Telefon 933

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Starke Familie.

Beamter: „Wie stark ist Ihre Familie?“

Bauer: „Wenn mer z'sammhalte, so verhaue mer's ganze Dorf.“

* * *

Der schlaue Ire. Ein Engländer und ein Ire wetteten einmal, wer am weitesten schwimmen würde. Am Tage des Wettkampfes kam der Ire in einem Badekostüm und trug einen großen Sack auf dem Rücken. Der Engländer fragte ihn, was er darin habe. „Essen für drei Tage,“ antwortete Pat kaltblütig. „Dann hast du gewonnen,“

sagte der erschrockene Engländer, und gab ihm das Geld. Ein paar Tage später hörte er, daß Pat gar nicht schwimmen könne.

Ja so. „... Schrecklich langweiliger Mensch, den ganzen Abend hat er wieder über Kant und Schopenhauer geredet!“ — „Philosophische Gespräche sind mir auch ein Greuel!“ — „Ach was, philosophische Gespräche... Kant und Schopenhauer heißen seine beiden Pferde!“

Strebjam. „Was macht denn Ihr Sohn?“ — „O, dem gehts gut; der hat jetzt schon so viele Schulden beisammen, daß er heiraten kann.“

Zwei Maler tragen auf dem Wege zur neuen Wohnung ihre Habseligkeiten balancierend auf dem Kopfe durch die Straßen. Einer sagt: Wenn wir im neuen Atelier angelangt sind, schmeißen wir um; das gibt ein packendes Motiv für ein futuristisches Stillleben.

Modernes Fallissement. Heute, den 17. d. M., große Gläubigerversammlung in der Sebastian Münchelschen Konkursfache. Aktiven: 1 Hummerservice für 24 Personen, 1 Salon Louis Seize, 5 Frs. Bargeld. Passiven: Frs. 500 000.

Erster Gedanke. Gattin (als das Auto, in dem sie mit ihrem Gatten sitzt, in das Schaufenster eines Konfektionsgeschäftes hineinrast): „Nun wirst du mir anstandslos halber etwas kaufen müssen, Eugen!“

Der rückichtsvolle Hausherr. „Wissens, i steiger' meine Partei'n net glei; i schid eahna a Zigeunerin ins Haus, die wo eahna propheet, daß d' Wohnungsmiete wieder teurer wird.“

Vexierbild.



Wo ist der Schloßherr?

Kieß-Christ-Stollen

Aecht schwäb. Hutzelnbrot

ist das beste.

Bäckerei und Konditorei
E. Kieß Nchf.

Kaiserstrasse 6.
Telefon 1538.

Mit Rücksicht auf den alljähr. großen Andrang und Nachfrage in den letzten Tagen vor dem Feste, bitte ich die Bestellungen möglichst bald zu machen.

Eine gute Uhr

kauft man nur beim Fachmann, gründlich abgezogen mit Garantie.

Solche erhält man im

Total-Ausverkauf

mit **20%** Rabatt

bei **Chr. Michels, Uhrmacher**
5 Schönbornstrasse 5

NB. Für jede Uhr wird nach wie vor garantiert.

Würzburger Spielwarenlager

Georg und Emma Büchs

Domstraße 68½ :: Telephon 1060

◆◆◆

Zur gefl. Besichtigung unseres
erstklassigen Spielwaren-Lagers
wird ein titl. Publikum von Stadt und Land höflichst eingeladen.

W. Klier, Würzburg

Erste Wiener Dampfwasch-Bügel- und
Dampf-Bettfedern-Reinigungs- und
Desinfektions-Anstalt „EDELWEISS“

Maistraße 10 **Telefon 819**
nahe der Randersackerstraße

== **SPEZIALITÄT:** ==

Stärkwäsche und Vorhangappretur. Annahme sämtl.
Wäsche. Jeden Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
Freitag werden Bettfedern und Rosshaare jeder Art
gereinigt und desinfiziert.

Neuzeitliche Photographien

empfiehlt für

Weihnachten

Hofphotograph Otto Bolbrinker Nachf.

Inh.: **Wilhelm Schatt**

Würzburg

Domerschulstrasse 1/8

Telefon Nr. 1016.



Spezialinstitut für moderne Augengläser

Otto Wiegand

Theaterstrasse 12 Würzburg Theaterstrasse 12

Optische Anstalt

General-Depot fotogr. Apparate u. Bed.-Artikel

Pelzwaren Hüte Mützen Stöcke Schirme

== in grösster Auswahl zu auffallend billigen Preisen. ==

E. Himmelseher Nachf.

Grombühl :: Wagnerplatz

— Tel. 2127. —

== **Rabattmarken.** ==

Weinrestaurant „Zur Harfe“

Prima Schoppen- und Flaschenweine



Prima Schoppen- und Flaschenweine

Textorstraße 16
5 Minuten vom Bahnhof.

Lorenz Schäfer.

F. Jos. Kurz Söhne

:: Inh.: Joh. N. & Fritz Kurz ::

Würzburg-Zellerau

Projektierung und Ausführung voll-
ständiger Wasserversorgungs-,
Pumpen- und Widder-Anlagen

Die Frankenwarte



Illustrierte Wochen-Chronik für aktuelle Tagesfragen mit spezieller Berücksichtigung des Frankenlandes.

Mr. 7 Würzburg, 28. Dezember 1913 1. Jahrg.

Die „Frankenwarte“ erscheint wöchentlich einmal am Samstag und ist durch sämtliche Papier- und Schreibutensilien-Handlungen sowie durch die Kolporteurs zum Preise von 16 Pfennig pro Nummer zu beziehen.

Jeder Abonnent der „Frankenwarte“ ist mit 500 Mk. auf den Todesfall, herbeigeführt durch Unfall, bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg versichert. Jeder Unfall ist unverzüglich nach Eintritt desselben der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank anzuzeigen, auch muss sich der Verletzte innerhalb 24 Stunden nach dem Unfall in ärztliche Behandlung begeben. Todes-

fälle müssen sofort, spätestens aber innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt der Bank telegraphisch (Telegrammadresse: Lebensbank Nürnberg) zur Anmeldung gebracht werden. Ueber die Voraussetzung der Versicherung geben die Versicherungsbedingungen Aufschluss, die vom Verlage der „Frankenwarte“ (Würzburg, Petrinistrasse 18) oder von der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank A. G. in Nürnberg zu beziehen sind.



Norwegischer Skifahrer bei Ausführung des berühmten Telemarkschwunges.

Wintersport in Unterfranken.

Der Wintersport, diese neuzeitliche Art sportlicher Betätigung, die namentlich durch die Verbesserung der Verkehrsmittel so außerordentlichen Aufschwung genommen hat, ist auch in unserm Frankenlande nicht ohne Ausübung geblieben. Allerdings, den enormen Umfang, wie z. B. in den Alpen, in der Schweiz, im Engadin und in Tirol, dann in den nordischen Ländern, in Norwegen und Schweden, hat naturgemäß unser heimischer Wintersport noch nicht erreicht. Dort, in bedeutenden Höhenregionen, wo mit Sicherheit auf den Eintritt winterlicher Witterung mit Schnee und Eis gerechnet werden kann, ist die Wintersportzeit ja tatsächlich eine Hauptzeit geworden, und der Sport in jeder Form, als Schlittschuhlauf, Rodelfahrt und Skiwanderung, ist in einem Grade ausgebildet, den man vor einem Jahrzehnt kaum geahnt hätte. Auch volkswirtschaftlich war diese Ausbildung des Wintersports von außerordentlicher und überraschender Wirkung. Die Wintersportzeit ist in der Schweiz oder in Tirol und in Norwegen für die Fremdenindustrie sicherlich nicht weniger lukrativ, als die Zeit der Sommertouristik; ja es wird behauptet, daß die Wintersportzeit in günstigen d. h. schneereichen und frostklaren Zeiten vorteilhafter sei, als manche Sommersaison. Bekanntlich widmen sich eben gerade die bestsituierten Kreise mit Vorliebe dem neuartigen, interessanten und reizvollen Wintersport. — Erklärlich ist es unter diesen Umständen, daß auch in unserer Gegend die interessierten Kreise sich lebhaft bemühen, Wintersportleben im eigenen Lande zu entfalten, sei es zunächst auch nur, um der eigenen Bevölkerung die gewünschten Abwechslungen und Reize zu bieten, außerdem aber auch gewiß in der Hoffnung, weitere Kreise aus den Nachbargebieten heranzuziehen. Gewiß sind die klimatischen und regionalen Verhältnisse in unserm Frankenlande mit seinen tief eingeschnittenen, geschützten, und daher verhältnismäßig warmen Flußtälern, mit dem kuppelten Terrain und dem abwechselnden Bestand des Bergeländes mit Wald, Gärten, Weinbergen usw. naturgemäß an und für sich nicht so günstig wie in Hochgebirgsregionen, wo keine Feldkultur der Ausübung des Sports Hindernis bereitet. Auch die Wasserflächen sind natürlich in unserm Gebiete nicht in dem Maße für den Eisport geboten, wie z. B. bei den Hochseen der Alpen mit ihren ausgedehnten weiten Flächen.

im Frankenlande zur Hebung des Wintersports. Wo Teiche und Weiher, oder auch nur Altwasser vorhanden sind, werden Schlittschuhbahnen angelegt; in Ermangelung solcher natürlicher Gelegenheit entstehen künstliche Eisbahnen. Sanfte Höhen oder abfallende Wege lassen sich zu Rodelbahnen umgestalten, und in den Regionen unserer schönen Mittelgebirge entfaltet sich sogar die höchste Blüte des Wintersportlebens im Skilauf. Bemerkenswert ist, daß sich nicht bloß private Interessenten rühren, sondern auch Stadt-Verwaltungen, Fremdenverkehrsvereine, Touristen- und Sportklubs, die mit Recht in der Belebung des Wintersports eine wichtige Aufgabe für ihr Wirken sehen.

Das weitaus geeignetste Gebiet in Unterfranken ist die Rhön. Dieses schöne Mittelgebirge an der Grenze unseres Bayernlandes hat den Vorzug verhältnismäßig geringer landwirtschaftlicher Kultur mit solchen Betriebsarten, die dem Wintersport hinderlich wären. Die Hauptkultur der Rhön ist eben immer noch die

zückende Staffage bilden! Dabei ist die Rhön wegen ihres Schneereichtums geradezu berückelt. Hier ist also ein Feld für wintersportliche Betätigung allerersten Ranges geboten.

Und dieses ideale Gebiet ist auch von den Liebhabern und Freunden des Wintersports sofort erkannt und richtig ausgenutzt wor-



Herliches Stigelände auf dem Kreuzberg.

den. Wenn Schneemengen von der Rhön kommen, dann sammelt sich rasch dort oben in einsamer Gebirgsgegend das fröhliche Volk der Skiläufer und Rodler. Auch praktischen Zwecken wird bekanntlich das zweckmäßige Stigelände dienstbar gemacht; schon seit geraumen Jahren finden dort Schneeschuhmanöver von Abteilungen verschiedener Truppenteile, z. B. des Aschaffenburgs Jägerbataillons statt. Vor allem aber sind es die Sportliebhaber, die das Rhöngebirge zur Winterszeit beleben. Von Frankfurt a. M. und Fulda, von Aschaffenburg, Schweinfurt, Würzburg, Bamberg und sogar von Nürnberg fahren bei günstigen Meldungen Scharen von Skiläufern und Rodlern nach der Rhön. Namentlich die Studentenschaft Würzburgs stellt ein beträchtliches Kontingent von Sportliebhabern für den Rhöner Wintersport.

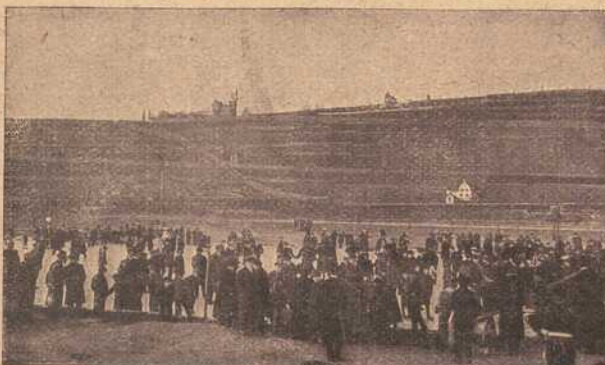


Rodelsport auf dem Kreuzberg.

Und dennoch regt sich's allüberall auch

Wiesenkultur, die dem Wintersport kein Hemmnis setzt. Ein malerischer Kranz von mehr als 900 Meter hohen, flachgewölbten Basaltkuppeln bietet lang sich hinziehende, einseitig unbewaldete Hänge. Das ist ein idealer Tummelplatz für Skifahrer, die hier wundervolle Abfahrten oder stundenweite Kammwanderungen in prächtigster Landschaft finden. Welche Reize bietet doch eine Fahrt auf den flinken Schneeschuhen über die weiten Halden, wenn hell die Sonne über die Schneefelder flimmert, wenn der Horizont in eigenartiger magischer Beleuchtung der Winter Sonne mit oft merkwürdigen farbenreichen Tinten der Atmosphäre erscheint und wenn die nahen Wälder und Baumbestände in zierlicher Rauchreif-Krustierung oder mit malerischen Schneelagern der niedergebeugten Aeste eine ent-

Den Mittelpunkt des Rhöner Wintersports bildet der Kreuzberg, diese höchste Erhebung der bayerischen Rhön mit seinem alten, ehrwürdigen Kloster, das neben den vorhandenen Gasthäusern auch Quartier und Verpflegung bietet. Das Kreuzbergmassiv, als besonders geeignetes Terrain sowohl durch seine Höhe (932 Meter) wie auch durch die Gestaltung der Hänge und die Ausdehnung des anschließenden Gebirgsammes, ist das Ziel zahlreicher Wintersportfahrer. Die Ausgangspunkte zu solchen Wintersporttouren bilden die Endstationen der beiderseitigen Bahnlagen, nämlich von Westen her Bischofsheim v. d. Rh., von der Ostseite Brückenau und Wildflecken. Den Anträgen der Verkehrsinteressenten ist es gelungen, auch gute Bahnanlüsse zu erwirken. Es gilt dies namentlich für die beliebten Wintersportsonntagspartien, von Würzburg aus über Gemünden-Jossa-Brückenau-Wildflecken nach dem Kreuzberg und zurück. Bei günstigem Wintersportwetter verkehrt vom 15. November bis 22. Februar an Sonn- und Feiertagen



Würzburger Eislaufbahn an der Talavera.

auf dieser Route ein besonderer Wintersport-Gilzug, der in Würzburg früh 6,45 Uhr abgeht und Wildflecken um 9 Uhr vormittags erreicht. Auch für die Rückfahrt ist gut gesorgt, indem der Zug um 7,30 in Wildflecken abgeht und in Würzburg um 11 Uhr abends eintrifft. Allerdings ist dieser Zug eben nur ein Bedarfszug. Sein Abgang wird in Würzburg durch das Hisen von rotgelben Flaggen auf dem Hauptbahnhofsgebäude bekanntgegeben. An Werktagen besteht diese günstige Verbindung leider nicht; man muß dann entweder schon abends vorher in Würzburg nach Brückenau abfahren, oder man muß den Frühzug um 4,45 Uhr benutzen; auch die Rückreise von Wildflecken aus muß nachmittags schon um 5,35 angetreten werden. Aber selbst unter diesen ungünstigeren Wochentagsverhältnissen ist der Wintersportverkehr nach der Rhön bei günstigen Schneeverhältnissen ein immerhin recht reger.

Wie sich schon aus dem Vorgesagten ergibt, ist ein richtiger Wettermelde- dienst für den Wintersport von besonderer Bedeutung. Dem Ueingeübten ist es vielfach nicht bewußt, daß die Schnee- und Wetterverhältnisse in der Rhön vielfach ganz andere sind als im Maintal. Wenn z. B. in Würzburg richtiges „Matschwetter“, d. h. Schnee und Regen gemischt, herrscht, dann hat die Rhön häufig infolge ihrer höheren Lage reinen Schneefall und damit eine ganz gute Wintersportsituation. Zu Erkenntnis dessen haben die interessierten Kreise eigene Wintersportmeldeinstelle eingerichtet. Die Eisenbahndirektion in Würzburg erhält telegraphische Meldungen über die Sportausflüchte am Wochenschluß, um darnach über die Einlegungen der genannten Sportszüge Entschluß fassen zu können. Tägliche Wetterberichte und Sportberichte gibt ferner der Fremdenverkehrsverein Würzburg in seiner Wetterwarte, dem Anschlagkasten in der Theaterstraße, bekannt. Auch verschiedene Geschäftsfirmen in Würzburg haben in dankenswerter Weise den regelmäßigen Anschlag von Wintersportsberichten aufgenommen. Seit 2 Jahren ist diese Förderung des Wintersports auf ein reges Feld der Betätigung für den „Skiklub“ in Würzburg.

übt ward, ist heute auch ein beliebter Sport für Erwachsene, und tatsächlich bildet die rasche Abfahrt auf schneebedeckter Bahn, zuweilen mit der Abwechslung von Kurven und

die Hauptfordernisse, die man in unserer Gegend an Rodelbahnen stellt. Selbstverständlich bieten auch hier wieder die Mittelgebirgslandschaften unseres Frankenlandes

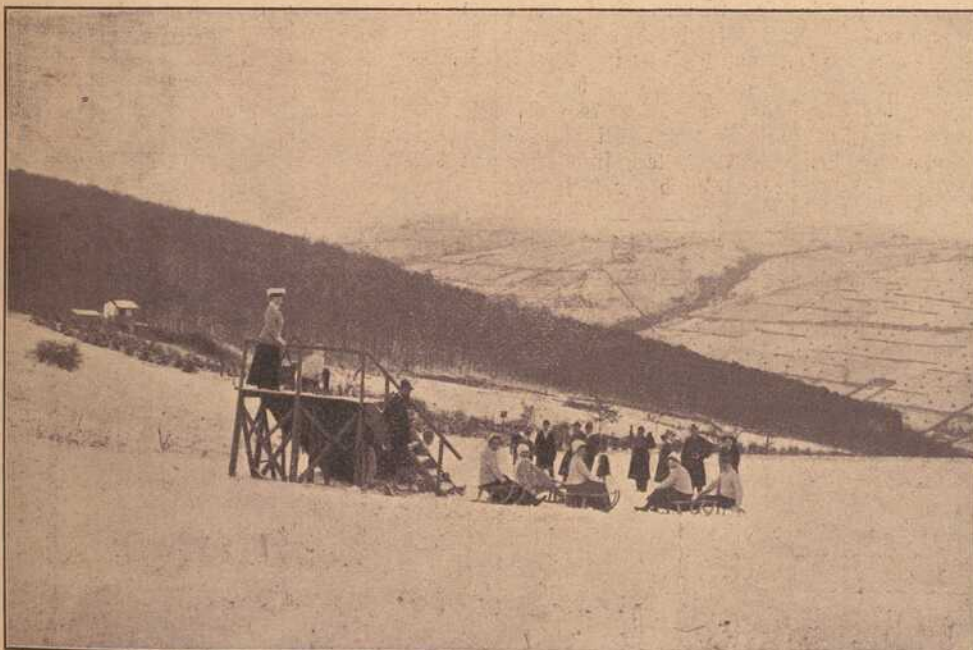


Rodelbahn des Rodelklub Würzburg im Steinbachtal: Freie Fahrt.

Hindernissen ein Vergnügen eigener Art. Der Rodelsport hat gegenüber dem Skilauf den Vorteil, daß er verhältnismäßig rasch zu erlernen ist. Leicht findet sich der Fahrer zurecht, wie er mit den ausgespreizten Füßen das Fahrzeug zu lenken vermag. Gewiß ist im Hochgebirg auch das Rodeln gleich dem Skilauf zu besonderer Kunstfertigung ausgebildet worden. Der lenkbare, mehrsitzige Schlitten, der mit Gilzugsbeschwindigkeit von enormer Höhe herabfällt, bedarf ebenso der erfahrenen Leitung und der besonderen Übung wie es der Skilauf bei Kunstsprüngen und anderen sportsmäßigen Manövern erfordert. Für das Gros der einheimischen Sportsfreunde ist aber der Rodelsport in unserer Gegend eine verhältnismäßig einfache

die günstigsten Gelegenheiten. Am Kreuzberg, bei Wildflecken, Brückenau und an der Osterburg bei Bischofsheim bieten sich regelmäßig gute Bahnen für genüfreiche Abfahrten. Auch an den Rändern des Speßarts und des Steigerwaldes zeigt sich vielerorts das Bestreben, für Ausübung des Rodelsports zu sorgen. Ja selbst im Würzburger Kessel ist für Rodelgelegenheit Sorge getragen. Der Stadtmagistrat Würzburg schließt alljährlich Abkommen mit Feldbesitzern in geeigneten Lagen, um auch jenen, die nicht für eine weitere Wintersportstour die genügende Zeit oder die erforderlichen Mittel haben, das Vergnügen des Rodelsports zu ermöglichen. Am Rande des Guttenberger Waldes, unseres schönen Würzburger Hochforstes, entstand auch eine eigene Klubbahn, die bei genügender Schneelage immerhin ganz gute Fahrtverhältnisse bieten kann und die durch ihre reizende landschaftliche Lage, sowie durch die abwechslungsreiche Gestaltung der Bahn sehr beachtenswert ist. Der verdienstvolle Verschönerungsverein Würzburg hat die Ausübung des Sports dort noch wesentlich gefördert, indem er im „Waldbaus“ und in den angegliederten ehemaligen Wachthaus einen Stützpunkt für die Sportsbetätigung bot.

Ebenso ist in Würzburg trotz verhältnismäßig ungünstiger natürlicher Bedingungen auch für den Eislauf in der Neuzeit gelührend Sorge getragen worden. Die Altwasser des Mains gegenüber Heidingsfeld oder auch zwischen der Maininsel und der Mergentheimerstraße bieten bei stärkerem Frost recht schöne Eisflächen für den Schlittschuhlauf. Im übrigen ist Würzburg allerdings auf künstliche Eisbahnen angewiesen. Die populärste ist wohl die von privater Seite angelegte „Neue Eisbahn“ an der unteren Wörthstraße nächst Talavera. Dort entsteht in schönster landschaftlicher Lage am Mainufer, im Angesicht des Steinbergs und der altherwürdigen Feste schon bei leichterem Frost eine wohlgepflegte und ausgedehnte Eisfläche, wo sich jung und alt im fröhlichen Schlittschuhlauf tummeln. Und wie hier im Norden der Stadt, so verwandeln sich auch an deren Süden, an der Mergentheimerstraße die großen Sportplätze des Würzburger



Rodelbahn des Rodelklub Würzburg im Steinbachtal: Am Start.

Neben dem Skilauf wird vor allem auch dem Rodelsport gehuldigt. Die Fahrt mit den kleinen Hörnerschlitten, wie sie früher nur von der Jugend mit Vorliebe ge-

Sache. Eine günstige hübsche Bahn, womöglich mit abwechselnder Neigung und Richtung, ferner eine hübsche Umgebung und eine gewisse Ausdehnung der Fahrt — das sind

Sportklubs, wo im Sommer der Tennisball fliegt, im Winter zur ausgedehnten Eisfläche, die gleichfalls den Reiz einer herrlichen landschaftlichen Lage im Angesicht der Stadt und der Feste Marienberg besitzt.

Frost und Schnee sind freilich die unentbehrlichen Voraussetzungen für jeden Wintersport. Und zwar sollen nach dem Wunsche aller Sportsfreunde diese Vorbe-

dingungen auch rechtzeitig eintreffen, d. h. dann, wenn die sportsfreundige Menge auch die rechte Zeit dazu hat, vor allen in den Weihnachtsferien. Möchte dies doch heuer zutreffen! Viele sportsfreundige Anhänger der Wintervergnügen in der Natur harren des endlichen Eintreffens von Schnee und Kälte. Ein kleiner Vorlauf kam ja heuer schon. Doch muß der Winter sich

noch zu stärkeren Salven rüsten, damit alle diese Wünsche in Erfüllung gehen.

Allen unseren Mitarbeitern, Abonnenten, Freunden und Gönnern zum Jahreswechsel die besten Glückwünsche!
Verlag u. Redaktion der Frankenwarte.

Auf dem Ziegelhofe. Novelle von P. G. Heims.

Nachdr. vero.

Draußen liegt der Vollmondschein hell und blank auf den Blättern der Palmen. Leise rauschen die mächtigen Wedel im linden, kühlenden Abendwind. Ein vielstimmig Singen und Geigen hebt vor meinen Fenstern an: Tausende von Ziladen machen ihre Nachtmusik. Soweit der Mondenglanz reicht, oben am Himmel ein lichtiges, verklärtes Rund; weiterhin wölbt sich eine Schale aus dunklem Metall über mir, mit bligenden Diamanten eingelegt. Und mutterseelenallein sitze ich hier unten, ein einsames Menschenkind in kleiner Hütte. Die Neger, die drüben, jenseits des Flusses, Tamtam schlagen und Schnaps trinken, kann ich doch nicht mitrechnen.

Wenn in unsrer kleinen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt

heißt es seines Ortes. Das Wort klingt schön, ist aber leider nicht wahr, wie so manches in dieser Welt. Ich habe die Musiktonne vor die beiden Fenster gezogen, damit der Lampenschimmer die gräuliche Mückenbrut nicht hereinlockt. Von außen her mag es ganz freundlich aussehen, der gelbe Doppellichtschein unter den Palmen; aber in meinem Busen ist's nicht helle, ob auch mein Herz sich sehr wohl kennt in seinem Mangel, in seiner Armut, in seiner Sehnsucht nach verlorenem Glück.

Wozu bin ich eigentlich da? Ist das ein Lebensberuf, für andere Leute Zuckersfabriken zu bauen? Ist ein Ziel erreicht, wenn der Schornstein über die höchsten Mangobäume hinausragt? Soll ich dann zum Augenblick sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“

Nein! Solange der Mensch ein Herz hat,

wird auch dies Herz mitreden wollen von Glück und Unglück, von Genügen und Darben. Und es wird immer recht behalten. O säße ich jetzt daheim im lieben, eisigen, schnee-verwehten kleinen Häuschen am Waldestrand und zählte den mühsam verdienten Wochenlohn auf den Tisch, und über meine Schulter schaute lächelnd jener Mädchentopf, und sie neigte sich über mich und küßte mich: „Hans, wie hab' ich dich lieb!“ Himmel! ich wäre ein seliger Mann. Und nun sitze ich hier, und in der Kiste da häuft sich der schändliche Mammon; Gott weiß es, würde er mir heute nachts gestohlen, ich ritte nicht hinter dem Diebe her. Was soll ich mit dem Zeug?

Sich aufraffen, sich zusammennehmen — schön gesagt! Aber wozu denn? Schafft das mir wieder, was mir fehlt? Von allen andern in der Näh' und Ferne merkt es ja keiner, wie's mir um's Herz ist. Das behalte ich für mich. Fehlte auch gerade noch, daß die mit den Achseln bedauernd, spottend, verwundert zuckten. Aber wenn ich allein bin, dann kann und mag ich mir selbst nichts vorliegen.

Ich bin von Natur gar nicht für die Einsamkeit, für das Entbehren des Glücks geschaffen. Ich habe ein fröhliches Herz mitbekommen auf die Lebensfahrt, das in ungebändigter Freude aufjubeln kann und solche Freude mit einem geliebten Wesen teilen muß. Aber so weit ich umherschau' diesseits und jenseits des Meeres — ich finde keines mehr. Nach mir kräht kein Hahn in der Welt, so lang und breit sie ist. Eltern, Geschwister, Tanten und Onkels — habe ich alle nicht, oder nicht mehr. Alles, was mein ist, sind drei Bilder: zwei Photographie — Vater und Mutter; sind schon gelb und matt geworden, und der Gesichter,

die drauf zu schauen sind, entfinne ich mich nicht mehr. Und dann habe ich noch ein kleines Aquarellbild, eigene Arbeit: das liegt tief unten in der Kiste, unter Geld und Gold begraben. Warum ich das nicht an die weißen Kalkwände zum Schmuck aufhänge? Weil ich den Blick der blauen Augen nicht ertragen könnte; weil es mich krank machen würde, auf die blühenden Lippen zu schauen, die ich einst im Lenz geküßt, ein seliger, seliger Mann.

Im Geiste sehe ich dich ja doch vor mir, in all deiner unsäglichen Lieblichkeit, du Traum und Glück meiner Jugend — Gdith! — Da steht der Name, ehe ich es wollte; der Name, den ich im Wachen nimmer wieder gesprochen, der aber in stiller Stunde der Nacht wohl über meine Seele zog und über meine Lippen trat. Und mit dem Namen kommt mir das ganze Leid wieder in den Sinn. An Schlaf ist doch nicht zu denken: da will ich denn die Geister der alten Zeiten — es ist freilich noch nicht so gar lange her — aufrufen, daß sie mir Gesellschaft seien in der einsamen Mondnacht, und will mir hier unter den Palmen ein Schattenbild der Heimat aufbauen, wie sie unter grünen Buchen mir ein Paradies war.

Architekt hatte ich werden wollen, und wurde es. Hat je einer mit Lust und Liebe gearbeitet, dann war ich es. Auch Geld hatte ich; ein großer, stattlicher Burich war ich auch; also so etwas wie ein Liebling des Glücks, und ein gern gesehener erster Chargierter.

Als Einjähriger trat ich bei den Kürassieren ein. Der Hallsch gefiel mir; es war eine feste, wuchtige Waffe und mahnte an das Schwert der Ritter. Stolz schnallte

(Fortsetzung auf Seite 13)



Wintersportstiefel
Marke Speier
Elegant Sportgerecht
Praktisch erprobt
Spezialität: Garantiert wasserdicht
Speier Würzburg Domstrasse.



A. Fischer
Mainbrücke
4
Würzburg
Café Windsor
Herzogenstrasse
Feines Familien-Café-
Restaurant.
Neuer Inhaber:
Gustav Schumacher.

**Pelzwaren
Hüte
Mützen
Stöcke
Schirme**
= in grösster Auswahl zu auffallend billigen Preisen. =
E. Himmelseher Nachf.
Grombühl :: Wagnerplatz
— Tel. 2127. —
= Rabattmarken. =

Die Frankenwarte

erscheint wöchentlich und bringt neben den aktuellsten Tagesereignissen aus aller

Welt speziell Begebenheiten aus unserem Frankenlande in Wort und Bild. Die in der „Frankenwarte“ zum Abdruck gelangenden Romane und Erzählungen sind sittenrein und nach jeder Richtung hin einwandfrei. Neben raschester Veröffentlichung der Tagesereignisse bezweckt die „Frankenwarte“ noch die Förderung und Verbreitung der Heimatkunst und -Geschichte. Beiträge in Wort und Bild an unsere Redaktion sind willkommen. 1919



Neapolitanisches Volksleben: Ländliche Musikanten vor der Weihnachtskrippe.

Originalzeichnung von I. Matania.



Die Reise nach dem Süden.

Humoreske von Thekla Edensfeld.

Nachdruck verb.

Schon wieder eine Karte aus Nizza!“ Mit diesem Rufe stürzte Frau Agnes ins Wohnzimmer, woselbst ihr Gatte, Doktor Wanner, gemüthlich sein Steckenpferd ritt, das heißt die Schneeberichte aus Schwarzwald und Engadin studierte.

„Höre, was Ida Schöllkopf wieder schreibt!“ fuhr die Sprecherin lebhaft fort und reichte ihrem Manne den Gegenstand ihrer Erregung, eine wunderschön ausgeführte Ansichtskarte. Der Doktor las:

„Liebe Agnes! Ich sitze hier unter tiefblauem Himmel in einem Palmenhain, den der Jephir umkost. Ach, es ist einzig schön hier! Stündlich denke ich — den schäumenden Ozean vor mir — an Dich, teuerste Freundin. Wie reizend wäre es, wenn wir die balsamische Luft des Südens gemeinsam atmen könnten. Doch ich muß rauch schliefen, da mich meine neueste hiesige Bekanntschaft, Gräfin v. Dornau, zu einem Automobilausflug nach Monte Carlo erwartet. Tausend Grüße von Deiner überglücklichen Ida.“

„Wie himmelhoch jauchzend deine Intima wieder schreibt!“ bemerkte der Doktor ironisch, „und das Datum hat sie abermals vergessen!“

„Für solche Vappalien hat Ida dort keine Zeit!“

„Allerdings, wenn man solch noblen Verkehr pflegt! Derartigen Herrschaften muß man jederzeit als gehorsamer Diener aufwarten können!“

„Spotte nur, Otto, das ist keine Kunst! Schöllkopf ist liebevoller als viele andere Ehemänner, sonst wäre er nicht schon das fünftemal mit seiner Frau an der Riviera!“

„Der dortige Aufenthalt macht ihm eben selbst Spaß. Aber du weißt, daß nicht alle Menschen dasselbe Interesse für die südlichen Regionen hegen. Ich z. B. finde unsere Winterfreunden, wie Nodeln und Skilauf, unvergleichlich schöner.“

„Das ist Geschmacksache!“

„Liebe Agnes, begleite mich nur ein einzigesmal in den Schwarzwald und du wirst sehen, wie bald du dich für jene beiden Sporte begeisterst!“

Der Doktor war heute in rosenfarbener Stimmung, und eine solche auszubeuten, verstand Frau Agnes aus dem Effeff. Ein blitzschnell, aber fein ausgeklügelter Plan reifte in ihrem Hirn.

„Ich nehme dich beim Wort, Otto,“ rief sie eifrig, „ich folge dir einige Tage nach deinem geliebten Schwarzwald und du fährst hierauf ein paar Wochen mit mir nach dem Süden. Wie sehr wird sich Ida freuen, wenn ich sie in Nizza überrasche!“

„Nun gut. Nächsten Montag gehts nach Mühlthal und später nach der Riviera!“ —

Frau Agnes besaß von Natur aus nichts weniger als eine neidische Ader, aber das prahlerische Gebaren der Freundin nach ihrer jeweiligen Rückkehr hätte ein Lamm zur Bestie

umwandeln können. Unzähligemal bekam die Doktorin dieselben Berichte vorgelegt: die lukullischen Genüsse des Grand Hotel, die kostbaren Worthschen Toiletten der Baronin L., die hochelegante Ausstattung der Wohnräume, die Schöllkopfs zu Nizza in der Villa Jaminet bezogen, usw. Ida konnte famos erzählen, ja, ihre Schilderungen der üppigen Vegetation und sonstigen idealen Vorzüge jenes Weltplatzes waren Meisterstücke der Redekunst.

Der Wind rüttelte zwar in den folgenden Tagen gewaltig an den Fenstern, und ein ungewöhnlich dicker Schneeteppich bedeckte die Straßen der Residenz. In dem Herzen der Doktorin jedoch herrschte eitel Sonnenschein. Emsig wie eine Biene suchte Frau Agnes von Laden zu Laden, galt es doch, eine doppelte Mission zu erfüllen. Für den Schwarzwald erstand sie die wärmsten Handschuhe und Gamaschen, die sie nur austreiben konnte, schwebte ihr doch Mühlthal als eine Art Sibirien vor. Für Nizza dagegen dünkte ihr kaum ein Kleid hell und leicht genug, und der Hut, den sie sich hierfür anschaffte, konnte als kleines Modell für den babylonischen Turmbau gelten. Die Kasse des Doktors spielte bei all diesen Zurüstungen keine nebenfällige Rolle, und er war froh, als er endlich mitsamt seinem Ehegespons nach einer ziemlich langen Eisenbahnfahrt in Hallbach ausstieg. Der vorher bestellte Schlitten beförderte unsere Reisenden nach einer bitterkalten, dreistündigen Fahrt durch den tiefverschneiten Wald nach dem auf einer Hochebene gelegenen Dörfchen Rodenberg, woselbst sich laut Volksmund Fuchs und Hase Gute Nacht zurufen. — Das Paar war froh, am Ziel seiner heutigen Fahrt zu sein. Ein düsteres Landschaftsbild bot sich hier dem staunenden Auge. Ungeheure Schneemassen belasteten die Dächer, lange Eiszapfen hingen von den Häusern herab und nur das heisere Krächzen eines Raben unterbrach die unheimliche Stille. Doch jetzt hielt der Schlitten vor der „Goldenen Rose“, dem besten Wirtshaus am Plage. Eine sehr ländlich angehauchte Frau empfing die Gäste und erwiderte auf des Doktors Anfrage nach einem geräumigen Zimmer zum Uebernachten: „Do treffe Sie's gut. Die fei' Herrschaft, die jeden Winter e paar Woche bei uns wohnt, ischt heut früh abg'reist. Die kriegt immer 's schönste Zimner im Haus, und dös könne jetzt Sie habe!“

Von einer dankbaren Nührung erfaßt, wünschte der Doktor alles erdenklich Gute aufs Haupt dieser rücksichtsvollen Menschen, die ihm scheinbar ein so trauliches Nest hinterlassen. Nach einer dreistündigen Klettertour auf der hülfnersteigähnlichen Treppe stand er endlich in dem verheißenen Paradies, dessen Ausstattung jedoch an Bescheidenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Es war mäßig groß, jedoch unmäßig kalt, die weißgetünchten Wände waren jeglichen Schmuckes

bar, und die einzige Pflanze dieses Raumes bildeten die diamanten funkelfenden Eisblumen an dem winzigen Fenster. Mit bewundernswertem Heroismus murmelte der Doktor zähneklappernd: „Ein hübsches Zimmer!“ Frau Agnes schwieg, ihr Blick dagegen sprach Bände. Zitternd wie ein Pudel sank sie auf einen tannenen Stuhl und starrte mechanisch auf den sandgeschauerten Fußboden.

Da fiel ihr Auge auf einen beschriebenen Briefbogen, den offenbar die „feine Herrschaft“ in der Eile der Abreise verloren hatte. Unwillkürlich hob sie das Papier auf und las die ersten Worte. Plötzlich wurde sie stutzig; denn die Handschrift kam ihr so verdächtig bekannt vor. Mehr und mehr erwachten die Lebensgeister der Doktorin aufs neue, ja, zuletzt stieß sie einen wahren Jubelschrei aus und rief dem entsetzt herbeieilenden Gatten zu: „Da lies!“

Das Schreiben lautete:

„Rodenberg, 20. Februar 1907.“

Sehr geehrte Madame Jaminet! Dies ist das letzte Lebenszeichen, das Sie von meiner diesjährigen Winterreise erhalten. Ich sitze hier — in Schnee und Eis vergraben — bei geringer Kost in einem Dorfwirtshaus und wäre vor lange Weile gestorben, wenn Sie mir nicht täglich Zeitungen nebst Kurliste aus Nizza zugesandt hätten. Auch das Studium des neuesten „Führers“ durch Nizza und Umgebung vertrieb mir einigermaßen angenehm die schneedenartig dahinschleichen den Stunden. Heute Abend bin ich wieder in meinem warmen Heim, Gott sei Dank! Bitte, schicken Sie also die etwaigen, unter Ihrer Adresse an mich gerichteten Briefschaften direkt nach Karlsruhe zurück. Nochmals herzlichsten Dank für die große Mühe, der Sie sich nun schon das fünftemal unterzogen, indem Sie zuerst die Ansichtskarten (Briefe aus „Nizza“ schrieb ich ja nie!) mir nach Rodenberg sandten und — nachdem ich dieselben beschriebene, Ihnen wieder zukommen ließ — sie so prompt durch die Post weiter beförderten. Ich ersuche Sie freundlichst um eine baldige Rechnung für sämtliche Auslagen. Sie fragen mich, aus welchem Grunde ich immer wieder diese Komödie spiele? Nun, mein Mann weilt hier zur Beruhigung seiner Nerven, und ich begleite ihn eben hierher. Rodenberg ist so einsam gelegen, daß ich wohl nie eine unliebsame Ueberraschung durch irgend einen Bekannten aus der Residenz zu befürchten habe. Die nachherige Schilderung meines Aufenthalts an der Riviera bereitet mir selbst stets den köstlichsten Spaß, besonders, wenn ich dabei die neidischen Gesichter meiner „guten Freundinnen“ betrachte. Ich spiele zurzeit in verschiedenen Lotterien und hoffe bestimmt, im Laufe dieses Jahres einen Treffer zu machen, so daß ich sie endlich wirklich einmal ausführen kann, — meine Reise nach dem Süden! In alter Treue grüßt Sie Ihre Ida Schöllkopf.“

Blei für die Neujahrsnacht. Eine lustige Silvestergeschichte v. A. Römer.

Nachdruck verboten.

„Ja, Bleigießen in der Neujahrsnacht. Da ist schon was dran!“ orakelte geheimnisvoll die alte Brigitte, wobei ihr die beinahe aristokratisch gewölbte Nasenspitze leise auf und nieder ging. „Aber es muß geweihtes Blei sein! Nicht das, was der Krämer für zehn Pfennig feil hält! Nur geweihtes Blei kann richtig prophezeien.“

Ellinor Fink lächelte ein wenig überlegen; aber in einem Winkeln ihres aufgefärbten Blondkopfes glomm doch noch ein Fünkchen von verschollenen Geschlechtern überkommener Aberglaube, und mit schallhaftem Interesse fragte sie: „Geweihetes Blei? Brigitte, wo soll's denn das geben?“

„In den Kirchenfenstern!“ murmelte das alte Faktotum der Familie Fink dumpf.

„Ja, du denkst doch nicht etwa, daß wir freventlich unser Gotteshaus plündern werden?“ sagte Ellinor entsetzt, während ihre städtische Kusine, Regine Alffstetten, einen strafenden Blick auf die höllische Ratgeberin warf.

„O Gott, Kind, nein! Aber drüben bei der Oberförsterei die Hinterwand von den Wirtschaftsgebäuden ist in alten Zeiten ganz gewiß eine Kapelle gewesen, als Ruperts-hof noch ein Kloster und nichts weiter war. Da sind zum Teil noch die alten runden Fensterchen drin. Das grüne Glas haben die Jungen nach und nach entzwei geworfen; aber das Blei ist sicher noch nicht alles verschwunden. Vor zwei Jahren hat mein Schwesterkind, die Barbara, auch davon geholt. Nur muß man's in der letzten Stunde vom Jahre herauslösen und beileibe kein Wort mehr sprechen, eh' es nicht zwölf geschlagen hat! Sonst verliert's den Silvesterzauber!“

Ellinor und Regina sahen sich verständnisvoll in die ausblühenden Augen. Bald danach hockten sie oben in ihrem Siebelsübchen auf dem altmodischen Plüschsofa und entwarfen flüsternd den Plan zu dem nächtlichen Abenteuer, das sie für die Einsamkeit dieser Neujahrsnacht, die andere in lautem fröhlichem Trubel durch den Willen des eigenwilligen Herrn Majors leider ohne sie begangen, entschädigen sollte.

Gegen acht Uhr verabschiedete sich Papa Fink von ihnen mit der Mahnung, spätestens nach dem feierlichen Mitternachtsläuten zu Bett zu gehen. Er war ein alter Major a. D., der aus pekuniären Gründen das Bürgermeisteramt in Rupertsdorf übernommen hatte. Fröhlich Witwer geworden, schickte ihm der Blick für die langsam aufkeimende Lebenssehnsucht im Herzen seiner schönen, voll entwickelten Tochter. Sie war ihm noch immer nur Kind. Deshalb nahm er sie auch samt ihrer beinahe gleichaltrigen Kusine nicht mit auf das Fest, das Baron Klippstein, der junge Jagdgast des Oberförsters, für die Silvesternacht im Sommerhotel „Zum Klostergarten“, dicht neben der Jägerei, arrangiert hatte. Die jungen Herren waren ihm zu flott für die beiden Siebzehnjährigen. Ihm selbst konnte das ja keinen Schaden tun, wie er schmunzelnd für sich konstatierte. Aber so grüne Dinger, wie die Ellinor und das Reginchen! Nicht zu wollen! Am Neujahrstage würde er eine Nachfeier mit ihnen

halten, damit sie nicht zu kurz kämen. Daß die beiden auf dem Klosterreich am Wald-rande mit den „ihm zu flotten“ Herren schon verschiedentlich zusammengetroffen waren und von ihnen auch manchmal Fensterpromenaden erlebten, war ihm entgangen.

Natürlich war man im „Klostergarten“ enttäuscht, als er ohne seine blonden Hausgeister erschien. Aber gegen seine einmal getroffene Entscheidung gab es keinen Einspruch. Ellinor und Regina mußten sich daheim amüsieren...

Und das taten sie denn auch nach etlichen grollenden Meinungsäußerungen über unverständige, hartherzige Väter resp. Onkels. Sie hatten sich nämlich zu ihrer Fensterblei-Kampagne des Kleidervorrats der alten Brigitte bemächtigt, die, ach Gott, auch einmal schmutz und jung gewesen war, wenn's auch keine Menschenseele mehr wußte. Lachend hatten sie sich gegenseitig in die kurzen, buntbänderigen Röcke geholt und die weißen Hemdärme aus den dunklen Miedern gezupft. Wie zwei waschechte Bauerumadel sahen sie aus, und in große Umschlagetücher gewickelt hückten sie halb nach halb zwölf, eine kurze, leichte Leiter und etliches Handwerkzeug mit sich schleppend, aus dem Hause, der Oberförsterei zu. Es war hübsch dunkel und niemand bemerkte sie. Es hätte sie freilich auch niemand so leicht erkannt in ihrem tollen Mummenschanz.

An der Klosterwand ging alles glatt von statten. Regina hielt die Leiter an, Ellinor kletterte, mit einer Zange bewaffnet, hinauf. Vom Saale des Klostergartens her tönten Walsermelodien dazu herüber... Plötzlich schlug ein Hund an jenseits der Mauer, kurz, scharf, Alarm weckend; dann gleich hinterher erfolgte das Geheul einer ganzen Meute. Ellinor bekam Herzklopfen, und Regina rief ängstlich: „Hast du noch nicht genug?“ Ganz gegen Brigittes Vorschrift. Das gewichtigere Fräulein droben gab jedoch keinen Laut von sich, selbst dann nicht, als plötzlich eine derbe Hand von drinnen fest zupackend die ihre ergriff und eine Jägerburschenstimme triumphierend rief: „Hallo, jetzt haben wir den Hafendieb!... Heinrich, flink, lauf durchs Tor und greif ihn von hinten. Ich lasse ihn nicht fort, bis du dort bist!“

Ellinor versuchte mit aller Energie, sich aus der gewaltigen Tasse zu befreien. Vergebens! Schon nach ein paar Minuten war der flinke Heinrich zur Stelle. Sie fühlte sich ziemlich unsanft von der Leiter gezogen und von einer neuen Klammer am Arm gepackt. Dazu kamen die Hunde gesprungen, die auch das Reginchen nicht hatten schlachten lassen. Es gab einen richtigen Hexenabbat in dieser merkwürdigen Silvesternacht. Ellinor hielt noch immer das losgeklaubte Fensterblei in ihren schlanken Händen und gab auf keine Frage Antwort. Und ihr nachtat's Reginchen.

Plötzlich fragte eine Stimme aus der Veranda des Klostergartens herüber: „Was ist denn los da drüben?“

„Wir haben die Spitzbuben erwischt, die uns die Hasen immer stehlen!“ meldete siegesfroh der Bursch, der in der Hasenkammer

offenbar auf der Lauer gelegen hatte. „Aber es sind zwei Mädel, Herr Oberförster!“

„Mädel?“ schallte es verwundert herüber. „Die müssen wir uns gleich mal ansehen!“ erklärte vergnügt eine zweite Stimme. Es war die des Barons Klippstein, wie Ellinor mit geheimem Schrecken erkannte. „Wir kommen sofort!“

Und noch immer schlug es nicht Mitternacht, was ihrem Eigensinn ja die Zunge gelöst hätte. Zur Aufklärung an die Burschen war's übrigens sowieso zu spät. Sie wartete daher mit tapferem Trotz auf die Ankunft der beiden.

Nun aber kam plötzlich ein ganzer Schwarm. Alles wollte die beiden weißlichen Langfinger sehen. Auch ein Knecht mit einer Laterne erschien und hielt sie hoch über die geduckten Köpfe der beiden Mädchen.

„Kreuz, Türken und Tataren!“ wettete sogleich eine Stimme auf. „Ellinor, du... du maust Hasen?“ Es war der Major, der trotz der Vermummung sein Kind erkannte.

In dem Augenblicke meldete die alte Klosterglode die zwölfte Stunde. „Prosit Neujahr!“ rief es von allen Seiten, und alles schüttelte sich die Hände. Der junge Baron aber war an das mit den Tränen der Scham kämpfende Majorskind herangetreten und flüsterte tröstlich: „Herzlichste Wünsche, Fräulein Ellinor! Das mit den Hasen ist ja dummes Zeug! Sie müssen jetzt mit hinüber zu unserem Fest und uns erklären, wie Sie in diese sonderbare Patsche geraten sind!“ Und sich an den Vater wendend, fragte er artig: „Nicht wahr, Herr Major, wir dürfen die Damen doch mit hinübernehmen?“

„Erst möchte ich doch wissen...“ brummte streng der alte Herr.

„Ach Gott, Papa, wir brauchen Blei für die Neujahrsnacht!“ gestand verwirrt Ellinor.

„Und das von diesen alten Kapellefenstern hat besondere Kräfte! Ich weiß, ich weiß!“ lachte der Oberförster. „Wer davon nimmt und gießt sich ein Ringlein oder einen Brautkranz, der kommt ganz sicher dieses Jahr unter die Haube!“

„Dummes Zeug!“ knurrte der Major. Aber er ließ es geschehen, daß Ellinor und Regina mit zur Mitternachtsbowle pilgern durften, wo sie in ihren netten Bäuerinnenkostümen wieder umschwärmt wurden.

„Werden Sie sich einen Brautkranz gießen? Fräulein Ellinor?“ fragte mit werbenden Blicken der schöne, schlankte Gastgeber, der auch auf der Eisbahn immer ihr Kavaliere gewesen war.

„Wie kann ich das wissen, Herr Baron?“ fragte sie in leiser Verwirrung zurück.

„Und an wen würden Sie denken, wenn die Neujahrstee Ihnen das liebe Schymbol bescherte?“ forschte er dringender.

„Ich weiß nicht... Herr Baron... ich...“ stammelte sie und erglühte dazu wie eine Zentifolie.

„Liebste Ellinor,“ flüsterte er da glückstrunken, „ich glaube, wir können das geweihte Blei alles dem Kusinchen überlassen. Ich sorge für die wirklichen Myrthen noch vor der nächsten Neujahrsnacht.“

Die Schantung-Bahn.

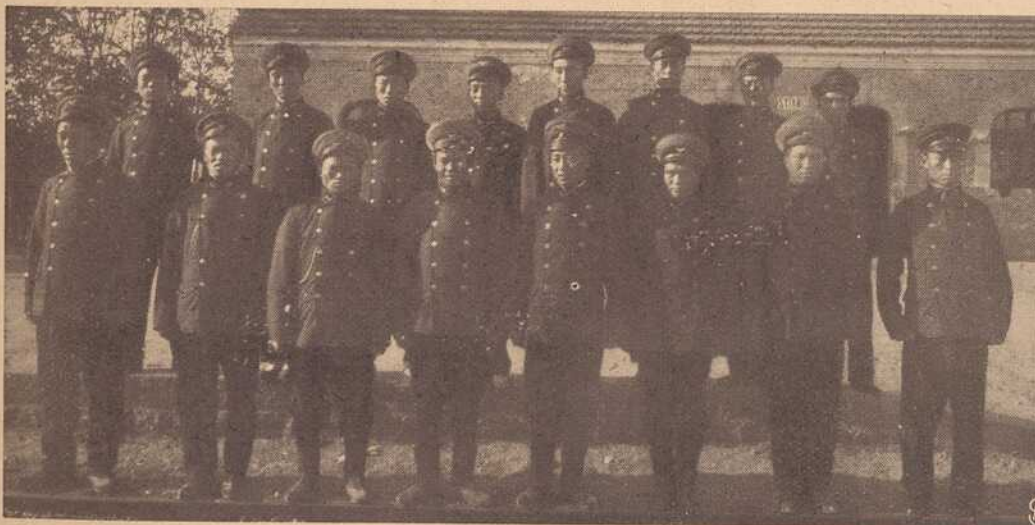
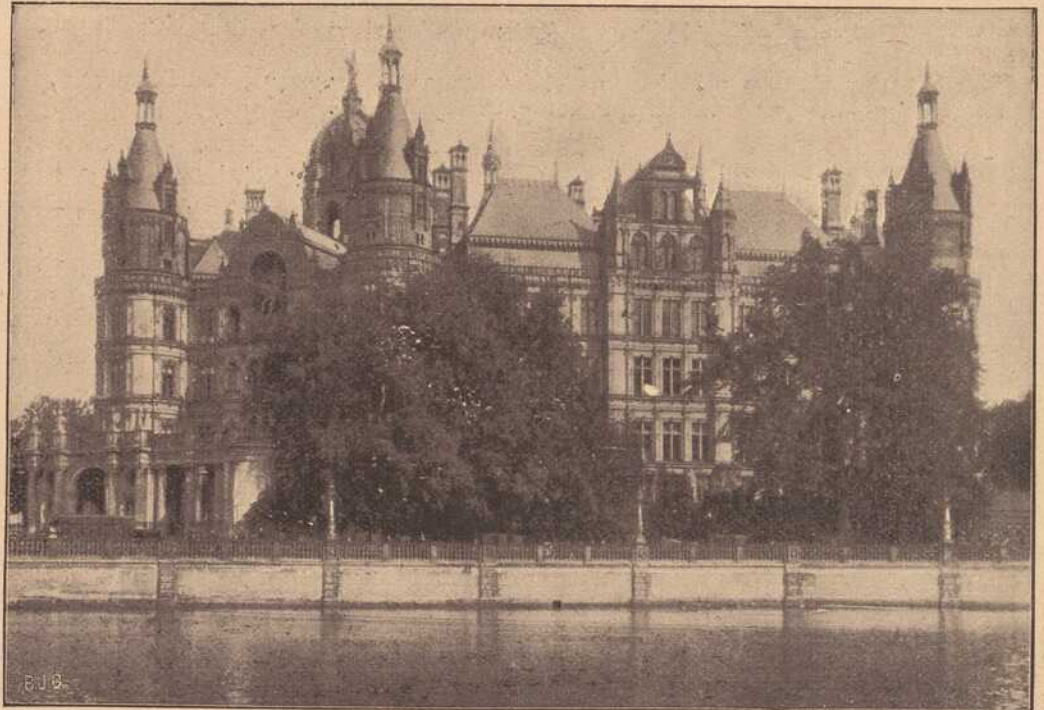


Kiautschous Zukunft ist mehr oder weniger abhängig von der Entwicklung seines Hinterlandes. Für die Aufschließung dieses Hinterlandes kommt in erster Linie die Eisenbahn in Betracht, deren Bau für den Aufschwung Tsingtaus von großer Bedeutung war, und deren Weiterbau nebst Anschluß an die schon vorhandenen großen Strecken im Norden, Westen und Süden eine Hauptbedingung für Tsingtaus künftige Entwicklung ist. An diesen Bahnbauten ist deutsches Kapital in hervorragender Weise beteiligt; die Oberleitung liegt in den Händen der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, die als Unternehmungszweck neben der Ausbeutung der Schantung-Bergwerke den Bau und Betrieb der Eisenbahn von Tsingtau nach Tsinanfu mit Zweigbahn Tschantien-Poschan verfolgt. Uebrigens sind die chinesischen

Der erste chinesische Schutzmann in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Der chinesische Schutzmann in Amerika.

In der Stadt Los Angeles, die eine große chinesische Bevölkerung aufweist, hat sich der Magistrat entschlossen, chinesische Schutzleute versuchsweise einzuführen. Diese Schutzleute werden Nationaltracht tragen, haben aber das bekannte Abzeichen der amerikanischen Polizei. Unser Bild zeigt den ersten chinesischen Schutzmann für Los Angeles, Lung Yep, wie ihm der Polizeichef Sebastian das Abzeichen überreicht.



Gruppe von Lokomotivführern der Schantung-Eisenbahn.

Zum Brand des Schlosses Schwerin.

Am 14. Dezember entstand im großherzogl. Schloß Schwerin ein großer Brand, der den rechten Flügel des Schlosses vollständig einäscherte.

Beamten an den bereits bestehenden Linien der Schantungsbahn vielfach aus Bildungstätten hervorgegangen, die von Deutschen geleitet werden. Unser Bild, das vor dem Stationsgebäude in Syfang aufgenommen wurde, zeigt 16 Lokomotivführer, die Ende Oktober d. J. ihr Examen an der deutschen Technikerschule bestanden und inzwischen wohl ihren Dienst angetreten haben.

Berliner Weihnachtsmarkt-Typen.

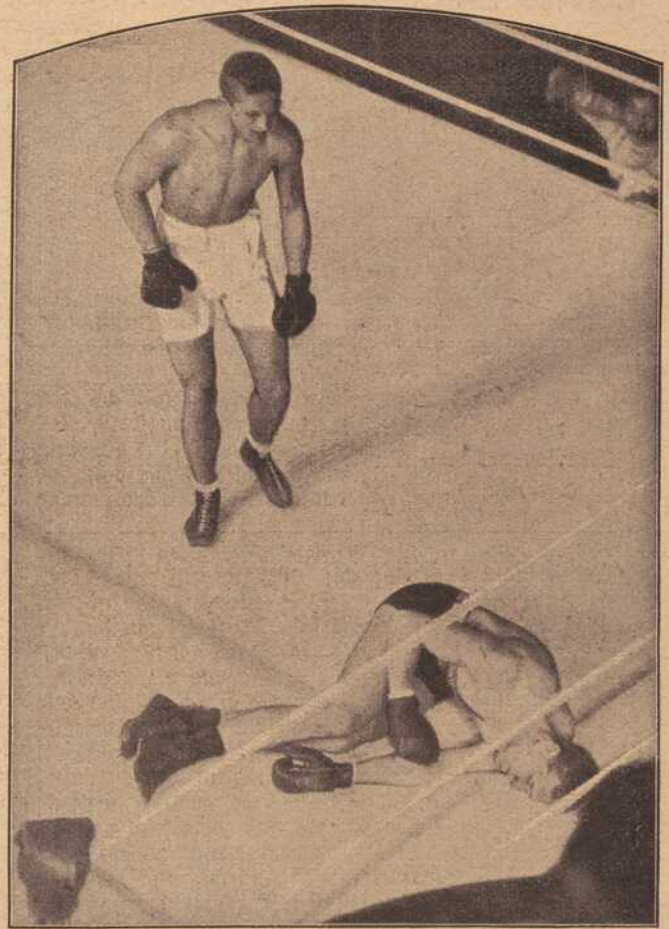
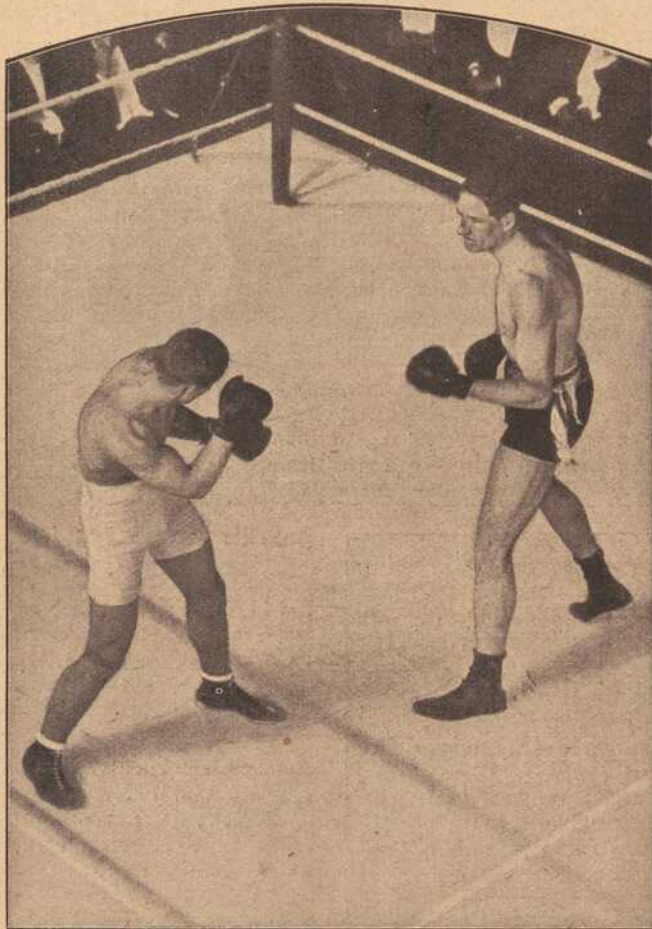
Die Berliner City-Straßen gleichen in der Weihnachtszeit einem gigantischen Jahrmarkt. Die Masse der Passanten macht besonders abends in dem grellen Schein der Schaufensterbeleuchtung und den huschenden Strahlen der Lichtreklamen einen überwältigenden Eindruck. Wo die Menge ein Plätzchen freigelassen hat, steht ein Straßenhändler, der seinem Publikum das neueste Spielzeug demonstriert. In diesem Jahre sind der Leutnant von Zabern und der Sturzflieger Pegoud die Clous der ambulanten Spielzeug-Handlungen.



Berliner Straßenhändler mit Weihnachtsspielzeug:
„Der Leutnant von Zabern mit seiner Patrouille, nur 50 Fennige!“

„Der Sturzflieger Pegoud kriecht 50,000 Mark für jeden Flug, hier nur 1 Mark!“

Der große Boxkampf zwischen dem besten französischen Boxer Carpentier und dem besten englischen, Wells, in London.



Der 20 jährige Franzose siegte in 73 Sekunden über den 1,90 Meter großen u. 25 Pfund schwereren Engländer u. bekam dafür 60,000 Mk. Im Londoner National Sporting Club kam kürzlich der Boxkampf zwischen dem Engländer Wells und dem Franzosen Carpentier zum Austrag. Das Ereignis endete mit dem überraschenden Sieg des Franzosen, der seinen Gegner in der ersten Runde nach einem Kampf von nur 73 Sekunden vollständig schlug. Der Kampf, dem eine vieltausendköpfige Menge mit ungeheurer Erregung folgte, begann damit, daß der schwächere Carpentier auf seinen Gegner losstürzte und ihn sofort einen Schlag aufs Kinn und zwei Magenstöße versetzte, so daß Wells zu Boden sank und sich innerhalb der vorgeschriebenen Zeit von 10 Sekunden nicht wieder erheben konnte.



Die Poren der Hand sind sichtbar.

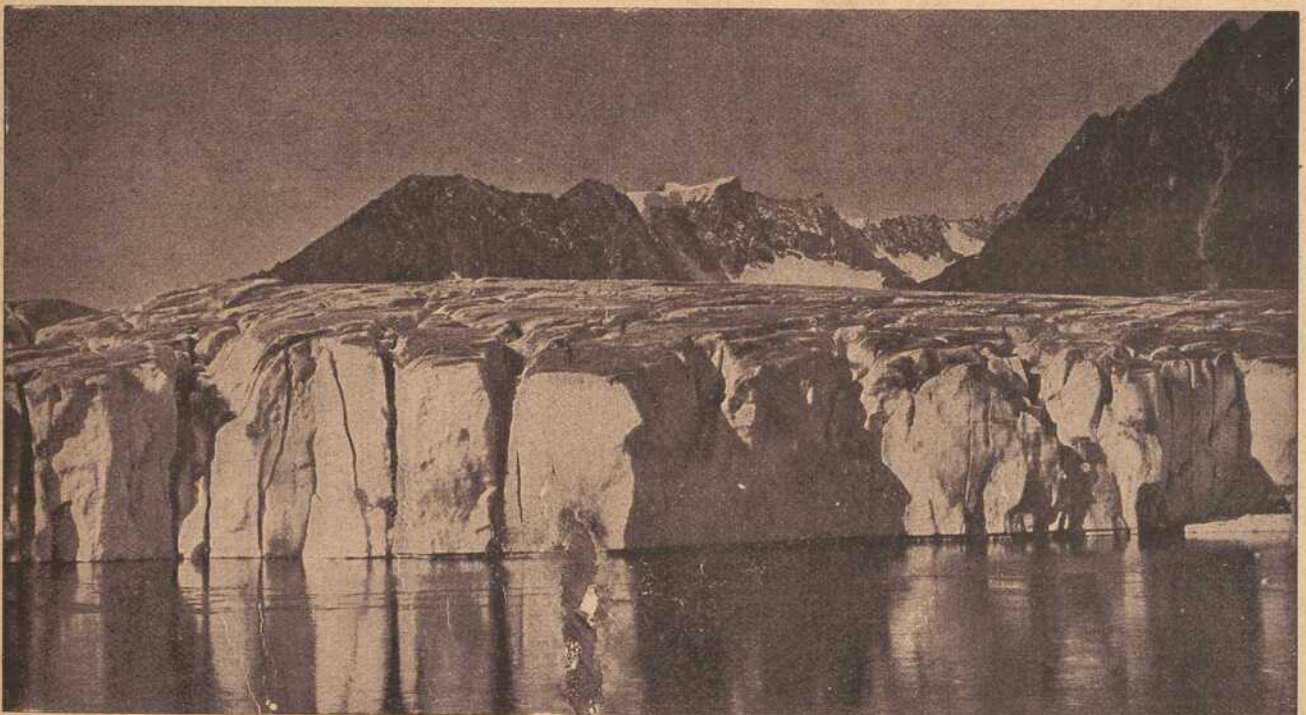


Medaille in Gußeisen, somit ganz schwarz.

Ein neues Verfahren zum Photographieren von Reliefs auf matten und glänzenden Flächen.

Das Photographieren von Medaillen, Münzen usw. bot stets verschiedene Schwierigkeiten, da störende Reflexe vermieden werden mußten. Mancherlei Hilfsmittel waren dafür gefunden, aber entweder waren sie zu zeitraubend, oder sie reichten nicht aus, um alle Details des Objectes genau wiederzugeben, oder aber die Farbe der Gegenstände wirkte störend. Gerade das Photographieren von Fingerabdrücken, das einen so sehr wichtigen Bestandteil d. s. heutigen Kriminaldienstes ausmacht, war mit großer Mühe verbunden. Vor

kurzem gelang es einem Studierenden der Zürcher Universität Herrn W. Nochtowitsch ein Verfahren zu finden, das erlaubt, Gegenstände, bei denen die Form, die feine Struktur der Oberflächen ohne Bezug auf Farbe von Wichtigkeit sind, zu photographieren, ohne sie zu beschädigen. Es wird dies durch den feinen mattweißen Ueberzug, der beim Abbrennen von Magnesiumband entsteht, erzielt. Von den vorzüglichsten mit diesem Verfahren erhaltenen Resultate sprechen wohl unsere Bilder, die wir der sehr gut ausgestatteten Zeitschrift „Die Photographie“, Verlagsgesellschaft Gutenberg, Stäfa-Zürich entnehmen. Sowohl die Medaille als auch die Hand überraschen durch die Klarheit auch der mikroskopisch feinen Details, so daß die Poren der Haut mit bloßem Auge zu sehen sind.



Der große Aletschgletscher im Kanton Wallis. Derselbe bedeckt eine Gesamtfläche von 129 qkm. Die Gesamtlänge beträgt 24 km.

Das Deutsche Kaiserpaar

weilte in Erwiderung des Staatsbesuchs, den das bayrische Königs-paar seinerzeit bald nach dem Regent-schaftswechsel und als ersten in Berlin ab-gestattet hat, jüngst zwei Tage in der bayerischen Residenz und wurde von der dortigen Königs-familie wie von der gesamten Bevölkerung aufs herzlichste emp-fangen.

Bur Regenperiode in Madras.

Aus aller Welt kom-men Nachrichten über gewaltige Wirbel-stürme, die große Regen- und Schnee-massen mit sich führ-ten und vielfach er-hebliche Verkehrsstörungen und Unglücks-fälle aller Art zur Folge hatten. Aus Nordamerika, Afrika, vom Mittelmeer und von der Nordsee häufen sich die Störs-posten, auch manche andere Gegend hat am letzten Sonntag einen tüchtigen Spritzer abbekommen in Gestalt eines starken Wintergewitters, dessen Hagel- und Schneeböen die ganze Umgegend auf-weichten und die Wogen der benach-barten Seen zu selten gesehener Höhe emporpeitschten. Das böse Jahr 1913, in dessen Verlauf die Unwetterschäden eigentlich nie aufgehört haben, scheint



Kaiser Wilhelm II. mit König Ludwig III. von Bayern auf der Fahrt durch München.

also seinen stürmischen Charakter noch in seinen jetzigen Alterstagen beibehalten zu wollen. Uebrigens waren auch die nor-malen Regenzeiten der tropischen Zonen diesmal von außerordentlicher Heftigkeit. Das äußerte sich selbst in solchen Ländern, deren durchschnittliche Regenmenge an und für sich schon sehr beträchtlich zu sein pflegt, z. B. im Südwestmonsungebiet des Indischen Ozeans und namentlich im Sü-den von Vorderindien. Der südlichste Teil dieser Halbinsel, die Präsidentschaft Ma-dras, wurde besonders schwer heimgesucht, in der gleichnamigen Hauptstadt stürzten

viele Häuser ein, und deren Bewohner wurden dadurch obdachlos. Die Straßen waren vollständig überschwemmt, und das allgemeine Verkehrsleben bot, wie unsere Aufnahmen beweisen, in jenen Tagen ein fast groteskes Bild. Madras, die dritt-größte Stadt des Britisch-Indischen Rei-ches, hat über eine halbe Million Ein-wohner und ist sehr weitläufig gebaut. Der kleine, früher als sehr unsauber be-rückigte Fluß Kuwan teilt die ganze Ort-schaft in zwei Teile. Im Norden liegt Blad Town, das Quartier der Eingebore-nen, im Süden das Europäerviertel.



Zur großen Regenperiode in Madras in Vorderindien: Im Eingeborenenviertel.

ich ihn um; stolz hielt ich mich im Sattel; und als es im Todesjahr des Deutschen Bundes hieß, wir sollten in den Krieg ziehen, da hat keiner mit hellerer Begeisterung sein Hurrah gedroht als ich. — So ritten wir los, hinter Vogel von Falkenstein drein, zum Main und über'n Main; und wo ich hintrieb, da gab's ein Loch, und wo mein Gaul trabte, bis es „Fanfaro“ ins Karree hineinging, klirrend, Säbel an Bajonett, da fiel einer in den Sand.

Es war ein heißer Sommertag. Drüben am Ausgang der Schlucht, stand das Gefecht. Wir hielten in Deckung, bereit hervorzubrechen. Dann kam der Adjutant angepöngelt. „Aha!“ ging es leise durch die Reihen. Jede Faust faßte die Zügel fester, jeder Schenkel klemmte den Gaul mit härterem Druck. — Nun erklang das schmetternde Signal zum Vorrücken. Um den Kirchhof auf der Höhe, wie wir jetzt sahen, tobte der Kampf. Die bayerischen Jäger bißten um sich, daß es eine Freude war; und dreimal hatte unser Fußvolk schon gestürmt, dreimal hinter ihnen her das siegesfreudige Hurrah der hellblauen Jungen erklungen. Es war doch immer ein deutsches Hurrah, wenn's diesmal auch auf unsere Kosten ging. Und jetzt ganz besonders auf unsere, der Kürassiere. Das Signal zum Abziehen erscholl zu unserem Verwundern, und ehe wir uns recht bekamen, stürmten wir, den Pallasch in der Faust, zu Fuß im rasselnden Geschwader gegen die Kirchhofsmauer. Es gab manche Beule in manchen Brustpanzer, manche Kugel riß auch ein Loch und ging weiter ins Herz hinein; manch braver Reitermann, der schon auf der Mauer saß, fiel klirrend ins grüne Gras nieder; aber zuletzt waren wir hinüber. Nun galt es noch einen kleinen Sondersturm. Auf dem höchsten Punkte des Kirchhofs stand auf hohem Sockel ein schöner, großer Marmorengel, der segnend einen Palmzweig über die Schläfer und die Streiter hob. — Neben dem Marmorbild stand auf dem Sockel ein junger bayerischer Jägeroffizier; behaglich noch jetzt die Zigarre im Munde, den Säbel nachlässig in der Hand. Um ihn geschart

stand der Rest des geworfenen Bataillons; wenige Leute, die mit der Ruhe alter Schützen ihre Gewehre luden und auf uns abschossen nach sicherem Zielen, als ob sie nach der Scheibe schöffen. Es sah gut aus, aber es wurde uns unbequem. Noch ein: „Marsch, marsch, hurrah!“ und wir waren handgemein mit den wackeren Jungen, die mit ihren Büchsentolben nicht mehr viel ausrichteten gegen unsere Eisenhelme. Nur er, der Leutnant, stand noch droben und zielte eben wieder mit dem Revolver, und diesmal auf mich. Wie's eigentlich kam, das weiß ich nicht, aber im nächsten Moment schrie er auf und hielt statt der rechten Hand mit der Waffe einen blutenden Armstumpf in die Höhe; — dann stürzte er herab. Ich fing ihn auf und trug ihn aus dem Getümmel. Dann ließ ich ihn auf einem Grabhügel nieder, den bleichen, erschöpften Mann. Aber ich erschrak. So viel ich für den tapferen Gefellen übrig gehabt hatte, so tief enttäuscht wurde ich, als ich ihn genauer ansah. Er hatte so gar nichts von einer Heldenphysiognomie an sich; im Gegenteil sah ich in ein Gesicht von so unangenehmem Ausdruck, wie mir kaum je eines begegnet; nie werde ich den Blick vergessen, den er mir zuwarf.

„Wollte Gott, ich begegnete Ihnen noch einmal in diesem Leben und könnte Ihnen den Dieb heimzahlen, mit dem Sie meine Karriere zerhauen haben!“ zischte er.

„Soll mir recht sein; dann nehm' ich auch die linke Hand!“

Mit einem Fluch wandte er sich, freidebläb, dem Arzt zu, der zu ihm trat. So schieden wir. —

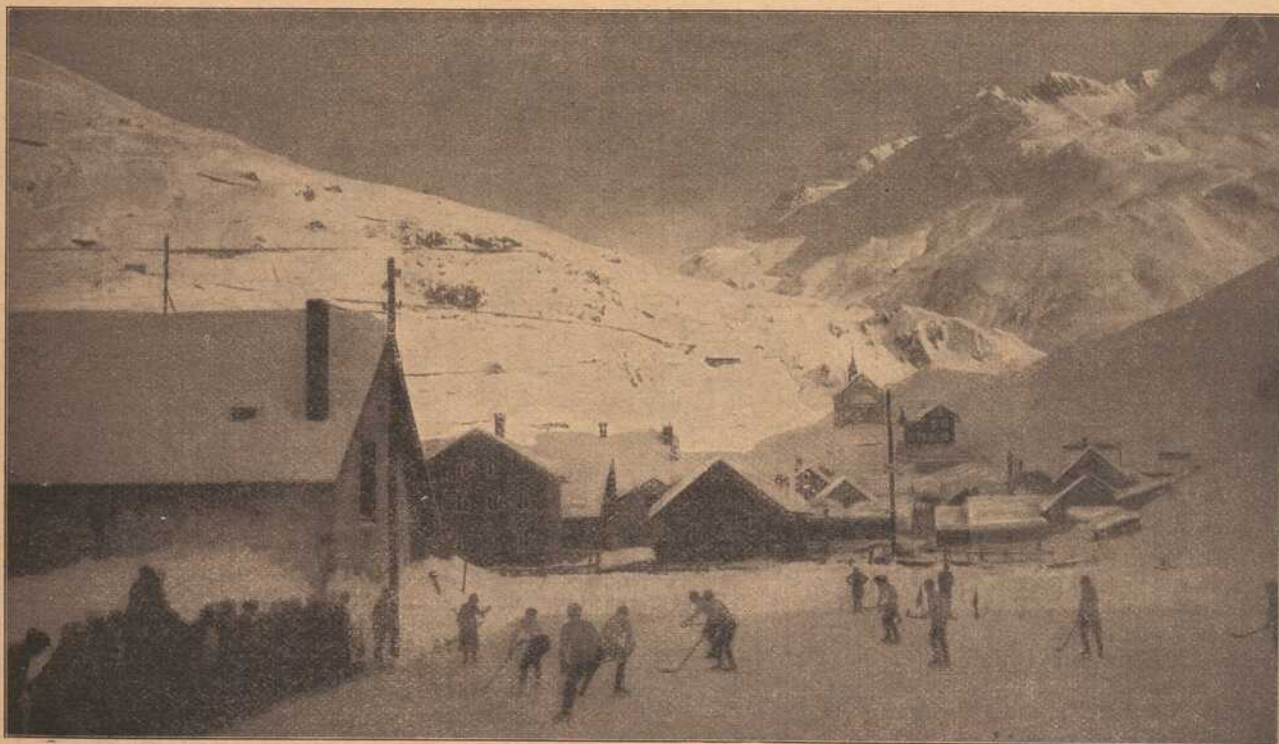
Mußten noch manchen guten Ritt machen, wir Kürassiere, und als wir in Frankfurt hinter dem alten Helden einritten, da hatte ich den dritten Gaul unter mir. Dauerte dann nicht gar lange, daß wir heimwärts zogen. War 'ne frische fröhliche Zeit: Manneswerk und Mannestod im schönen Nebeneinander. Nun galt es Manneswirken im goldenen Frieden.

Ja, goldener Friede, goldene Zeit, die nun kam! Ich hatte meinen ersten selbst-

ständigen Bau zu leiten auf dem Lande, auf lehrreichen Boden. Einem reichen Ziegelfabrikanten gefiel sein gemütliches Wohnhaus mit dem moßigen Strohdach nicht mehr. Er wollte sich eine Altburg bauen, und ich ward dazu ausersehen, die Zinnen, Türme und Türmchen möglichst mittelalterlich aus der Erde wachsen zu lassen. Als ich ihm den ersten Entwurf zeigte, gefiel er ihm, und mir gefiel die schöne Berg- und Waldgegend. Um mein Erstlingskind immer im Auge zu behalten, mietete ich mich für den Sommer dort ein. Stand da in einer Waldlichtung ein zierliches, leerstehendes Witwenhäuschen; da wollte ich wohnen, in allem mein eigener Herr. Eines schönen Frühlingstages zog ich mit Sack und Pack — soviel ein fahrender Junggeselle davon hat — und mit einem Diener nebst Reitspferd in meine Waldklausur ein.

Ich entsinne mich noch des ersten Morgens — es war im Mai — als ich da, etwas gegen meine Gewohnheit, kurz nach Sonnenaufgang aus dem Fenster lehnte. Wie war die Welt schön! Dicht vor meiner Tür floß rieselnd und rauschend ein Waldbach über feines Geröll. Ueber das schaumige Wasser neigten sich ein weißblühender Kirschbaum und ein rotblühender Apfelbaum, welche die Zweige ordentlich in einander verschränkt hatten. Rundumher leuchtendes, junges Buchengrün. Und vom Walde her schallte das Schlagen der Finken mit herz erfreuendem frischen Klang. Wie war mir wohl! Und hier sollte ich monatelang hausen, in dieser prächtigen, duftigen Stille; und unabhängig, sorgenlos — selber frei wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt.

Meinen Arbeitstisch hatte ich mir vor die Tür stellen lassen. Es war ein wohniges Arbeiten dort im Maienlicht. Da saß ich hinter meinem Schirm, wenn die warme Frühlingssonne es gar zu gut meinte, und zeichnete mit nie vorher gekannter Freudigkeit. Und um mich her war's der reine Konzertsaal. Da trillerte, schlug und jubilierte es in allerlei lieblichen Vogelstimmen; und immer näher kamen sie; immer zutraulicher wurden sie; streute ich ihnen doch jeden



— Eis-Hockeysport in Andermatt —

Morgen reichliche Nkung; der Weg zum Herzen und zum Vertrauen geht nicht bloß bei den Menschen durch den Magen.

Und wenn ich abends rauchend im Fenster lag und hinaushorchte in den kirchenstillen, märchenhaft vom Abendlicht durch-

Es waren Tage vergangen seit jenem Abend. Von meinem Ziegeleibesitzer hatte ich viel Schelte bekommen, daß ich so selten zur Feierstunde meine Schritte hinablenkte zum „Herrenhaus“, wie er's gerne nennen hörte, und besonders die abendlichen Stat-

„Sind beide von Fleisch und Blut; mein Bruder hat eine Ziegelei da an der andern Waldkante gepachtet!“ Sie wies mit dem Hut nach Süden. Ein wunderschöner, runder Arm kam dabei aus dem weiten Ärmel des leichten, lichten Morgenkleides zum Vorschein.

„Ei du Donnerchen, bist du aber reizend!“ dachte ich im stillen.

„Darf ich mal sehen, was Sie da auf dem Brett haben?“ fragte sie.

„Bitte sehr!“

Sie trat heran. Der Hund wich nicht von ihrer Seite.

„Ei, wie hübsch!“ entfuhr es ihr — das wäre ja ein reizendes Wohnen in solchem Hause. Alles stilvoll —“ sie beobachtete schweigend eine kurze Weile die Hauptansicht eines Jagdschlösses, die ich für eine Konkurrenz beinahe fertig gemacht hatte. Plötzlich lachte sie wieder hell und freundlich auf.

„Nein, sieh' mal hier, Pluto!“ rief sie. Pluto hob sich gehoriam auf die Hinterbeine, stützte die Vorderpfoten auf den Tisch und folgte mit großen, klugen Augen dem schlanken Finger. „Sieh nur, Großer, sogar die Hundehütte ist stilvoll gehalten; kannst du sehen, was das ist?“

Ein tiefer Ton war die freudig zustimmende Antwort.

„Ja, so gut wird's dir nicht werden!“ fuhr sie fort, und klopfte lächelnd den Kopf des Hundes; „der Rademacher wird dir schon eine haltbare zusammenschlagen; aber stillos. — Er muß nämlich eine neue haben,“ klärte sie, zu mir aufblickend, „deshalb interessieren wir uns für den Gegenstand.“

Mir fuhr ein lustiger Gedanke durch den Kopf. Ich hätte dem Mädchen gar zu gern einen Gefallen getan.

„Darf ich Ihnen die Zeichnung dazu machen, so wie diese, aber größer, und brauchbar für Ihren Rademacher?“

„Wollten Sie?“ rief sie. „Das wäre reizend! Pluto, geh hin und gib dem Herrn die Pfote.“

Langsam setzte sich Pluto, und unwillig hob er die biedere Rechte. Ich nahm sie und schüttelte sie kräftig. Pluto brummte. „Er mag mich nicht!“ sagte ich.

„Das wird schon kommen!“ antwortete sie leicht hin.

„Hoffentlich. Aber darf ich Ihnen einen Stuhl aus dem Hause holen? Dann mache ich Ihnen die kleine Zeichnung gleich fertig.“

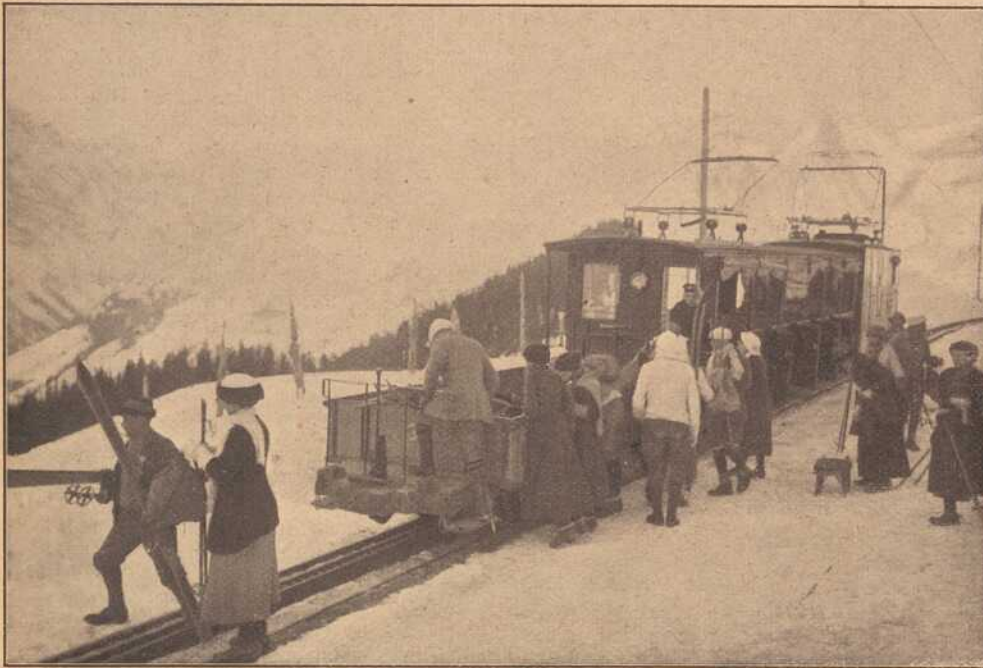
Sie schaute nach der Uhr. „Geht nicht! erklärte sie kurz und ernsthaft; „habe mich schon verspätet, muß nach Hause und nach dem Essen sehen; sonst schilt mein Bruder.“

„Ja, wie soll ich's Ihnen zustellen? Darf ich's Ihnen bringen, das Bildchen?“

Sie sann einen Augenblick nach. „Nein, das geht nicht! Wissen Sie, ich hol's mir morgen oder übermorgen. Adieu, und freundlichsten Dank!“

Ein kurzer, lächelnder Blick — und schon schritt sie hold und morgenfrisch, ein Bild von Anmut und bezaubernder Jugend, über die Brücke. Pluto tanzte vor Freude belend um sie herum. So verschwand sie im Waldesgrün.

Ja, wie war mir denn mit einemmal: das war ja wie früherer Lebensstau auf die grüne Wiese meines Herzens. So etwas blühte hier in der Gegend, und zu Fuß erreichbar? Na, Mädel, wenn du nicht eine Hundehütte bekommst, die im Bäderer als Hauptsehenswürdigkeit der Gegend verzeichnet wird, dann ist die Welt alt geworden, und Frauenschönheit ist eine Münze, die keinen Gang mehr hat, und künftig macht



Ein Sportzug der Wengernalpbahn.

schienenen Wald, dann hub allmählich in dem blühenden Apfelbaum Frau Nachtigall an zu schlagen mit wunderbarem Klang; und stundenlang konnte ich dem süßen Ton lauschen; diesem Schluchzen, Klagen, Jauchzen, dem nicht nur das Ohr, dem die Seele Einlaß gibt.

Ich bin nie sentimental gewesen; aber über Gottes Herrlichkeit sich freuen, wo sie sich offenbart, das ist wirkliche Wonne.

So lag ich eines Abends wieder behaglich im Fenster. Prächtiger, kräftiger Waldduft kam mit dem leisen Nachthauch herangezogen; schwarz, scharf umrissen lagen die Schattenslinien des Hauses auf dem im Mondlicht schimmernden Rasen; um das Windlicht drüben in der Laube flatterten zwei große Nachtfalter; kaum daß es einmal traumhaft in den Baumfronten rauschte, dann rieselte unhörbar ein weißliches Geflüber von weissen Blütenblättern herab. Und die Nachtigall schlug.

Plötzlich verstummte sie, mitten in einer langen Kadenz. Ich hob das Gesicht. Was war das? Da klang es von fern her aus dem Walde mit bestückendem, wunderbar hellem Wohlklang — aber es war Gesang aus lebendiger, jauchzender Menschenbrust; eine Mädchenstimme von mächtigem Umfang und glockenhellem Ton hatte da drüben im tiefen Hag, dem mondburchglänzten, schattenverdunkelten aufgehoben, und es schallte durch die Stille:

„Schwing' dich auf, Frau Nachtigall, Grüß meinen Schatz viel tausendmal!“

Ich horchte. Ferner und ferner klang der Gesang der Waldnymph; denn wer sollte denn sonst hier wohl um zehn Uhr abends noch Ständchen bringen? Daß das Singen mir galt, war doch außer Frage — aber nein, sie, die Nachtigall, der es gesungen war, sie wußte, daß es ihr gegolten, und wieder hob sie die Stimme und schlug in die Mondnacht hinein. Und dann war alles still; nur aus weiter Ferne war's mir, als ob tiefes Hundegebell herüberklänge in meine Einsamkeit.

partien mit dazu gehörigem Grog nicht häufiger besuchte. Dissen gestanden, gefiel's mir zu Hause besser. Aber zu einer großen „Gesellschaft“, die „mir zu Ehren“ gegeben werden sollte, hätte ich nun doch bestimmt zuzugewöhnen müssen.

Zwei Tage vor der großen Feier saß ich wieder stillbergnügt über meinem Reißbrett und pfiff während der Arbeit um die Wette mit dem liederfrohen Gesindel, das um mich in Büschen und auf Bäumen, auf Zaun und Hecke saß. Da plötzlich hörte ich hinter mir einen leichten Schritt auf dem Kies und den erstaunten Ausruf: „Nun aber!“

Ich fuhr herum. Was war das? War mein Traum von der Waldnymph doch Wahrheit gewesen? Da stand ein schön gewachsenes, schlankes, reizendes junges Mädchen an der Hausecke, die klaren Augen auf mich gerichtet; den Hut in der Hand, und langes, blondes Haar in prachtvoller Fülle über Nacken und Rücken wallend. Neben ihr ein großer, gelber Leonberger, der mit etwas gespanntem Ausdruck mich beobachtete und um dessen Maul es ein klein wenig zu zucken schien, als wenn er Lust hätte, mir die Zähne zu zeigen.

Sie nickte unbefangen mit dem Kopfe. Ich war aufgestanden.

„Böhen Sie hier?“

„Zu Befehl, Gnädige!“

„Davon weiß ich ja gar nichts! Seit wann denn?“

„Seit drei Wochen!“

„Mit wem hab' ich eigentlich die Ehre?“ fragte sie, und das Lächeln um den reizenden Mund wurde immer deutlicher.

„Ich bin der Architekt Klugler.“

„So, Architekt sind Sie!“ sagte sie; „bauen Sie etwa die Ritterburg für den Herrn Meyer?“

„Ja, meine gnädige Dryade; ich nehme an, daß Sie hier zum Walde gehören und nur Sonntagskindern wie mir sichtbar erscheinen. Ist der Hund echt?“

Sie lachte leise auf; aber so, wie nur ein Mädchen von bester Erziehung lacht. Es klang allerliebste.

man bloß noch Pläne für Krankenhäuser und Altweiberspittel.

Wieder sang am Abend die Nachtigall! Und ich trank in der Stille eine Flasche Rheinwein dazu; und mit einemmale sang ich selbst, aber nur leise für mich:

Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß meinen Schatz viel tausendmal!
Schwing dich auf! Schwing dich auf!

Die aufgehende Sonne vergoldete die Gipfel der Waldbäume, und kühl fuhr der Morgenwind durch die Baumkronen. Ich lag schon wach, gegen meine Gewohnheit. Erstaunt blickte ich nach der Uhr. „Hans, bist du krank oder bist du verliebt?“ fragte ich mich.

Die prächtige, duftige Morgenluft wehte mir durchs offene Fenster ins Gesicht und bauschte die blütenweißen Vorhänge wie losgeworfene Segel in der Bst. Ich lag und dehnte mich. Plötzlich brach die Sonne über den Gipfeln hervor, und eine helle Flut von leuchtenden Strahlen drang ins Zimmer.

„Ah, heute morgen kommt ja die Kleine und holt ihre Hundehütte,“ fuhr es mir durch den Sinn. „Prachtvoll!“ Mit einem Satz war ich aus dem Bett und lief nach meiner Mappe. „Famoses Lokal!“ gestand ich mir. „Darin kann der ärmste Hund wohnen. Erinnert an einen altnordischen Bau! Na, das bringt dir hoffentlich einen freundlichen Blick, Hans! Und gleich sinnig in Aquarell mit umherliegenden Knochen ausgeführt; Aufriß, Grundriß — weiter kann man die Aufmerksamkeit selbst gegen eine Waldsee nicht treiben.“

Da sah ich wieder, wie gestern und versuchte zu zeichnen; aber ich war nicht bei der Sache. Waren es die Sonnenstrahlen, oder waren es Goldfäden, ähnlich ihrem Haar, die mir die geraden Linien verrückten und

verschnörkelten — ich war nicht zufrieden mit meinem Tun und sah oft nach der Uhr, ob's noch nicht Zeit zum Frühstück sei. „Aber Hans, was geht dich das Mädel an?“ sagte ich mir, den Bleistift spitzend, der's eigentlich gar nicht nötig hatte — da, horch, was kirschte da auf dem Kies? Ein leichter, behender Fuß; und dazu rauschte ein Gewand — ich sprang auf! richtig, da stand sie ja wieder an der Hausede und wieder so unsäglich lieblich! Aber das Haar war diesmal in einem Knoten im Nacken zusammengenommen.

„Guten Morgen!“ nickte sie heiter, „da bin ich wieder. Wissen Sie, eigentlich hatte ich mir vorgenommen, den Pohnjungen zu schicken; aber nachher schien mir, das hätte doch gar zu dumm und anspruchsvoll ausgesehen; es ist ja doch die reine Güte von Ihnen, wenn Sie Pluto ein Hundehaus bauen wollen.“

„Ich habe noch kein Schloß lieber entworfen,“ antwortete ich ehrlich. „Bitte sehen Sie sich, dann hole ich die Skizze.“ Diesmal hatte ich für einen zweiten Stuhl gesorgt. — „Danke.“

Sie ließ sich nieder, nahm den Hut ab und setzte ihn Pluto, der gravitatisch dicht neben ihr hoch aufgerichtet saß, auf den dicken gelben Kopf. Er leckte ein wenig nach der Hand, die über seine Schnauze fuhr. „Sieht er nicht prachtvoll aus?“ fragte sie, mit sonnigem Lächeln ausblickend.

Sie sah prachtvoll aus. Der brave Köter weniger.

Ich ging auf mein Zimmer und schaute, während ich hinter dem Fenster stand, verstoßen hinaus auf das farbenprächtige Frühlingbild. Sie hatte die Füße übereinander gelegt und den feinen Kopf zurückgebeugt. So sah sie nach oben, ins Himmelsblau,

in dem eine Weihe langsam ihre Kreise zog. Der Maiblumenstrauch an ihrer Brust hob sich in regelmäßigem Atemzug; die weißen Hände ruhten gefaltet im Schoß. Ich werde das Bild nie vergessen. Es wurde mir schwer, den Blick zu wenden.

Sie wandte den Kopf, wie ich heraustrat, die Skizze ihr entgegenhaltend. Mit einem hellen Freudentrus sprang sie auf, daß sie Pluto dabei den Hut vom Kopf streifte.

„Nein, wie hübsch!“ rief sie und faßte das Blatt, das ich nicht los ließ. Ihre Hand lag dicht an meiner. Während sie die Hundehütte studierte, studierte ich jeden Zug des entzückenden jungen Gesichtes.

„Tausend Dank!“ sagte sie ausblickend und reichte mir freundlich die Hand. „Eigentlich war's doch dreist von mir, Ihr Anerbieten ohne weiteres anzunehmen; aber ich weiß selbst nicht, wie's so kam,“ schloß sie ehrlich. — Plötzlich schoß ihr eine Blutwelle ins Gesicht. „Nein,“ klagte sie und reichte mir das Blatt wieder hin — „seien Sie mir nicht böse, aber es fällt mir erst jetzt ein; das Ganze war Unsinn! Ich darf das nicht nach Hause bringen!“

„Warum denn nicht?“ fragte ich verblüfft.

„Mein Bruder würde schelten!“

„Gestern wollte er auch schelten; ist er denn so schlimm?“

„Er ist ein Griesgram. Wie sollte ich ihm gegenüber die Zeichnung erklären? Er wäre imstande, sie Ihnen zurückzuschicken und mich zu blamieren.“

Mein Herz fing an zu brennen in mir, wie sie jungfräulich da vor mir stand. Mir fuhr ein rettender Gedanke durch den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. B. Mittel, Würzburg. Telefon 2782. — Verantwortlich für die Inserate: A. Ch. Hunger in Würzburg. — Druck der Verlag-Anstalt Minerva und Familienheim A.-G., Würzburg u. Zürich. Telefon 95.

Spiel und Scherz.

Humoristisches.



Richter: „Zeuge, woran erkennen Sie denn, daß das gestohlene Taschentuch hier Ihr eigenes ist?“

Zeuge: „An der Farbe, Herr Richter.“

Richter: „Ja, aber ich habe auch ein Taschentuch von solcher Farbe.“

Zeuge: „Das glaube ich schon, mir fehlen auch mehr als eins.“

Ein Pole, der angeblich kein Deutsch verstand, stand vor Gericht und wurde zu 10 Mark Geldstrafe verurteilt. Er tat verständnislos. — „Sie sollen 10 Mark bezahlen,“ sagte der Richter. — Keine Antwort. — „Kerl, hier, zahlen, 10 Mark!“

brüllte der Referendar. — Der Pole rührte sich nicht. — „Darf ich es mal sagen,“ bat der alte Gendarm. „He, du, Popolski, du bist zu 20 Mark verurteilt!“ — „Ist nicht wahr,“ sagte der Pole, „sagt Richter bloß 10 Mark!“

Gesanglehrer: „Die Aussprache muß besser sein. Ihr dürft die Worte nicht zusammenschieben. Es heißt: „Und ist der Maier erschienen“, ihr aber singt: „Und ist der Maier Schienen.““

Definition. Was plagt und auf die Erde fällt, ist ein Ballon. Was aber beim Plagen in die Luft fliegt, ist ein Automobil.

Das Glück der Ehe. „Ich hörte, Sie hätten geheiratet?“ — „Ja, die Unordnung war schrecklich, — bin immer mit abgerissenen Knöpfen herumgelaufen.“ — „Na und jetzt?“ — „Jetzt nähe ich sie mir an!“

Beim Dorschbader. „Wie, der Lehrling soll mir das Haar schneiden und Sie sichern derweil den Pudel?“ — „Ja, wissen S', gnä' Herr, das muß nämlich sehr al'rat gemacht wer'n!“

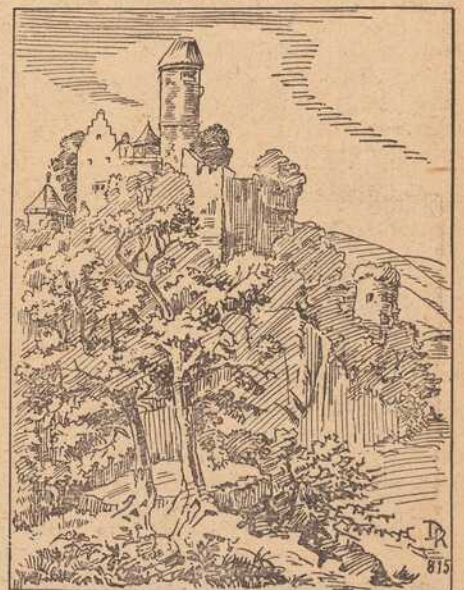
Betrachtung. Stromer (der soeben aus dem Gefängnis entlassen worden ist, vor dem Bäckerladen): „Jedesmal, wenn man herauskommt, sind die Semmeln kleiner geworden!“

Schwerer krank. Arzt: „Die Junge ist etwas belegt. Wie steht's mit dem Appetit? Haben Sie Appetit?“ — Patient: „Manchmal, manchmal aber a nit!“ — Arzt: „Wann denn zum Beispiel nicht?“ — Patient: „Wenn i grad vorher a G'selchts mit Knödeln und Kraut geissen hab'.“

Zu viel. „Was würde wohl aus dir werden, Mäuschen, wenn du mich verköstest?“ — „Ich würde geradezu verrückt!“ — „Und würdest du dich wieder verheiraten?“ — „D nein! so verrückt wär' ich doch nicht!“

Auch ein Freund. A.: „Warum haben Sie sich noch nicht eine Lebensgefährtin genommen?“ — B.: „Ja, wissen Sie: Lebensgefährtin kommt von Lebensgefahr.“

Vexierbild.



Wo ist die Touristin?

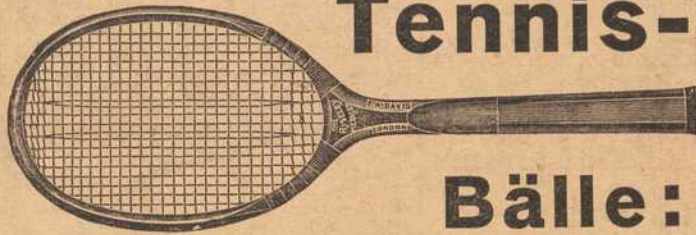
Königlicher



Hoflieferant

André Gensler

Spezialgeschäft für Herren-Sport-Artikel



Tennis-Rackets

grösste Auswahl in sämtlichen

erstklassigen Marken: Davis, Hammer, Mass, Slazenger, Staub

Bälle: Davis, Continental, Standard, Slazenger

Fussball: Triumphball (Alleinverkauf)

Hockey: Schläger, Bälle, Beinschützer etc. etc.

Winter-Sport-Bekleidung

von Kopf bis Fuss

Sport-Hemden, Anzüge, Westen, Mäntel, Mützen, Gamaschen, Handschuhe etc.



Wintersport-ausrüstungen

Für Herren!

Für Damen!

Für Knaben!

Für Mädchen!

**Siegbert
Freudenberger**



Touristen-, Wandervögel-, Wehrkraft-Ausrüstungen

Rudolf Winkler, Würzburg

Brücknerstr. 5

Franko-Versand

Fernruf 825

